



Grenzpanoramen, entstanden um das Jahr 1700. Oben: Kragenköpfe — Blick ins Blühnbachtal mit Jagdschloß und auf den Hochkönig. Unten: Gegend um den Funtensee von Norden gesehen. Aus dem Salzburger Landesarchiv.



.



Alpenvereins-Jahrbuch 1972

("Zeitschrift", Band 97)

Schriftleitung:

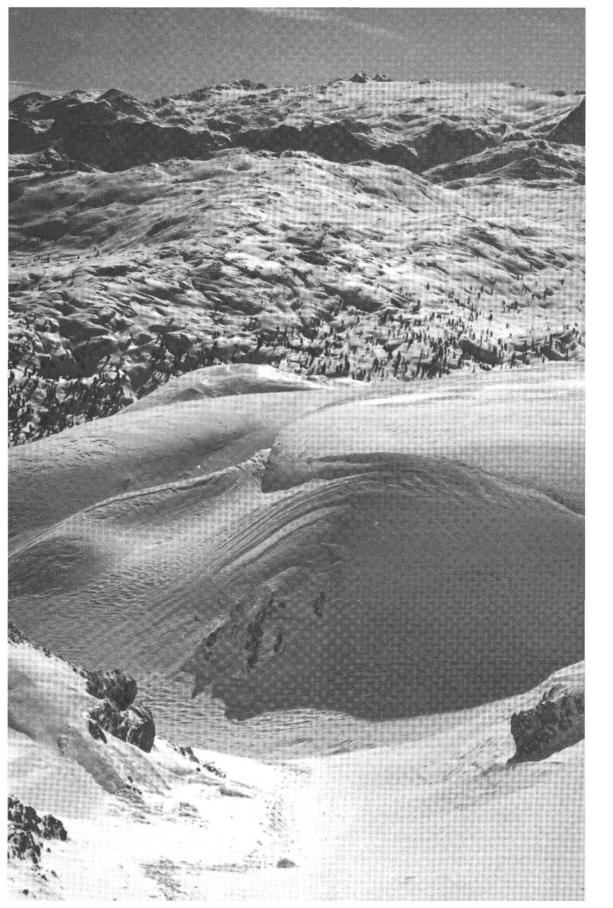
ULRICH MANN UND MARIANNE UND ELMAR LANDES (DAV)

Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein München, Innsbruck 1972 Umschlagbild: Auf dem Nordostgrat des Illampu, Cordillera Real, Bolivien. Seine Überschreitung glückte 1971 Mitgliedern der Regensburger Andenkundfahrt. Foto: H. Zembsch

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben. Drucktechnische Gesamtausführung: Franzis Druck, 8 München 37, Postfach 37 01 4Q.

Inhalt

		Seite
Rüdiger Finsterwalder:	Zur Aufnahme der Alpenvereinskarte "Hochkönig-Hagengebirge"	5
	*	
Klaus Haserodt:	Das Hagengebirge – eine geographisch-landeskundliche Einführung	11
Helmut Probst:	Streifzüge durchs Hagengebirge	23
Albert Morocutti:	Streifzug in die Höhlenwelt des Hochkönigs und Hagengebirges	29
Wilhelm Nerl:	Das Steinwild im Hagengebirge	31
Horst Moosleitner:	Das Paradies der Lurche	36
	*	
Robert Hösch:	Steiganlagen am Hochkönig	39
Robert Hösch:	Das Matrashaus und seine Geschichte	45
Sepp Goldberger:	Ubergossene Alm — wie lange noch?	51
Werner Heißel:	Als Geologe im Hochkönig-Gebiet	54
Friedrich Moosleitner:	Kupfer vom Mitterberg	55
Liselotte Buchenauer: Franz Rasp:	Die große Überschreitung — vom Hochkönig zum Steinernen Meer 30 Gipfel auf einen Streich — 1. Winterüberschreitung der Mannlwand	59 64
	*	
Franz Dotter:	Ernstes, Kurioses, Lustiges und Unheimliches	67
	外培养	
Günter Hauser:	Der weiße Elefant und die Bergsteiger	81
Friedhelm Bertelmann:	Im Rolwaling-Himal	87
Rüdiger Lutz:	"Wir waren eine Mannschaft von Freunden und sind Freunde geblieben"	
	Tiroler Lhotse-Expedition 1970	95
Heinz Zembsch:	Zwischen Lamas und Büßereis —	
	Erste Begehung des Grates Pico del Norte — Illampu	103
Erich Grießl:	Feuer, Eis und steile Gipfel - Im Neuland an den Vulkanen Ecuadors	109
Wolf Reuter:	Basislagerhöhe "0" – Oberhessische Grönlandkundfahrt 1971	114
Robert Wagner:	Treffpunkt Kulakmali – Kölner Hindukuschfahrt 1971	118
Rudolf Lindner:	Über dem Meer die weißen Gipfel - Skitouren in Griechenland	121
Hans Thoma und Anselm Vogel:	Gebirge an der Derwischstraße — Tagebuchnotizen über das Munzur-Bergland am oberen Euphrat	135
	*	
	Kundfahrten und Expeditionen 1971	147
	光诗 恭	
Karl Greitbauer:	Gedanken über das Bergsteigen und den Bergsteiger	170
Peter Baumgartner:	Bergsteigen '72	177
Walter Danz:	Naturschutz, Umweltschutz und Fremdenverkehr	185
Pit Schubert:	Sicherheitskreis im DAV	194
	÷	
Gerhard Leukroth:	Der lange Weg nach Pian Trevisan	203
Eberhard Rosenke:	Fuji	207
Ernst Kieres:	Die englischen Zwissinge	213
	谷沙	
Inhalt des Wissenschaftlie	chen AV-Heftes "Hochkönig-Hagengebirge"	221
Kartenbeilage: Hochköni	g-Hagengebirge 1:25 000	



Zur Aufnahme der Alpenvereinskarte "Hochkönig-Hagengebirge"

RÜDIGER FINSTERWALDER

Der Deutsche Alpenverein bringt heuer das zweite Blatt des Kartenwerkes der Berchtesgadener Alpen mit der Bezeichnung "Hochkönig-Hagengebirge" heraus, nachdem bereits 1969 das erste Blatt "Steinernes Meer" erschienen ist. Bei der Erstellung dieses Kartenwerks wurden verschiedene Neuerungen. sowohl in topographischer als auch in kartographischer Hinsicht vorgenommen, die ein Begleitwort beim Erscheinen der Karte rechtfertigen. Herr Dr. Brandstätter hat als kartographischer Bearbeiter im Alpenvereinsjahrbuch 1969 bereits eingehend über Inhalt und Aussehen des ersten Blattes berichtet. Im folgenden Aufsatz soll daher überwiegend auf den vermessungstechnischen Teil eingegangen und der Ablauf dieser Arbeit beim zweiten Kartenblatt geschildert werden.

1. Bildflug und Paßpunktbestimmung

österreichischen Grenzgebiet östlich des Königssees und umfaßt eine Fläche von insgesamt 315 gkm, wobei der baverische Anteil 60 gkm, der österreichische 255 gkm beträgt. Für die Kartenherstellungen lagen bereits folgende topographische Unterlagen vor: Das bayerische Gebiet war durch eine photogrammetrische Neukartierung im Maßstab 1:10 000 mit 20 m-Schichtlinien nach einem Bildflug vom Jahre 1959 sehr gut erfaßt [3]. Ferner existicate für einen Streifen von je 500 m zu beiden Seiten der Landesgrenze das baverisch-österreichische Grenzkartenwerk im Maßstab 1:5 000 mit 10 m-Schichtlinien. Beide Unterlagen wurden vom Bayerischen Landesvermessungsamt dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.

Das Kartengebiet (Abb. 1) liegt im bayerisch-

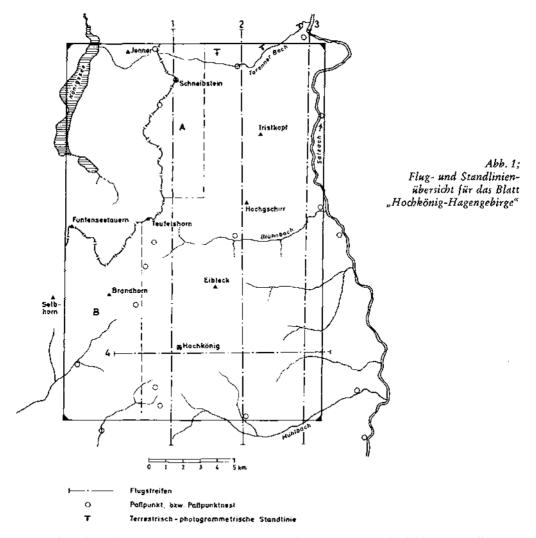
Im österreichischen Gebiet stand für einen Teil des Hagengebirges mit einer Fläche von 30 qkm eine Luftbildkartierung neueren Datums des Bundesamts für Eich- und Vermessungswesen, Wien, im Maßstab 1:10 000, ebenfalls mit 20 m-Schichtlinien, zur Verfügung (Teil A, Abb. 1). Da diese Luftbildkartierung jedoch im Hinblick auf die Herstel-

lung der österreichischen Karte 1:50 000 erfolgte, hatte sie nicht die Genauigkeit der Unterlagen für das bayerische Gebiet. Dennoch konnte sie nach Anbringung verschiedener Ergänzungen und Verbesserungen übernommen werden. Für den Rest des österreichischen Gebiets lagen mit Ausnahme des bereits von der Alpenvereinskarte des Steinernen Meers erfaßten Teils von etwa 41 qkm (Teil B, Abb. 1) keine brauchbaren Unterlagen vor. Sie mußten durch eine Neukartierung erst geschaffen werden.

Dabei kam vom geomorphologischen Aufbau des Gebiets her nur die Luftphotogrammetrie in Frage. Wegen des plateauförmigen Charakters der Gebirgsstöcke wäre die Anwendung der terrestrischen Photogrammetrie infolge Fehlens von überhöhenden Standpunkten auf große Schwierigkeiten gestoßen. Bei der Planung des Bildflugs mußte zunächst über den Typ der zur Verwendung kommenden Aufnahmekammer und den Bildmaßstab entschieden werden. Hierbei war unter anderem auch Rücksicht auf das für die Auswertung vorgesehene Kartierungsgerät zu nehmen. Da die Auswertung zum Großteil am Aviographen B 8 von Wild des Instituts für Photogrammetrie und Kartographie der Technischen Universität München durchgeführt werden sollte, schied die Normalwinkelkammer als dort nicht auswertbar aus. Die Wahl fiel auf die übliche Weitwinkelkammer mit dem Bildformat 23 x 23 cm und der Brennweite 15 cm, eine Kammer, die auch im Gebirge immer mehr zum Einsatz kommt.*)

Die Verwendung von Weitwinkelkammern im Hochgebirge birgt allerdings die Gefahr in sich, daß einmal wegen des großen Offnungswinkels des Aufnahmestrahlenbündels in Steilflanken nicht eingesehene Gebiete bleiben und zum anderen wegen des großen Basisverhältnisses Schwierigkeiten bei der stereoskopischen Betrachtung der Bilder entstehen. Diesen Gefahren kann allerdings durch eine geschickte Befliegungsanordnung insofern begegnet werden, als eine dichtere Bildfolge im Flugstreifen gewählt wird und

^{*)} So wurde z. B. auch die Besliegung der gesamsamten österreichischen Gletscher im Jahre 1969 anläßlich der hydrologischen Dekade mit einer Weitwinkelkammer durchgeführt.



der analytischen Photogrammetrie [2]. Die die Streifen näher aneinandergerückt werden. So wurden im vorliegenden Fall drei Streifen in Nord-Südrichtung mit einer Längsüberdeckung der Bilder von 80 % und ein kurzer Ost-West-Streifen zur Erfassung der Südabstürze des Hochkönigs (Abb. 1) geflogen. Die drei Nord-Süd-Streifen wurden so nahe aneinander gerückt, daß die beiden äußeren Streifen in den Talgebieten noch identisches Gelände erfaßten. Das war für die später durchzuführende Aerotriangulation von Bedeutung.

Als Flughöhe wurden, besonders im Hinblick auf den Meßbereich des verfügbaren Auswertgerätes, 6700 m über dem Meeresspiegel gewählt. Daraus folgten bei den großen Höhenunterschieden im Kartengebiet der Hochkönig erreicht die Höhe von 2930 m,

während das Salzachtal bei 500 m liegt zwischen 1:24 000 Bildmaßstäbe 1:41 000. Diese Bildmaßstäbe gewährleisten die für eine Karte 1:25 000 geforderte Höhengenauigkeit. Für die kartographischen Folgearbeiten wären wegen der besseren Interpretationsmöglichkeiten manchmal Bilder von etwas größerem Maßstab wünschenswert gewesen. Der Bildflug wurde am 24. 9. 67 vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Wien, mit einer Wild RC 8 Kammer durchgeführt, Leider war der Zeitpunkt der Besliegung jahreszeitlich schon etwas spät, sodaß wegen des tieferen Sonnenstands im September in den Nordflanken schon starke Schlagschatten auftraten und die Detailerkennbarkeit in diesen Partien mangelhaft

Nach Vorliegen des Bildflugs begann als er-

ster Arbeitsabschnitt die Bestimmung der für die Luftbildkartierung notwendigen Paßpunkte im Gelände. Dazu mußten eine Anzahl von markanten Geländepunkten, die in den Luftbildern gut identifizierbar waren, im Anschluß an das Landesdreiecksnetz eingemessen werden. Dies geschah durch Triangulation bzw. polares Absetzen von vorhandenen Dreieckspunkten aus. Insgesamt wurden etwa 40 Paßpunkte auf diese Weise bestimmt. Ihre Verteilung zeigt Abb. 1.

Die weitere Punktverdichtung geschah durch Bildtriangulation, wobei aus den Flugstreifen 1 und 3 jedes zweite Bild herangezogen wurde. Der Zusammenschluß dieser 16 Bilder zu einem Block erfolgte nach dem Verfahren dabei erreichte Genauigkeit war ± 0,7 m für die Höhe und ± 0,9 m für die Lage (mittlerer Punktfehler), ein Ergebnis, das bei den großen Höhenunterschieden des Gebiets als gut bezeichnet werden kann und für den vorgesehenen Zweck, nämlich einer Kartierung für den Endmaßstab 1:25 000 vollkommen ausreichend war.

2. Detailauswertung

Nach Durchführung der Aerotriangulation lagen genügend Paßpunkte vor, um die für die Stereokartierung in Frage kommenden Bilder orientieren zu können. Die Auswahl dieser Bilder erfolgte so, daß auf ihnen das Gelände möglichst gut eingesehen werden konnte, wobei natürlich auch Bilder aus den nicht triangulierten Streifen 2 und 4 herangezogen wurden. Je zwei aufeinanderfolgende, sich zu 80 % überdeckende Aufnahmen bildeten ein Stereomodell. Die starke Überdeckung hatte den Vorteil, daß bei dem dadurch erzielten kleineren Basisverhältnis von etwa 1:3,3 keine Betrachtungsschwierigkeiten mehr auftraten, während die Höhengenauigkeit immer noch genügend groß war. Dieses Basisverhältnis entsprach nämlich etwa dem von Normalwinkelaufnahmen bei 60prozentiger Bildüberdeckung. Insgesamt wurden 15 Stereomodelle ausgewertet, wobei allerdings nicht immer die volle Modellgröße ausgenutzt werden konnte, da die Auswertegrenzen weitgehend durch die Geländeverhältnisse, insbesondere durch die Kammverläufe festgelegt sind.

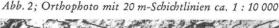
Als Auswertemaßstab hat sich wegen der Kleinförmigkeit des Geländes 1:10 000 recht

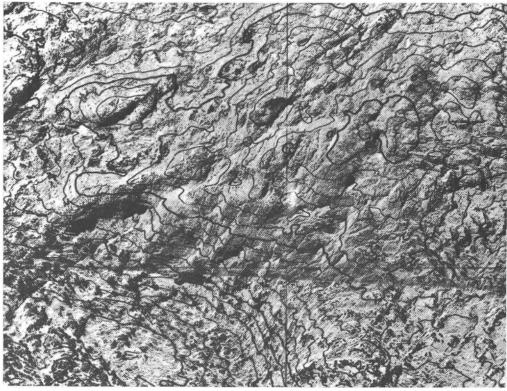
gut bewährt. Für die Kartierung des Hagengebirges wurde der Wild-Aviograph B 8, für die Kartierung des Hochkönigs wegen der größeren Höhenunterschiede dieses Gebietes der Zeiß-Stereoplanigraph C 8 des Instituts für Photogrammetrie und Kartographie der Technischen Universität München benützt. Zusätzlich zur klassischen Stereokartierung wurden für den Bereich des Hagengebirges auch Orthophotos, also differentiell entzerrte Luftbilder, im Maßstab 1:10 000 angefertigt. Die übliche Stereokartierung eines Karstplateaus ist eine sehr mühsame Angelegenheit [1]. Es fehlen die ausgeprägten Tal- und Kammformen, dafür treten sehr viele Kuppen und Mulden auf, Dolinen und Karstgassen. Das macht die zusätzliche Einführung von Zwischenhöhenlinien und eine sehr dichte Kotierung notwendig, damit dieses kleinförmige Gelände einigermaßen erfaßt wird. Trotzdem ist ein derartiger Schichtlinienplan nur schwer lesbar, da wegen des Fehlens des oberirdischen Gewässernetzes die große Gliederung nicht erkennbar ist und nur durch eingehendes Verfolgen der Schichtlinien und Beiziehen der Höhenkoten Vollformen und Hohlformen unterschieden werden können. Eine weitere Schwierigkeit bildet die Kartierung der Vegetations-, Fels- und Schuttgrenzen. Die Vegetation ist in derartigen Karstgebieten nicht in größeren Einheiten vertreten, sondern meist in kleineren Flächen und in stark wechselnder Art. Während auf den konvex gekrümmten Geländeteilen vielfach Latschenflecken angesiedelt sind, findet man in den konkav gekrümmten Stellen z. T. Grasland und Schutt. An steileren Stellen tritt vielfach nackter Fels zutage. Dieser rasche Wechsel von Vegetationsflächen, Fels und Schutt, sowie die meist nur unscharf ausgeprägten Grenzen können bei der üblichen Stereokartierung nur unter sehr großem Aufwand erfaßt werden. Ähnliches gilt von den zahlreichen Strukturlinien in den reinen Felsgebieten. Eine Rückidentifizierung des Geländes in den Schichtlinienplan durch den Kartographen ist in derartigen Gebieten eine äußerst mühsame Angelegenheit. Hier kann das Orthophoto als lagerichtig entzerrtes Luftbild mit seinem großen Informationsgehalt helfend eingreifen. Es entlastet die Stereoauswertung weitgehend von der mühsamen Grundrißkartierung und gibt dem Kartographen wertvolle Anhaltspunkte für die Ausführung der Vegetations-, Fels- und Schuttdarstellung. Außerdem regt es zu einer naturgetreueren Darstellungsweise an. Allerdings beschränkt sich die Anwendung des Orthophotoverfahrens, da es ein Näherungsverfahren ist, nur auf nicht allzu steile Geländepartien. In ausgeprägten Felsflanken muß mit Klaffungen und Doppelbildungen gerechnet werden. In derartigen Gebieten wird aber auch das Orthophoto nicht so sehr benötigt, da dort infolge der engen Schichtlinienscharung die Geländeformen bereits sehr gut wiedergegeben sind und der Kartograph genügend Anhaltspunkte für seine Darstellung hat. In den flacheren Karstgebieten jedoch läßt sich das Orthophoto ohne Schwierigkeiten herstellen und hat auch für die Kartenbearbeitung den höchsten Wirkungsgrad.

Insgesamt wurde ein Gebiet von 4 x 7 km in 2 Stereomodellen orthophotographisch im Maßstab 1:10 000 bearbeitet. Dazu hatte die Firma Carl Zeiss, Oberkochen, freundlicherweise einen Orthoprojektor GZ 1 zur Verfügung gestellt. Die Breite der Entzerrungsstreifen betrug 4 mm, also 40 m in der Natur. Bei der Schwierigkeit des Geländes wurde die minimale Laufgeschwindigkeit von 2,5 mm pro Sekunde gewählt, wodurch sich eine Abfahrzeit von etwa 6 Stunden pro Modell ergab. Abb. 2 zeigt einen Ausschnitt aus dem Orthophoto mit einkopierten Höhenlinien.

3. Sonstige topographische Arbeiten und zeitlicher Ablauf

Auch bei Verwendung des besten Luftbildmaterials kann der Inhalt einer Karte nur bis zu einem gewissen Prozentsatz aus den Bildern entnommen werden, sodaß immer noch eine intensive Geländebegehung notwendig ist. Im vorliegenden Fall konnte der optimale Prozentsatz an Information nicht erzielt werden, da wegen des jahreszeitlich späten Termins der Befliegung und des dadurch bedingten tiefen Sonnenstands manche Geländeteile in den Nordflanken infolge Schattenwirkung





auf den Luftbildern schlecht zu erkennen waren. Dies traf insbesondere bei den steilen Abstürzen des Hagengebirges in das Bluntautal zu, die überdies bewaldet und stark felsdurchsetzt sind. Zur besseren Erfassung dieser Gebiete wurden im Juli, also zur Zeit eines sehr hohen Sonnenstands, Ergänzungsaufnahmen mittels terrestrischer Photogrammetrie durchgeführt. Mit der leichten Feldausrüstung TAF von Zeiss erfolgte die Aufnahme von drei Standlinien, zwei an der Südflanke des Bluntautals, eine im Salzachtal nahe Golling (siehe Abb. 1). Diese zusätzlichen Aufnahmen hatten sich sehr gelohnt, denn der aus den terrestrisch aufgenommenen Bildern am Stereoautographen gewonnene Schichtlinienplan zeigte wesentlich mehr Kleinformen des Geländes als die Luftbildkartierung.

Die weiteren Ergänzungsmessungen erfolgten mit einfachen Hilfsmitteln, wie Kompaß und Höhenmesser. Sie umfaßten vor allem die Aufnahme der in der Stereokartierung noch fehlenden Situation, wie Wege, Häuser, Wasserläufe, Brücken, Skilifte, Wegkreuze u. a. Außerdem mußten Geländekleinformen wie Böschungen, Einschnitte, Dolinen, Terrassen usw. vielfach erst im Gelände erkundet und lage- und formrichtig dargestellt werden. Am intensivsten mußten dabei die Waldgebiete bearbeitet werden, da infolge fehlender Bodensicht die Luftbildkartierung hier die größten Mängel zeigte. Für die bessere Wiedergabe von Felsgebieten wurden mit einer Handkamera zusätzliche Stereobilder im Gelände aufgenommen, die eine bessere Einsicht als die Luftbilder gewährten. Zu diesen Ergänzungsmessungen kam noch die Klassifizierung des Wegenetzes sowie die Aufnahme der Namen.

Auf Grund dieser Erhebungen im Gelände, der Luftbilder und der Orthophotos erfolgte die Umarbeitung der Stereokartierung zur sog. "Topographischen Kartierung 1:10 000", die bereits weitgehend den Inhalt der endgültigen Karte 1:25 000 in nicht generalisierter Form hatte. Sie bildete die Grundlage für die Herstellung der einzelnen Farbauszüge. Mit dieser topographischen Kartierung endete die eigentliche Aufgabe des Topographen und es begann die Arbeit des Kartographen, der den topographischen Inhalt in reproduk-1:25 000 zu bringen hatte.

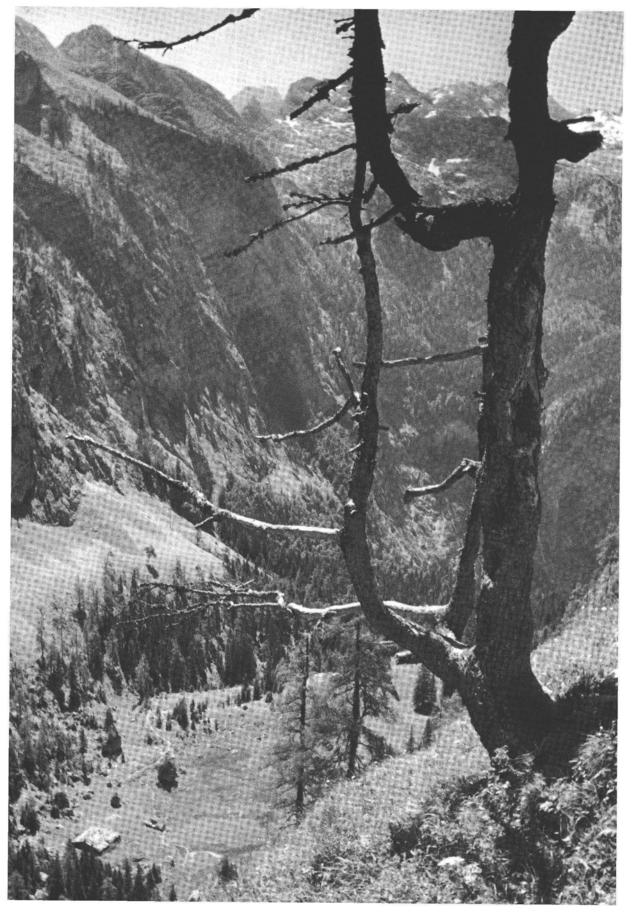
tionsfähige Form für den Endmaßstab Abschließend soll noch kurz über den zeitlichen Ablauf der einzelnen Arbeitsgänge berichtet werden: Der erste Arbeitsabschnitt, die Bestimmung der Paßpunkte im Gelände, erfolgte im Herbst 1968, anschließend die Berechnung der Paßpunkte und die Durchführung der Aerotriangulation. Nach Abschluß dieser Arbeiten konnte im Frühjahr 1969 die Luftbildkartierung begonnen und im Sommer 1970 beendet werden. Im gleichen Sommer wurden auch die terrestrisch photogrammetrischen Standlinien aufgenommen und ausgewertet und außerdem auch vom Namenbearbeiter mit der Erhebung der in die Karte aufzunehmenden Namen begonnen. Ab Spätherbst 1970 liefen sodann die Arbeiten an der sog, topographischen Kartierung 1:10 000, im Sommer 1971 erfolgten die ergänzenden Erhebungen im Gelände einschließlich der Aufnahme der noch fehlenden Namen. Der Rest der Zeit bis zum Auflagendruck im Herbst 1972 wurde für kartographische und reproduktionstechnische Arbeiten benötigt.

Sieht man von der Herstellung der Luftaufnahmen ab, so hatte die Karte "Hochkönig-Hagengebirge" eine Bearbeitungszeit von genau 4 Jahren. Bei entsprechender Straffung des Arbeitsganges ließe sich der Zeitraum für die Bearbeitung eines derartigen Kartenblatts auf minimal drei Jahre verkürzen, wie es bei der Herstellung des Blattes "Steinernes Meer" geschehen ist. Diese Mindestzeit kann im Hinblick auf die Kürze der für Geländearbeiten im Hochgebirge zur Verfügung stehenden Zeit sowie des kleinen, die Alpenvereinskartographie tragenden Mitarbeiterstabs wohl kaum mehr unterboten werden.

Literatur:

- [1] Finsterwalder, Rüd.: Zur Karte des Toten Gebirges. – Jahrb. des Deutschen Alpenvereins 1967, S. 33
- [2] Stephani, M.: Beitrag zur Zweistufenausgleichung eines blockartigen photogrammetrischen Modellverbands. – Dissertation, Technische Universität München 1971
- [3] Habermeyer, A.: Photogrammetrische Geländcaufnahme in den Bayerischen Alpen. – Bildmessung und Luftbildwesen 1966, S. 25

Anschrift des Verfassers: Dr. Rüdiger Finsterwalder, 8035 Gauting, Untertaxetweg 84



Das Hagengebirge

Eine geographisch-landeskundliche Einführung

KLAUS HASERODT

Im übernächsten Jahr, 1974, werden es hundert Jahre her sein, seit das zu der Gruppe der Berchtesgadener Alpen gehörende, zum überwiegenden Teil auf österreichischem Gebiet liegende Hagengebirge durch Herrmann v. Barth, jenes unermüdlichen systematischen und begeisterten Erforschers und Beschreibers der Nördlichen Kalkalpen nach von ihm i. J. 1873 durchgeführten verschiedenen Durchquerungen eine erste ausführliche Beschreibung erfuhr. Daß ihr nur wenige kleinere Abhandlungen oder Abschnitte geringen Umfangs über diesen Bereich in Führern oder Landeskunden gefolgt sind, ist nicht zuletzt auf die auch bis heute erhaltene relative Unerschlossenheit dieses - im Vergleich zu seinen Nachbarn - nur wenig bekannten Gebietes zurückzuführen.

Geographische Lage und Begrenzung

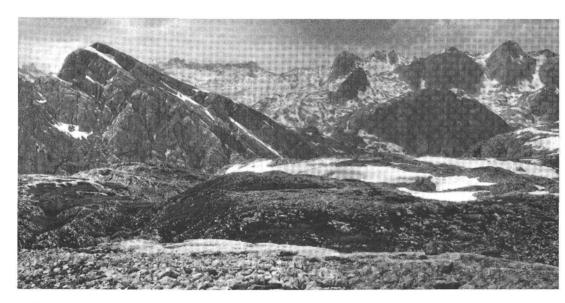
Ahnlich wie das westlich gelegene Steinerne Meer (vgl. AV-Jahrbuch 1969) und das unmittelbar östlich benachbarte, durch den scharfen Einschnitt des Durchbruchtals der Salzach vom Hagengebirge getrennte Tennengebirge ist das Hagengebirge im großen ein vorwiegend aus Dachsteinkalk bestehender, im Inneren stark verkarsteter Gebirgsstock, der nach nahczu allen Seiten Steilabfälle besitzt und durch tief eingeschnittene Talbereiche begrenzt wird: im Norden durch das Torrener Joch und das Bluntautal, im Osten durch das enge Durchbruchstal der Salzach und im Süden durch das Blühnbachtal. Nur im Westen bzw. Nordwesten ist ein abgestufter Übergang zum Bergland des Gotzenalm-Gebietes vorhanden, welches seinerseits steil zur Königsseefurche abfällt. Besonders derjenige, welcher von Golling aus südwestwärts schaut, oder derjenige, welcher einen der überaus stark belebten Verkehrsstränge durch den tiefen, engen Taleinschnitt der Salzach zwischen Werfen und Golling befährt, findet seinen Blick auf jene mächtigen, bis zu 1600 m über den Talsohlen aufragenden steilen Felsabhänge des Hagengebirges gelenkt, ohne daß er dabei vermuten kann, daß sich hinter diesen Steilabfällen ein ausgedehntes Plateaugebirge von nahezu 10 mal 10 km, d. h. fast 100 qkm Größe erstreckt.

Touristische Erschließung

Im Gegensatz zu den höheren, bergsteigerisch interessanteren und touristisch erschlossenen südlichen und westlichen Nachbarn, Hochkönig und Steinernem Meer, und auch im Vergleich zum östlich benachbarten Tennengebirge ist das, mit Gipfelhöhen zwischen 2100 und 2350 m durchschnittlich um ein geringes niedrigere, aber nicht minder ausgedehnte Hagengebirge in großen Teilen touristisch so gut wie nicht erschlossen. So ist es auch nicht verwunderlich, daß es. vom wesentlich größeren Glanz der Nachbarn überstrahlt, bis heute wenig bekannt und - mit Ausnahme seiner westlichen bayerischen Randbereiche um Kahlersberg und Schneibstein - auch nur wenig besucht ist. Dies liegt zu einem nicht geringen Maß an den fehlenden touristischen Stützpunkten im Hauptteil des Gebirges. Die jeweiligen Jagdbesitzer vom Schloß Blühnbach, zu dem der größte Teil des Hagengebirges als Jagdgebiet gehört, haben stets Sorge getragen, daß so wenig wie möglich Touristen in ihre Jagdreviere eindrangen. Darin hat sich seit H. v. Barths Zeiten (man lese dazu seine aufschlußreichen und z. T. amüsanten Schilderungen) bis heute wenig geändert. Erst der in den Jahren 1959 bis 1961 erfolgte, ingenieurtechnisch imposante Bau der quer über das Gebirge (vom Sulzenkarl im Süden über den Hochwiessattel und die Angeralm nach Golling im Nordosten) führenden Energieverbund-Hochspannungsleitung (Kaprun-Braunau a. I.) unterbrach die Unberührtheit dieses Gebietes. Doch nach Abschluß der Bauarbeiten ist heute weitgehend wieder Ruhe eingekehrt.

Stützpunkte für den Bergsteiger

Nur am äußersten nordwestlichen und westlichen Rand des Gebietes stehen an drei Stellen feste Häuser als Stützpunkte für den Bergtouristen zur Verfügung: am Torrener Joch das bewirtschaftete C. v. Stahlhaus des ÖAV (1736 m) bzw. das bewirtschaftete Schneibsteinhaus des TVDN, wohin man von



Blick vom Hagengebirge (Jägerbrunntrog) zum Steinernen Meer; am linken Bildrand im Hintergrund ganz winzig das Wildalmkirchl, rechts davor das Große Teufelshorn, in der Mitte die Gruppe der Funtenseetauern, daran rechts anschließend Schönfeldspitze, Kalter- und Watzmannstock. Foto: F. Dotter

Königssee aus mit der Jenner-Seilbahn unter erheblicher Ersparnis von Zeit und Mühe gelangen kann (für die Besteigung und Überschreitung des Schneibsteins u. a.), auf der westlich gelegenen Gotzenalm das Almwirtshaus Springlkaser, 1685 m (für die Besteigung des Kahlersberges und anderer westlicher Randberge) sowie im äußersten Südwesten bei der Wasseralm in der Röt die nicht bewirtschaftete AV-Hütte, 1416 m (für die Besteigung der Teufelshörner, des Wildalmriedl und anderer Unternehmungen im Südwestbereich des Hagengebirges). Für Touren im östlichen und südöstlichen Teil des Gebirges sowie für Durchquerungen steht nur eine Nächtigungsmöglichkeit (mit eigener Ausrüstung) auf der seit einigen Jahren nur noch als Jungviehalm dienenden Angeralm zur Verfügung, welche die einzige noch gut erhaltene, jedoch nicht mehr bewohnte Almhütte im Hagengebirge ist. Im Notfall kann man in den schon etwas desolateren Hütten der Grazalm, Höllriedlalm, Fillingalm, Hinterschlumalm und Seealm sowie im nicht verschlossenen Vorraum der Verbundleitungsgesellschaft-Hütte bei der ehemaligen Krinnalm Unterschlupf für ein Biwak suchen, während im Südostbereich die stark verfallene Schönbichlalm auch dazu nicht mehr dienen kann.

Auch die anderen Hütten der ehemaligen Almen sind entweder völlig bzw. bis auf Mauer- oder Bohlenreste beseitigt oder mindestens stark verfallen.

Anstiegswege und Durchquerungen

So sind die genannten Möglichkeiten nahezu die einzigen Ausgangspunkte für ein näheres mehrtägiges Kennenlernen des Hagengebirges, da die direkten Anstiege von Talstützpunkten im Norden aus dem Bluntautal über die Seealm, im Osten aus dem Salzachtal über den Tristkopfsattel und im Süden aus dem Blühnbachtal über verschiedene Steige für einen Tag Hin- und Rückweg relativ langwierig und zeitraubend sind, wobei jeweils zunächst 1200 bis 1500 m Anstieg bewältigt werden müssen, um in den hüttenlosen inneren Gebirgsbereich gelangen zu können. Diese Anstiegswege können jedoch auch als Teilstrecken für Durchquerungen und Abstiege in verschiedenen Kombinationen unter Einbeziehung der Unterschlupfmöglichkeit auf der Angeralmhütte oder der Hinterschlumalmhütte dienen. Dies gilt im österreichischen Teil im Norden für den vom Wirtshaus Bärenhütte im Bluntautal in die Gebirgslücke der Seealm hineinführenden steilen, z. T. verfallenen Steig; im Nordosten für



den Anstieg von Golling aus, einem ständig im Wald in vielen Windungen emporführenden, ausgebauten und gezeichneten Weg über die Grazalm zur Angeralm, der südwestlich der Häusergruppen Tax und Tannhäuser beginnt; im Osten für den vom Salzach-Engtal aus beim Gasthaus Sulzau beginnenden, ebenfalls gezeichneten Weg bzw. Steig in den Tristkopf-Sattel (Hochtor) sowie für den von Tenneck aus über die Karalm in das Rifflkopf-Gebiet führenden Steig ebenso wie für die im Süden vom Blühnbachtal in die Gebirgslücken beim Tiefenbach-Sattel und Sulzenkarl führenden Steige. Auf bayerischer Seite bestehen vom stärker begangenen, vom Schneibstein durch das Landtal zur Röt führenden Weg Pfadabzweigungen über die Windscharte, den Hochsoiensattel, den Eisenpfad (Bärensunk), Luchspfad (Labseegass) und durch die Schreck ins Innere des Gebirges. Doch nur im nördlichen und im westlichen bayerischen Anteil des Hagengebirges sind die Wege gezeichnet. Im inneren sowie im südlichen und südöstlichen Teil des Gebirges hat man - mit Ausnahme des von der Krinnalm über den Hochwies-Sattel durch das Roßfeld am Rauhegg vorbei ins Sulzenkarl führende, in Nähe der großen Überlandleitung verlaufenden und gezeichneten Leitungssteiges - nur ausgedaubte, d. h. mit kleinen "Steinmännern" versehene Steige und Jägerpfade, die ihre eigenen Tücken besitzen.

Randgipfel

Gelangt man über die Steige oder über Pfadspuren auf einen der randlichen Berggipfel oder Rücken des Hagengebirges — etwa auf den Schneibstein, den Kahlersberg oder Tristkopf — und hält man Rundblick, so wird der große Gegensatz zwischen dem zunächst überwiegend öde erscheinenden Inneren des Gebirges und den stärker bewaldeten und begrünten Flanken deutlich.

Auf einer der Bergkuppen der äußeren Umrahmung an den Steilabstürzen stehend, etwa am Ostrand des Gebirges auf dem Tristkopf (2110 m) oder dem Rifflkopf (2254 m), wird der Blick tief nach unten zum unmittelbar 1600 bzw. 1700 m tiefer gelegenen Salzachtal gezogen, von dem auch noch bis in diese Höhen hinauf das entfernte Rauschen des Verkehrs dringt, welches nach tagelangem Aufenthalt im menschenleeren Gebirge unter Umständen wieder das erste Geräusch menschlichen Lebens sein kann. Fast noch eindrucksvoller sind die Südabstürze etwa des Hochgschirrs (2228 m), Bitzkogls (2258 m) bzw. der Tanntalköpfe, des Rauheggs (2216 m) und des lägerbrunntrogs (2227 m) hin zu den dunklen Tiefen des bis zu 1400 m tiefer gelegenen verkehrsabgeschiedenen Blühnbachtals, über welchem ienseits die Gletscherfläche der Übergossenen Alm weiß leuchtet.

Zum Inneren des Gebirges gewandt, wird deutlich, daß sich das Hagengebirge in zwei unterschiedlich gestaltete Bereiche gliedert:
a) einen im großen nach Norden bzw. Nordosten sich abdachenden, stark verkarsteten und nur kleinsträumig stark "unruhigen" inneren Plateaubereich und

b) äußere, den Hochflächenbereich nahezu allseitig umrahmende Randhöhen, die als Kuppen, Rücken oder randliche, z. T. eigenständige Berge mit rd. 200—400 m Höhe über die inneren, im großen weniger reliefierten Hochflächengebiete aufragen, wobei im Südosten und Süden eine ausgedehntere höhere Kuppen- und Rückenlandschaft entwickelt ist.

Geologie

Auch geologisch gesehen gibt es eine gewisse Zweigliederung:

a) der nördliche Teil besteht aus im wesentlichen nach Nordosten einfallendem gebanktem Dachsteinkalk, welcher besonders im Nordosten von Brüchen durchzogen und dort von ausgedehnteren Liasauflagerungen bedeckt wird, und

b) aus einem südlichen Riffkalkbereich mit Riffkalkstöcken, der im Süden und Südosten des Gebirges ein großer Teil der höhergelegenen, orographisch hervortretenden Kuppenund Rückenlandschaft angehört.

Die Linie Bärensunk-Kragenköpfe-Längtalschneid-Stangenkopf-Karsttalung Bitz'n-Schönbichlalm-oberes Tristkar markiert etwa die Grenzzone beider Bereiche (so ist z. B. auf der Hochwies noch gebankter Kalk zu beobachten, das Bitzkogl-Massiv südlich davon – jenseits der großen Karsttalung – besteht schon ganz aus Riffkalk). Die den Dachsteinkalk unterlagernden Sockelschichten (vor allem Dolomite) sind nur an den unteren Südhängen des Gebirges im Blühnbachtal und den unteren Osthängen im Salzachtal aufgeschlossen.

Flächenmäßig der größte Teil des Gebirgsstockes, vor allem das Innere und der nördliche Teil (auch Kahlersberg und Schneibstein), wird von der rund 800 m mächtigen Serie des gebankten Dachsteinkalks eingenommen, der im wesentlichen geologisch-stratigraphisch zur norischen Stufe der oberen Trias gehört und in der Hauptrichtung nach Norden bzw. Nordosten einfällt. Beim Überschreiten des Geländes sieht man auf Schritt und Tritt auf den z. T. weniger, z. T. stärker



Dachsteinkalkplatten (rechts Tristkopf)



Im Riffkalkbereich.

Fotos: K. Haserodt

geneigten Kalkplatten das Leitfossil des Dachsteinkalks, die Megalodonten, mit ihren herzförmigen Querschnitten, die volkstümlich auch als "Hirschtritte" oder "Kuhtritte" auch "Teufelstritte" bezeichnet werden.

Die Riffkalke im Süden bzw. Südosten des Hagengebirges stellen einen Saum ehemaliger Korallenriffe dar (man findet gar nicht so selten fossile Korallenstöcke im Kalk), deren steile natürliche Riffböschungen im unmittelbaren Übergangsbereich zum gebankten Dachsteinkalk z. T. als steilgeneigte Schichtung noch zu erkennen sind (z. B. an den Randhöhen des Tristkopfs zum Rifflkopf zu oder bei der Längtalschneid) und deren Ausdehnung sowohl weiter nach Osten in das südliche Tennengebirge wie auch nach Süden ins Hochköniggebiet reicht, die aber im Westen im Steinernen Meer schon der Erosion zum Opfer gefallen sind.

In den Dachsteinkalk sind – meist als langhinziehende Bänder – besonders im Inneren des Gebirges, z. B. um den Schneibstein, den Reinersberg, die Alblhöh (Eiblhöh) oder südlich des Kahlersberges, rote Hallstätter Kalke eingelagert.

Auf dem Dachsteinkalk lagern an zahlreichen Stellen, im Nordosten des Gebirges bei der Grazalm, Angeralm und Fillingalm, im Norden bei der Hieflalm und Rotwandalm über größere Erstreckung hin Liasschichten auf, so rote Jurakalke, Hornsteinkalke, Radiolarite, Mergelschichten etc. Besonders letztere waren dort mit ihrem geringer durchlässigen und daher länger Wasser haltenden Gesteinsmaterial Grundlage für die vorgenannten Almen. Aber auch an einigen kleinen Stellen im Inneren des Gebirges hzw. in dessen Südteil findet sich solches Liasmaterial. Zahlreiche, sich kreuzende tektonische Störungen verlaufen durch das gesamte Gebirge und sind z. B. im Nordosten für die staffelförmigen Abbrüche des Geländes bzw. im Nordwesten und Westen für die erosiv ausgeräumte Furche beim Schlumsee und Landtal mitverantwortlich. Im Kleinen durchziehen unzählige Klüfle das Gelände, welche Leitlinien für die Entstehung der Kluftkarren und - besonders im südlichen Bereich - der Karstgassen und Karstschlote sowie der unterirdischen Höhlen und Gänge sind (s. unten). Hoch auf den Kuppen bzw. in Sattelbereichen der höhergelegenen Kuppenlandschaft im Südosten bzw. Süden des Gebirges (z. B. auf dem Hochwies, Rifflkopf, Hochgschirr, vor allem im Bitzkogl-Tanntalköpfe-Massiv) aber auch in Tiefen hinein (Tiefenbach, Hinteres Roßfeld, Bärwies) findet man beim aufmerksamen Umschauen Quarzsande, Augensteine, Bohnerze etc., die für diese Kalkbereiche ortsfremd sind und Reste einer tertiären Sedimentbedeckung darstellen. Sie weisen - wie im benachbarten Hochkönig und Tennengebirge - hier auf ein tertiäres Altrelief und eine zu diesen Zeiten bestehende Oberflächenverbindung mit den kristallinen Zentralalpen hin, wobei diese Altreliefreste und tertiären Sedimentreste trotz eiszeitlicher Vergletscherung z.T. erhalten blieben.

Elszeitliche Vergletscherung

Während der Eiszeiten trug das Hagengebirge ähnlich den benachbarten Gebirgsstöcken (und der Hochkönig mit der Übergossenen Alm z. T. noch heute) einen ausgedehnten Plateaugletscher, worauf an vielen Stellen rundgebuckelte Schichtköpfe, Hangteile, Schliffkehlen an den seitlichen Randhöhen sowie Moränenablagerungen hinweisen. Die-

ser, z. T. noch bis zu 200 m mächtige Plateauolerscher besaß - aufgrund der Hauptabdachung des Gebirges – mit seiner Hauptmasse einen Gletscherabsluß nach Norden durch die "Lücke" im Bereich der Seealm in das zu einem Trogtal umgestaltete Bluntautal. Daneben hat es zahlreiche kleinere Gletscherabflüsse durch die "Gebirgslücken" nach zwischen Hochgschirr, Bitzkogl, Rauhegg und Wildalmriedl hindurch ins Blühnbachtal sowie nach Westen übers Königsseegebiet über die Gassen (Labsee-, Schreck) zwischen Bärensunk. Kahlersberg und Teufelshorn gegeben. Auch nördlich des Kahlersberges bestand im Bereich der Hochsoienscharte ein Gletscherabfluß zum Schlumsee hin, während die eiszeit-Vergletscherungsbereiche zwischen Schneibstein, Reinersberg und Fagstein keine Verbindung mit dem inneren Hagengebirgs-Plateaugletscher gehabt haben. Die das Gebirgsinnere umrahmenden höchsten Kuppen können allerdings nur schwach eis- bzw. firnbedeckt gewesen sein und müssen erheblich üher dem Plateaugletscher aufgeragt haben. In der Roßfeld - Schönbichlalm - Neukaser-Talung umflossen, wie die geschliffenen Hangteile beweisen, die Gletscher beidseitig das Hochwies-Massiv, Zwischen Tristkopf und Rifflkopf wurde ein ausgeprägtes gestuftes Kar (Tristkar) gebildet, weniger ausgeprägte Kare auch an einigen anderen Stellen nahe den randlichen höheren Kuppen. Insgesamt kann man jedoch sehen, daß die eiszeitlichen Vergletscherungen in diesem Gebirgsstock - bis auf einige Tiefenlinien, zu denen neben der erwähnten Talung auch die Schlumtalung im Norden gehört, sowie außer bei Transfluenz- und Abflußbereichen sowie den erwähnten Karbildungen - erstaunlich wenig erodierend, ja z. T. sogar eher konservierend gewirkt hat. So finden sich z. B. in allen Karstgroßwannen (s. unten) der genannten Talung, jedoch auch in Felsdolinen von nur wenigen Metern Durchmesser mit glazial rundgebuckelten Rändern im eiszeitlich vergletscherten Bereich Moränenablagerungen, was auf die hier verhältnismäßig geringe Glazialerosion hinweist.

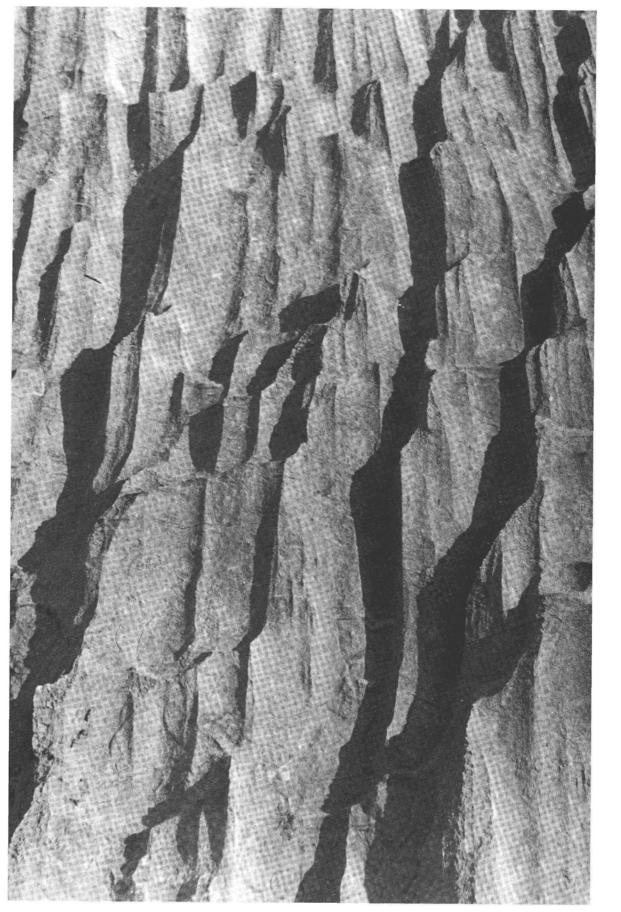
Karstlandschaft

Die Oberflächengestaltung des inneren Gebirges ist sehr viel unruhiger als man dies bei

einem großen Überblick von einer der randlichen Bergkuppen aus in den inneren Hochflächenbereich hinein annehmen könnte. Am frühen Morgen oder am späten Nachmittag zeigt sich plastisch die vielgestaltige Gliederung der Obersläche dieses verkarsteten Berglandes. Die Karstlandschaft zeigt stärker ausgeprägte Tiefenlinien mit großen, aus sehr alten, trockengefallenen Tälern hervorgegangenen größeren Karsttalungen, die ihr durchgehendes gleichsinniges Gefälle verloren haben, an denen man aber noch einen alten Talverlauf ablesen kann, - so die S-bogenförmig verlaufende Roßfeld-Bitz'n-Schönbichlalm-Neukaser-Krinnalm-Talung Südosten des Gebirges. Sie ist gegliedert in einzelne sehr große, meist etwas langgestreckte, aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte und durch mehr oder weniger hohe Felsschwellen voneinander getrennte Karstwannen (Uvalas) von unregelmäßigem Umriß, in welche ihrerseits wiederum trichterförmige Fels- sowie Lockermaterial-Dolinen, z. T. auch Kleinst-Polje mit flachem Boden (so im Bereich Bitz'n), eingebettet sind. Hier und im Lockermaterial mancher Almgebiete sowie in Sattelbereichen der höherliegenden Gebirgsteile mit Schuttanhäufungen (etwa zwischen Rifflkopf und Hochgschirr) und am Boden von bis zu 200 m Durchmesser aufweisenden Gipfelgroßdolinen der äußeren Gebirgsumrahmung (z. B. nordwestlich des Rifflkopfs am Schottwies oder im Bereich Bitzkogl-Tanntalköpfe) sind diese größeren Karsthohlformen durchsetzt mit solchen zahlreichen Kleindolinen, daß der Eindruck eines Bombentrichterfeldes entsteht. Die große Einsenkung bei der Seealm mit ihrem flachen Boden ist wohl cher eine im Bereich tektonischer Störungslinien entstandene policartige Vertiefung als eine Großdoline. Besonders in den Höhen oberhalb der Waldbereiche bis hinauf zu den Gipfeln (z. B. im Gebiet der Längtalschneid, des Wildalmriedls, des Jägerbrunntrogs und der Tanntalköpfe) sind nicht selten brunnenartige Karstschlote und langgezogene Karstgassen geöffnet. In den verschiedenen Höhenzonen, besonders jedoch in der oberen Wald- und Krummholzzone im Innern des Gebirges und im stärksten, landschaftsbestimmenden Maße auf den Felsplatten und Felsbuckeln im nackten Felsbereich der zentralen und südlichen Gebirgsteile sind Karrenfelder mit den verschiedensten, z. T. höhendisserenzierten Karrenformen verbreitet, so Rundkarren, Rinnenkarren, Firstkarren und, etwa beim Bitzkogl, beim Jägerbrunntrog und anderswo auf größeren Platten treppenartig angeordnete Tritt- bzw. Nischenkarren. Im ganzen kann man das Hagengebirge geradezu als Mustergebiet für alle Oberslächenkarstformen des nordalpinen Hochkarsts bezeichnen.

Im gesamten Bereich des Hagengebirges gibt es - ähnlich anderen Hochkarstgebieten wie die Karte zeigt, keine oberflächlich fließenden Bäche. Wenn an einigen Stellen über kürzeste Strecken ein kleiner Wasserlauf vorhanden ist, wie z. B. im Westteil der Angeralm, bei der Fillingalm oder Seealm oder ein Tümpel oder sehr kleiner See (Hirschlacke, Seealm, Labsee, Schlumsee), so ist dies auf dortiges, weniger durchlässiges Gesteinsmaterial (Liasmergel, Moränenmaterial etc.) zurückzuführen. Nahezu die gesamten Niederschläge des Hagengebirges werden unmittelbar in die nächsten Kluftkarren, Dolinen, Karstschlote etc. unterirdisch abgeleitet. So steht dem ausgedehnten und durch vielfältigen und eindrucksvollen Formenschatz gekennzeichneten Oberflächenkarst eine nicht minder umfangreiche unterirdische Verkarstung mit zahlreichen und ausgedehnten Höhlensystemen gegenüber. Bis heute sind im Bereich des Hagengebirges z. B. mehr als 70 Höhlen verzeichnet, doch steigt deren Zahl mit der zunehmenden Erforschung ständig weiter an. Die im südöstlichen Gebirgsteil gelegene größte ist bisher die erst 1947 entdeckte Tanntalhöhle, die am südlichen Gebirgsabfall unterhalb der Tanntalköpfe beginnt und bis unter das Tristkar verläuft. Mit einer bisher vermessenen Gesamtlänge von 16 km ist sie zwar nicht die längste der Alpen (die Eisriesenwelt im benachbarten Tennengebirge besitzt über 40 km Gesamtlänge), jedoch mit über 400 m Höhenunterschied innerhalb der Höhlenstrecke eine der tiefsten.

Zahlreiche Höhlen sind in Teilen Eishöhlen oder aktive Wasserhöhlen, so letzteres die Bärenhöhle oberhalb der Bluntau-Wasserfälle, die auch 90 eiszeitliche Höhlenbärenskelette enthielt. Außer bei einigen Quellaustritten in den untersten Bereichen der zur Salzach hin abfallenden Osthänge (z. B. Eis-



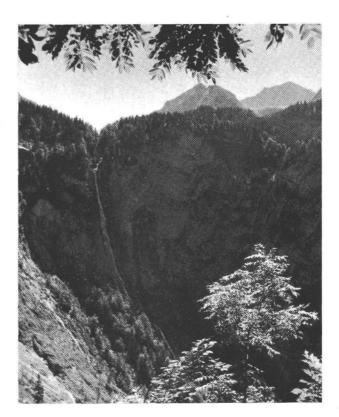
graben) und der zum Blühnbachtal hin abfallenden Südhänge (z. B. Kläuslegg-Wasserfall) tritt im Bluntautal bei und neben den Bluntau-Wasserfällen in Form von sehr starken Karstquellen nahezu der gesamte, im Hagengebirgsplateau gefallene Niederschlag zutage.

Pflanzenwelt

Die starke Verkarstung und die Gebirgsgestalt mit dem nur im Norden in tiefere Regionen hineinreichenden Hochplateau bewirkt, daß der Wald im Hagengebirge – außer an den unteren Gebirgsflanken – im Inneren nur im nordöstlichen Teil – wenn auch dort nur in etwas lockerer Form – größere Flächen einnimmt. Etwa auf dem Tristkopf stehend, kann man gut die verschiedenen Vegetationsstufen überblicken, die man auf dem Weg vom Tal im Nordosten – etwa von Golling aus – aufsteigend bis in die Felsregionen im südlichen Gebirgsteil passiert.

An den äußeren steilen Abhängen und zum Salzachtal und Bluntautal hin herrschen Buchenwälder, die schattseitig und in den Lagen um 800-1200 m auch von Eschen, Ulmen und Bergahorn durchsetzt sind, vor. In der Höhe um 1200 m. z. B. etwas unterhalb der Grazalm, treten Tannen und um die Almfläche und an den Abhängen auch Ebereschen hinzu. Darüber bilden Tannen zusammen mit Fichten und Bergahorn in diesem Höhenbereich einen etwa bis 1400 m reichenden ausgesprochenen Mischwaldbereich. Erstrecken sich darüber bis in Höhen um 1600 m. etwa im Gebiet um die Angeralm, in der Hauptsache Tannen und Fichten, so bilden noch höher ab 1600 m Fichten, Lärchen und Arven (Zirben) weite lichte Tafelwälder mit dichtem Unterwuchs aus Heidelbeerkraut, Moosen etc. sowie starkem Bartflechtenbewuchs an den Bäumen. Diese lichten Wälder des tiefer gelegenen inneren Hagengebirgsplateaus, die forstwirtschaftlich wegen der schwierigen Zugangsmöglichkeiten kaum genutzt werden und bei denen die Stämme so liegenbleiben wie sie fallen. lösen sich nach oben hin im Höhenbereich zwischen 1750-1850 m immer stärker auf, wobei ein Durchdringen mit Latschen immer stärkeren Raum gewinnt. Einzelne, z. T. stark "zerzauste" Bäume (Arven) reichen in der "Kampfzone"

der Vegetation im Inneren des Plateaus bei den Umgängen beim Längtal und im Nordosten bei der Fillingschneid noch bis 1970 bzw. 1950 m. Ansonsten gehört dieser Bereich zwischen 1900 und 2050m dem Krummholzgürtel, welcher infolge der starken Oberflächen-Kleingliederung durch Schichtköpfe, zahlreiche Dolinen, Karstgassen, Karstwannen und Gruben teilweise nur schütter ausgebildet ist, an. Die Vegetationsverhältnisse im kleinen außerhalb der künstlich freigehaltenen Almbereiche (s. unten) sind auch Zeugen des Gelände- und Mikroklimas dieser alpinen Karstplateaus. So weisen die als Frostund Schneelöcher wirkenden Groß- und Steilwanddolinen und kleinen und großen Karstgassen mit ihrer bis in den Sommer hinein langwährenden Schneebedeckung, wie man gut in den inneren Bereichen des nördlichen Plateaus (z. B. bei den Umgängen) beobachten kann, so gut wie keinen Baumwuchs und auch nur wenig Krummholz auf, während auf den umgebenden Rücken Bäume stehen und dichter Latschenbestand verbreitet ist. Der Latschenbewuchs bildet oft ein dichtes Gestrüpp und hat als Begleiter Alpenrosen, Heidel- und Preiselbeeren. Einzelne Latscheninseln kann man im Inneren des Gebirges bis 2100 m Höhe feststellen. Innerhalb der Wald- und auch der Krummholzzone finder man in einigen wenigen, etwas feuchteren Geländeteilen in Karstgassen und auf den ehemaligen, z. T. an Liasgesteine und Moränenmaterial gebundenen Almbereichen, Hochstaudenfluren, z. T. auch Bergweiden. In den höheren Bereichen sind die alpinen Matten, oberhalb der bis 2050-2100 m anzusehenden Krummholzgrenze wegen des Überwiegens der nackten Platten in der Karstlandschaft des ehemals vergletscherten inneren Gebirgsbereichs nicht sehr umfangreich entwickelt. Doch wo Moränenmaterial, Verwitterungsschutt, hochgelegenes Liasmaterial o. ä. vorliegt, nehmen sie etwas breiteren Raum ein. Das gilt besonders auch für die glazial wenig beeinflußten hochgelegenen Kuppen in der Umrahmung des Gebirges, vor allem für die Kuppenlandschaften im Südosten des Gebirges. Edelweiß und Enzian sind im Teufelshorn - Kahlersberg - Schneibstein-Gebiet oder im Bereich der Kuppenlandschaft des südöstlichen Hagengebirges nicht allzu selten. Größere Flächen in diesen



Rötwand mit Rötwasserfall.

Foto: E. Baumann

höchstgelegenen Teilen der Kuppenlandschaften werden, wo nicht nackter Frostschutt vorliegt, von Polsterseggen-Pflanzengesellschaften bzw. anspruchslosen alpinen Moosen eingenommen.

Almwirtschaft

Von den rd. 25 ehemaligen Almen im Bereich des Hagengebirges, die sich überwiegend im Bereich von feuchtigkeitsgünstigen mergelig-tonigen Lias- bzw. Moränenmaterialauflagerungen innerhalb des umgebenden Kalkgebirges befanden, sind heute (1971) nur noch zwei (Angeralm und Grazalm) und diese auch nur noch als Jungvieh- und Pferdealmen ohne ständige Aufsicht in Bewirtschaftung. Noch 1960 gab es dort auf der im Bereich ausgedehnter Liasmergel- und Moränenschuttablagerungen gelegenen Angeralm rund 60 Stück Vieh (Milchvieh, Jungvieh, außerdem acht Pferde), in noch früherer Zeit sogar bis zu 100 Stück. Auf der Höllriedlalm und auf der Grazalm waren es zu dieser Zeit je 25 Stück Vieh (schon damals nur noch Jungvieh). Das Vieh dieser Almen gehörte Bauern aus Torren und Golling. Die auf einer

Geländestufe oberhalb der Angeralm ebenfalls im Bereich von Liasmergeln gelegene Fillingalm wurde 1957 aufgelassen. Auch sie beherbergte in früherer Zeit bis zu 100 Stück Vieh. Die meisten anderen Almen des Hagengebirges, die mehrheitlich schon früher eher für die Sömmerung von Jungvieh, d. h. als Galtviehalmen und erst in zweiter Linie für die Milchwirtschaft gedient haben, wurden zu verschiedenen Zeiten, z. T. schon Ende des vorigen Jahrhunderts, aufgegeben. Es waren im bayerischen Anteil des Gebirges: Soienalm, Kahlersbergalm, Mitterhüttenalm, Landtalalm, Bärensunkalm, Hanauerlablalm, Untere Rötalm, Neuhüttalm; im österreichischen Anteil: leer Wildalm, Grafl-Hinterschlumalm, Vorderschlümlalm, schlumalm, Rotwandalm, Seealm, Hieflalm, Längtalalm, Schönbichlalm, Neukaseralm, Krinnalm, Biedereralm, Fillingalm, Höllriedlalm, Aualm, Brunnalm, Bergeralm, Karalm. Einige von ihnen, z. B. die Schönbichlalm und die Soienalm, erwähnt H. v. Barth bei der Beschreibung seiner 1873 durchgeführten Durchquerung des Gebirges als bewirtschaftet. Viele von ihnen findet man noch auf Karten bis in die jüngste Zeit verzeichnet, z. T. noch mit dem Almhüttenzeichen versehen, obwohl zur Erscheinungszeit der betreffenden Karten die Almen längst verfallen waren. Die Herausgeber der neuen AV-Karte, die den Zusatz "verfallen" angibt, schließen darum eine wichtige Informationslücke. Heute erinnern oft nur noch die staudenreiche Lägerflora oder einige kümmerliche Mauer- oder Bohlenreste an die frühere Existenz von Almen an den mit Almennamen versehenen betreffenden Stellen im Gelände. Die Gründe für das Verschwinden der Almwirtschaft liegen nur zum geringen Teil im Versiegen von Quellen oder Wasserstellen innerhalb dieses Karstgeländes. Vielmehr waren es – besonders im nordöstlichen. noch am längsten von Almen eingenommenen Bereich - mangelnde Rentabilität und allgemein vor allem das Überwiegen der Jagdinteressen und der damit verbundene Aufkauf bzw. die Pacht von ehemaligem Almgelände.

Tierwelt und Jagd

Das Hagengebirge, wie das Blühnbachtal ehemals (schon seit dem 14. Jh.) "Wildbahn" der Erzbischöfe von Salzburg, später Jagdrevier einer adeligen Jagdgesellschaft, ging 1916 wie das Jagdschloß Blühnbach vom österreichischen Staat - wohl mit als Gegenleistung für geliefertes Kriegsmaterial - als Jagdbereich an die Familie Krupp-Bohlen über. Die zwölf Jagdhütten im österreichischen Anteil des Hagengebirges (im Inneren: Hochwies, Hochwandl, Alblhöh (Eiblhöh), Vorderschlum, Brent, Fillingalm, Grazalm; an den Nord-, Ost- und Südflanken: Jochalm, Mitterkar, Brunnalm, Bergkrautchen, Schoberkopfalm) gehören auch heute in der Mehrzahl wie auch der größte Teil des Jagdgebietes im Gebirge zum Kruppschen Jagdbereich der Gutsverwaltung Blühnbach. Besonders der südliche Teil des Gebirges ist auch heute noch wie zu den Zeiten H. v. Barths (man lese seine diesbezüglichen Schilderungen) eines der unberührtesten - streng gehegten Gams- und seit einigen Jahrzehnten auch Steinbockreviere (siehe dazu den Aufsatz "Das Steinwild im Hagengebirge" auf Seite 31; Red.).

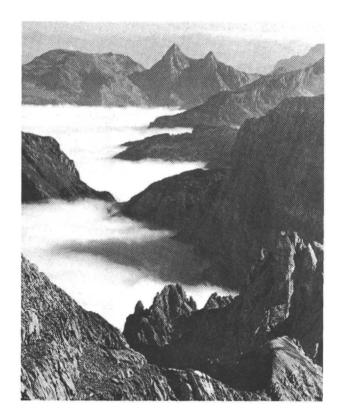
Der von lichtem und z. T. von dichterem Wald bedeckte innere nördliche Gebirgsteil ist ebenso wie die waldbedeckten äußeren Abhänge Einstandsgebiet für Hirsche, deren Zahl sich im gesamten Jagdrevier (einschließlich Blühnbachtal und dessen Hänge) auf immerhin rd. 200 beläuft.

Bei der Durchquerung der sehr einsamen, schütteren Tafelwälder des Gebirgsinneren und zur Waldgrenze hin - etwa im Gebiet Längtal-Alblhöh (Eiblhöh)-Hochwandl kann man noch Auer- und Birkwild begegnen, ebenso in vielen Teilen des Gebirges noch anderen Bewohnern der oberen Wald-, Krummholz- und Felsregion, wie Dachs, Wiesel, Mauswiesel etc., jedoch auch - besonders im Gebiet oberhalb der Fillingalm zum Steinwändhorn und Rauhkopf zu - zahlreichen Kreuzottern. In den von Moränenschutt oder anderem Lockermaterial überdeckten Geländeteilen, vor allem am Fuß des Kahlersberges, im Landtal, bei der ehemaligen Graflschlümlalm, in der Schlumtalung, in der Labseegass, dem leer Wildalm-Bereich, dem Tiefenbachsattel und besonders in den von Moränenmaterial erfüllten großen Karstwannen (Uvalas) und Dolinen der Roßfeld-, Bitz'n-, Schönbichlalm-, Neukaser-, Krinnalm-Talung wird man vom Pfeifen der Murmeltiere erschreckt. In den höchsten Gebirgsteilen kann man an den Felspfeilern des südlichen Hagengebirges noch Steinadler beobachten, außerdem Alpendohlen sowie im Fels- und Schuttbereich, z. B. um Schottwies, Rifflkopf, Bitzkogl, Tanntalköpfe, Wildalmriedl und Längtalschneid Stein- bzw. Schneebübner.

Insgesamt kommt der Pflanzen- und Tierwelt zugute, daß schon seit längerer Zeit der Gesamtbereich des Hagengebirges im österreichischen Anteil Pflanzenschon- bzw. Landschaftsschutzgebiet, im bayerischen Anteil Naturschutzgebiet ist. Darauf sollte man stets achten, wenn man Bergtouren in diesem Bereich unternimmt.

Gelahren des Gebirges

Auch heute noch – nicht nur zu H. v. Barths Zeiten – entbehren die Besteigungen und besonders die Überquerungen dieses Plateaugebirges nicht ganz einer gewissen Abenteuerlichkeit. Die teils urtümlichen Bergwaldbereiche, die weiten verkarsteten, von Karren durchfurchten und von Dolinen, Karstgassen



Die Teufelshörner im Hagengebirge vom Kammerlinghorn aus (Teleaufnahme)

Foto: E. Baumann

und brunnenartigen Karstschlünden durchsetzten Flächen, die — besonders im vegetationsarmen südlichen Bereich — fast an Mondlandschaften erinnern, sowie die Begegnung mit einer interessanten Pflanzen- und Tierwelt im Wald- und Felsbereich, verbunden mit der Einsamkeit dieser Landschaften sind durchaus auch beim Fehlen bergsteigerischer Glanzpunkte im Hagengebirge starke Erlebnisse.

Sollte man solche Durchquerungen - vor allem auf den Jägerpfaden im wenig begangenen und nahezu gänzlich wasser-, d. h. quellenlosen mittleren und südlichen Gebirgsteil unternehmen, so sind sie nicht ganz ungefährlich. Die Gefahren dieser Hochflächen mit ihren geschilderten, im einzelnen sehr bewegten, ja "zerhackten" Oberflächengestalt liegen vor allem im Verfehlen der oft nur schwer erkennbaren, z. T. undeutlich ausgedaubten Steige oder Pfadspuren, im Verkalkulieren der Entfernungen und Gehzeiten in der schwer begehbaren Karstlandschaft. Bei den erwähnten unzähligen Vertiefungen, aber auch bei den von Latschen überwachsenen Rücken, Felsbuckeln und unzähligen Schichtköpfen muß man ständig hinauf und hinab und auf fortwährende Richtungsänderungen des durch die Lücken zwischen den Schichtköpfen oder durch Karstgassen hindurchführenden Pfades achten. Leicht kann man fehlgehen, indem man einer zwischen den Latschen oder neben den Schichtköpfen einladend geöffneten Gasse folgt und dabei übersieht, daß der Pfad zum nächsten "Steinmann" einen tückischen Haken schlägt. Nach kürzester Zeit wird man sich zwischen dichtem Latschengestrüpp oder einer Folge von Schichtköpfen oder Felsbuckeln "festgelaufen" haben. Da hilft nichts als ein Zurückgehen und nach dem nächsten "Steinmann" Ausschau zu halten. Wohl selten stärker als hier in solchem Gelände werden dem Bergwanderer mögliche Folgen des Nichtbeachtens des "Nicht-allein-geh-Gebots" bewußt. Es könnte - besonders im wenig begangenen mittleren und südlichen Gebirgsteil - sehr lange dauern, bis man nach einer im Karstgelände erlittenen Verletzung hier gefunden würde. Witterungsbedingte Gefahren durch Nebel, Gewitter und Schneesturm sind ebenfalls nicht zu unterschätzen, und beim Hereinbrechen eines Wetterumschlags wird man nur schwer einen Unterschlupf finden.



Das Carl-von-Stahl-Haus am Torrener Joch am Rand des Hagengebirges; einer der wenigen Stützpunkte für Unternehmungen in letzterem.

Foto: E. Baumann

Sind jedoch die Bedingungen günstig und begibt man sich aufmerksamen Auges in die geschilderten Landschaften und Einsamkeiten dieses Plateaugebirges hinein, so wird man nach erfolgreich abgeschlossenen Touren vielleicht auch das Hagengebirge zu einem der interessanten alpinen Ziele zählen.

Literatur (in Auswahl)

Abel, G.: Die Tantalhöhle im Hagengebirge. Mitt. Naturwiss. Arbeitsgem. Salzburg, 5, Salzburg 1954.

Barth, H. v.: Das Hagengebirge. In: Ders.: Aus den Nördlichen Kalkalpen, 1, 7, S. 105–140. München 1874.

Del Negro, W.: Geologie von Salzburg, Salzburg 1949.

Fugger, E.: Das Blühnbachtal. Jahrb. Geolog. Reichsanstalt, 57, S. 91-114, Wien 1907.

Haiden, A.: Diskussionsbeitrag über das Tertiär des Hagengebirges. Mitt. Naturwiss. Arbeitsgem. Salzburg, 5, S. 29-30, Salzburg 1954.

Haserodt, K.: Die charakteristischen Karstformentypen im Hagengebirge und Gotzenalm-Gebiet (Berchtesgadener Alpen) = Karte in ders.: Untersuchungen zur Höhen- und Altersgliederung der Karstformen in den Nördlichen Kalkalpen.

Münchner Geographische Hefte, H. 27, München 1965.

Ders.: Riesengletschertöpfe am Nordausgang des Kalkhochalpen-Durchbruchtals der Salzach bei Golling (Salzburg). Mitt. der Geogr. Gesellschaft in München, Bd. L, 1965, S. 161–173.

Koppenwallner, A.: Der Schacht (1860 m) im oberen Ochsenkar (Hagengebirge), Die Höhle, 6, 1955, S. 28–29, Wien 1955.

Krafft, A. v.: Úber den Lias des Hagengebirges. Jb. Geol. Reichsanstalt, 47, S. 200–224, Wien

Lebling, C.: Die geologischen Verhältnisse der Gebirge um den Königssee. Abh. d. Geol. Landesuntersuchung d. Bayer. Oberbergamtes, H. 20, München 1935.

Penck, A. u. Richter, E.: Das Land Berchtesgaden. Z.D.O.A.-V. 16, S. 217—298, Salzburg 1885.

Seefeldner, E.: Salzburg und seine Landschaften. Eine geographische Landeskunde. Salzburg/Stuttgart 1961.

Stüber, E.: Salzburger Naturführer. Salzburg 1967. Zankl, A.: Die Geologie der Torrener-Joch-Zone in den Berchtesgadener Alpen. Z. Dt. Geol. Ges., 113, S. 446—462, Hannover 1961.

Zeller, M. u. Schöner, H.: AV-Führer Berchtesgadener Alpen. 11. Aufl., München 1966.

Anschrift des Verfassers: Dr. Klaus Haserodt, 7801 Hugstetten, Landstraße 29.

Streifzüge durchs Hagengebirge

HELMUT PROBST

Es gibt Gegenden, von denen man träumt bevor man sie kennt, und es gibt solche, von denen man immer noch weiter träumt, auch wenn man sie längst gut kennt. Es sind zwei verschiedene Arten von Fantasie, die einem das Fremde und das Liebgewonnene herbeizaubern, die eine spielt voraus, die andere kehrt zurück.

Auf dem Rücken eines Elefanten das Hochtal der Schlum zwischen riesigen Blöcken hinein und hinauf zu reiten, das war der Traum – die vorausgegangene Wirklichkeit war: allein auf Skiern, zwischen eben jenen Blökken, über naturgebaute schneeige Brücken. Ein Mai mit mächtigen Schneelagen aus einem richtigen Winter. Es hob sich aus den Nebeln und versank wieder in sie hinein. Ein Tag. der in sparsamen Farben die Eindrücke in ihrem Kommen und Gehen steigerte. Zirben und Lärchen, Blöcke, aufragende Wandstücke - noch aus dem Verschwinden kommen die Dinge im Nebel auf einen zu. Die Hintere Schlumalm stand, mit ihrem immer noch wakkeren First, über ein Kolkloch meinen Skispitzen gegenüber.

Voraus ging dem Traum auch ein sommerliches Ranggeln mit Latschen und Blöcken bis in die tiefsten Löcher der alten Blockstürze hinein. In den hintersten Winkeln und Höhlungen immer wieder Gerippe, Knochen von Gemsen, moosäugige Schädel. Ein Friedhof. Wie mans auch liest von Elefanten.

Voraus ging jenes erste Mal: Der Eintritt ins Paradics. Als Wächter die Schlange oder als Verführerin, beides gleich herausfordernd. Die prächtig gezeichneten Schlingen einer Kreuzotter quer überm Weg in der Sonne. Die sich schraubenden, gleißschwarzen Spiralen einer Höllenotter hin übers Almrausch- und Weidengeäst.

Von jenem ersten Male weg ward das Hagengebirge eine sich steigernde Faszination. Was macht neben der eigenen Begeisterung die objektive Grundlage dieser Faszination?

Umgrenzt von den Wassern des Königssees und der Salzach mit ihren Seitentälern der

Bluntau und des Blühnbaches erstreckt sich dieses reich gegliederte und abwechslungsreiche Plateau. Die umgebenden Randhöhen und Eckpfeiler sind Kahlersberg (2 350), Schneibstein (2 276), Tristkopf (2 110), Rifflkopf (2 254), Tanntalköpfe (2 288) und Raucheck (2 215), dazu noch die Vorposten im Übergang zum Steinernen Meer: Großes und Kleines Teufelshorn (2 362/2 283). -Von zwei Seiten nur ist das große Gebiet angeknabbert, vom Stahlhaus und von der Gotzenalm aus. Und im Spätwinter gehen die Spuren querüber in die "Große Reib'n", eine Tour, die sich mit mancherlei messen kann. - Im Herbst würde einem der Tag kurz, wollte man eine der Varianten hinauf, hinüber und hinunter. — Die Gegend genießt noch einen fast vollständigen natürlichen Schutz: ohne viele Worte und ohne das vergebliche Aufbäumen und Zurückweichen vor dem "Lauf der Dinge". Wie in monarchischen Zeiten thronen Schloß Blühnbachs jagdliche Rechte über dem größten Teil des Hagengebirges. Die Jäger freuen sich heute genausowenig über den etwa streunenden Touristen wie vor 100 Jahren zu Hermann v. Barths Zeiten. Jenem Erschließer der nördlichen Kalkalpen (ein Bedeutungswandel zum heutigen "Erschließen") entging auch diese unscheinbare Plateauinsel nicht. Auch er querte im Nebel und trüb Verhangenen von Blühnbach nach Königssee, in Begleitung eines Jägers und vorbei am kargen, doch buntbewegten Almleben, das damals dort oben gedieh. Heute ist die Einsamkeit noch erhöht durch

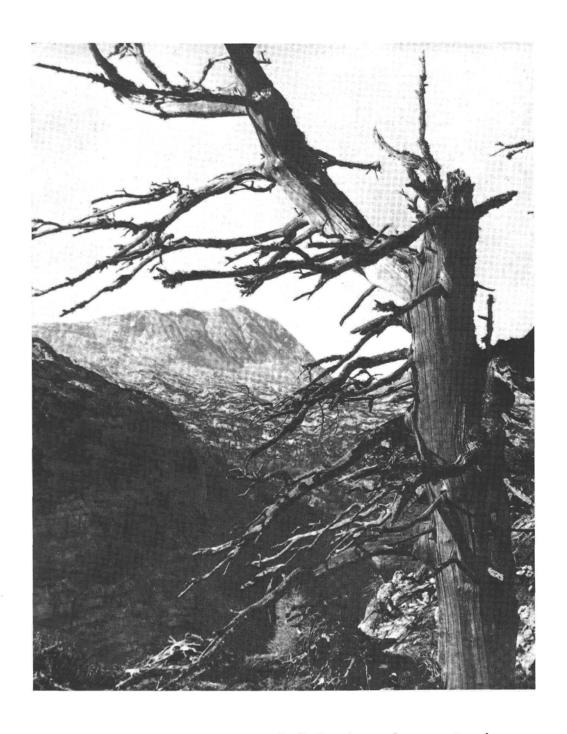
die verfallenen und verfallenden Almhütten, die dem Unbegangenen noch den Eindruck des Verlassenen überlagern. -Nur in einer Sache muß man das Auge zu-

drücken, wenn man die von Kaprun übers Gebirge ins Vorland hinausführende Starkstromleitung kreuzt. Man schaltet um auf die technische Leistung — kriegt eine Vorahnung des Bierdurstes, den man im Tal haben wird, wenn einem im Hochwiessattel aus einem Haufen zerfallender Kisten grünschillernde Flaschen im Mittagsglast entgegenflunkern und geht weiter. Mag sein im Nebel, daß einem die singenden Drähte gut kommen.

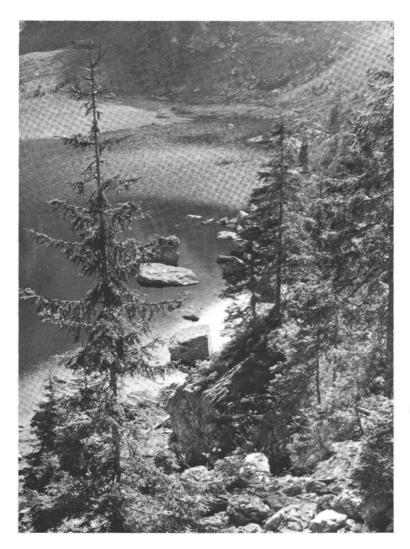
Der Hochwiessattel ist ein Schnittpunkt der Pfade, wenn man hier von solchen überhaupt sprechen kann. Die Leitung und der sie begleitende, verbotene Steig ziehen von der Torscharte her, am Raucheck vorbei und herauf über das grüngrasige Roßfeld. Von hier wieder hinunter zur Krinnalm unterm Tristkopf und weiter über zwei Terrassen von Almböden, bevor sie übers Waldgehänge nach Golling kippen. — Umrunden wir gegen den Uhrzeiger die Hochwies (2 189) selbst, so gelangen wir in die Senke der Schönbichlalm und, wenn wir nicht nach Süden zum Abstieg nach Blühnbach abzweigen, von dort weiter zur Neukaser- und Krinnalm. In immer neu sich öffnender und verschließender Abwechslung folgen einander latschenumwachsene und geländebehütete Wiesenflecken. Murmeltiere pfeifen einander zu, sobald sie einen von ferne entdecken, oder ihr überraschtes Gepfeife versickert mit ihrer weghudelnden Eile erdwärts im Bau. Mit etwas Geduld stellt sich ihre Neugierde als mindestens gleich groß heraus wie die eigene. Die Neukaseralm hängt drinnen wie ein grüner Kessel, wenn wir im ostseitigen Gehänge unter flechtenbärtigen Lärchen und zottigen Zirben alten Pfadspuren von früher nachsuchen. An einer Suhle, der Hirschlacke, vorbei kommen wir in eine andere charakteristische Geländeform des Hagengebirges, in die schluchtig verwachsenen "Schlufe". Der an der Krinnalm vorüber und hinab in den tiefsten der Kessel zur Seealm ist einer der typischsten. Schon als sie noch verlassen da stand, die Alm, schien sie in Plotschen zu versinken, und nun modert sie bereits als neue Kraft in die üppigen Gewächse hinein. Und auch selbst begibt man sich hier, wie im hochwandlwärts nachbarlichen Bärgraben zwischen hohe Stengel und Blätter, vielleicht gerade in gelben, blauen, violetten Blüten. Im Fall der kurzen Hose merkt man, daß auch die Brennessel stark beteiligt ist und im Fall des Regens zählen diese Weg- und Vegetationsvarianten zum vordergründigsten Argument der Hagengebirgsverächter. Einmal traf ich, unterwegs mit ein paar Kumpanen, auf eine spezielle Art von Idealisten; er sichelte Passagen frei ins nesslig Verwachsene zwischen den holprigen Karren. Wir "philosophierten" eine Weile über diese gute Tat. Insgeheimer Anhänger solcher Dschungelstrecken, dachte ich irgendeinen verhexten Fluch ... Als wir abends heimzu rundeten, trafen wir den Mann noch einmal und jemand fragte, wie weit er gekommen

sei — er erzählte, kurz nachdem wir vorbei waren, sei ihm die Sichel gebrochen...

Wenn man den Krinnalmschluf hinunter steigt, zeigt sich gegenüber noch einer dieser markanten Schlufe, hinauf zur Rotwand und Rotwandalm, jenem so überraschend schönen, gut versteckten Fleck mit den äsenden Gemsen. Ihren schattseitigen Spuren folgt ein undeutlicher Jägersteig hinab ins kühle Firnloch am Wandfuß des Schneibstein über den Jochalmen. — Aber wahrscheinlicher begibt sich der Wanderer hinauf zum Kamm mit thronendem Blick über die Schlum: auch sie selbst schlufartig verwachsen, wo sich das Steiglein im Schatten unten dahinwindet. Dem Grat folgend und teils in seiner bluntauseitigen Flanke gewinnt man den ersten Aufschwung des Schneibsteinkammes, der einen über schneegefüllte Dolinen, über Gras und scharfen Stein zum Gipfel leitet. Rechts und links fällt der Blick in streiflichtig schattige Tiefen. Im tiefen Loch zwischen den Schlufen haben wir die Seealm liegen gelassen. Bei ihr muß man den Kopf ins Genick werfen, um ins Blaue zu schauen. Der Anstieg kommt herauf von den Wassern der Bluntau, schluchtig und angenehm schattig. Wie unten der Bach unmittelbar aus dem Berg quillt, so rinnt und tropft es noch mehrfach über Moos und Stein und das schwitzende Steigen ist kühl gelabt. Es ist hier wie in der Wolfsschluchtszene im Freischütz. An der Bärenhöhle, einer jener zahlreichen Hagengebirgshöhlen, gingen wir vorbei; sie liegt ein Stück unterhalb in der Rinne, wo der Steig zum erstenmal in scharfem Knick nach links hart an den Fels gerät. - Die Seealm hat ihren Namen vom See, hinter dem sie lag. Auch ihr Dach brach vor ein paar Wintern zusammen und es bröselt der braune Moder über Schwelle und Feuerstelle. Nach ihr nennen die Leute den See: "Seealmsee". Eigenartig beschwörendes Namengeben! — Auch drüben auf der Berchtesgadenerseite, am Außenrand des Gebirges, unterm Aufschwung des Kahlersberges liegt ein See, der seinen Namen verdoppelt, der Secleinsee. Er liegt am Troßweg des Tourismus und seine kühle Schönheit ist bekleckert und besudelt mit Blech und Plast. Schizophrenie des Konsums. — Doch zurück in die inneren Gründe zum Seealmsee. Ich nenn' ihn "Zaubersee", denn einmal ist er da und einmal nicht. Im Frühjahr kann er voll sein und



"Es gibt Gegenden, von denen man träumt, bevor man sie kennt, und es gibt solche, von denen man immer noch weiter träumt, auch wenn man sie längst gut kennt." Blick über das Schlumtal zum Kahlersberg. Foto: H. Probst



Der Seealmsee: Schauplatz paradiesischen Geplätschers und anderer recht bemerkenswerter Ereignisse (siehe Seite 36)

Foto: H. Moosleitner

bis in die umgebenden Blockstürze hinein seine geheimnisvollen Untiefen spielen. Oft kann man bis Herbst kopfüber sich in sein Dunkel hechten. Dann wieder erlebt man aus einem heißen Sommertag die Fata Morgana des Sees, folgt ihr und nichts ist da: zu bizarren Figuren zerrissene, ausgetrocknete, schwarze Erde, vielleicht auch schon hohes Gras, vielleicht noch eine letzte kleine Pfütze. Man wandelt unter den Blöcken und sieht hinauf zu seinen köpfelnden Absprungstellen. Oder man erinnert sich: Auf diesem Block, da war's, ein inselartiger, damals im Wasser, als wir von der Vorderschlum herun-

ter aus den Plotschen kamen. Der Kumpan, seiner Frau voraus, hob den Gucker und guckte: "Schau, schau, liebe Madaln" — "A jo, wirklich liab . . . " Auch wir wurden gesehen. Es entstand eine furchtbar plötzliche Bewegung. Wir machten einen Bogen. Sie sahen, daß auch wir, ein paar Steine weiter, uns nicht mit Badeanzügen lächerlich machten. Und es ward ein paradiesisches Geplätscher. Zur richtigen Zeit blühen Almrausch, Zwergalpenrose, Enzian rundum, höher oben in den Wandln Petergstamm und Edelweiß. — Es gibt Zeiten, da siehts aus als wär' man ins Ziel einer Sternfahrt von Fröschen geraten.

-- Die Bewegung des Wassers, das sonnenblinkende Glitzern, blau und schwarz ineinander gleitende und sich voneinander lösende Topologien, Spiel mit Unschärfeeinstellungen, Farben und Muster aus einer anderen Daseinsschicht

Trotz dieses "zauberhaften" Verschwindens des Wassers ist das Erstaunlichere an diesem Gebirge, daß an so vielen überraschenden Stellen, auch noch mitten drinnen im Plateau, immer wieder Wasser zu finden ist; Quellen, Lacken, Miniaturseen in Karrenlöchern, Eisseen in kleinen Höhlen, Rinnsale in wiesigen Gründen mitten im Stein.

Geht man den markierten Anstieg von der Bärenhütte aus, so hat man einen der schönsten Eintritte gewählt. Vielleicht rätselt man ctwas irritiert über die liebevolle Markierungsdichte links und rechts des deutlichen Steigleins und fragt sich, ob wohl ein glühender Patriot, Maler, Anstreicher oder Markieromane unterwegs war. - Wo immer einer vom Wege querein ins Plateau strolcht, stößt er abgesehen vom Leitungssteig höchstens auf die Steinmänner der Täger. Sie verbinden die paar kleinen Jagdhütten mit einem Netz kürzest begehbarer Linien. Einer, der sich in die unbegangene Vielfalt hinein begibt und sich vielleicht zunächst verirrt, wird nach und nach eine Gliederung feststellen, mit deren Hilfe er sich vom Gelände leiten lassen kann. Gesteins- und erosionsbedingte Verschneidungslinien und Gräben ziehen sich in leicht erfaßbarer Struktur zwischen den latschenverfilzten Kuppen im nordöstlichen Teil bis zur Längtalschneid (2 227). Im Südwesten herrscht eine weniger deutliche Kleingliederung. Das Gelände ist offener zu begehen im Auf und Ab seiner kahlen Höhen. Die Überraschungen sind weniger überrumpelnd. Schon von der Höhe der Längtalschneid oder einem der anderen umgebenden Köpfe gleitet der Blick über die unerwartet grüne Bärwies. Manchmal tritt abwechselnd zum Schwarz ein roter Boden hervor, der an roterdige Relikte im Karst erinnert.

Die westrandigen Höhen sind gleichzeitig die bayrisch-österreichische Grenze. Sie zieht vom Schneibstein über Windschartenkopf, Hochsoienkopf zum Kahlersberg und Jägerbrunntrog (Blühnbachkopf). Der eine und andere grasfelsige Kopf ist sommerlich durchwoben von Bergaster, Kohlröserl und Edelweiß. Der Kahlersberg läßt sich je nach Ambition über seinen NNW-Grat oder über seine plateauseitige Flanke, z. B. dort, wo der große Felssturz herabhängt, gewinnen. Von ihm und vom verlängerten Marsch der Grenze entlang fällt die Wahl eines Abstieges schwer: den normalen Weg hinunter zum Blockwurf im Hochgschirrsattel und hinaus zur Gotzenalm; hinab ins Landtal, mit dem schon von Ferne geangelten Blick in die Röt; oder durch eine der einsamen "Gassen", z. B. der des "Labsees" wieder zu dem das Gehänge abfangenden Rötsteig. —

Folgen wir einer der weiteren Möglichkeiten über den Tägerbrunntrog in den Eisgraben: Es war Allerheiligen, grau in graue Fernsicht, warm, ungewöhnlich, ein bleiches Licht der diesigen, niederen Sonne. Wir kamen durch die Furchen des Plateaus, Hinter uns eine Nacht unter den steinbeschwerten, geräucherten Schindeln der Hinteren "Schlumalm"; es ist die letzte urig gezimmerte Behausung aus früheren Almzeiten, wo man noch im ebenso urig gezimmerten Verschlag - wie in einer Schiffskoie - schlief. Wer hier wohl früher einmal ...? Einmal traf ich einen Täger, der erzählte, daß seine Frau noch 1939 dort oben Sennerin gewesen sei. - Jetzt sind wir etwa auf der winterlichen großen Route, dem ersten Teil der großen Reib'n. Nur wärs auf Skiern raumgreifender. Es liegt keine Spur von Schnee, weder die Schwerkraft noch ein Gleitvermögen läßt sich nutzen. Wir sind den Steinen verhaftet, steigen über sie weg, um sie herum. Wir kommen auf eine breite felsige Rampe, hoch überm Kessel des hinteren Blühnbachtales, an einer Höhle vorbei, und aus einem Schlupfwinkel steil hinauf auf einen Absatz des Randgipfels zum Eisgraben. Früh schon verabschiedet sich die Abendsonne und läßt das Eis des Hochkönigs übers tiefe Tal herüber aufleuchten. Wir nehmen einen sparsamen Schluck aus der Flasche. Mit ein wenig Kraxelei einen Riß hinab erreichen wir die nördliche obere Stufe des zweiteiligen Eisgrabens, Unser wegloses Steigen senkt sich Dach um Dach über wüst kahles Gestein. Hinter uns sinkt die Dämmerung herein und beginnt uns zu überholen. Die Vorstellung eines Zeltplatzes ist schon dem Suchen nach einem geeigneten Biwak gewichen. Da erkennen wir plötzlich mitten im Fels eine winzige Grasinsel. Nein, nicht nur das, in sie hinein mäandert



Die Hintere Schlumalm: "... die letzte urig gezimmerte Behausung aus früheren Almzeiten... Wer hier wohl früher einmal...? Foto: H. Probst

sich, weiß Wunder woher, ein kleines Bächlein. Auf einer der Grasbuchten hat das Zelt gerade gut Platz. Als es steht, ist's finster. Nur die Flamme vom Kocher und das langsam aufsteigende Summen vom Teetopf. Im Rükken sind die Absätze zum Jägerbrunntrog und gegenüber mauert sich dunkler als das übrige die Wand des großen Teufelshorns zur Silhouette. Wir träumen aus unserem Idvll in die ahnbare Wucht rundum - teeschlürfend und es geschieht: Wie eine lichtere Ahnung beginnt sich das Teufelshorn in den Nachthimmel zu zeichnen. Aus dem Träumen heraus begreift man es nicht gleich. Der Mond läßt seinen Schimmer vom Gipfel die Wand herab rieseln und fächert sein Licht quer herein über die Buckel des Tales, bis her übers Zelt. Selbst steht er jetzt oben über der Eisgrabenscharte. — Ein Bild vom nächsten Tag, herausgegriffen aus den weiter hinab sich senkenden Stufen, Blöcken und Karren, läßt einen späteren Betrachter ausrufen: "Schau, wie lauter kleine Elefanten"! Resonante Fantasien begegnen sich. Diese Steinformen und -formationen enthalten etwas, das nicht nur Fantasien entfacht oder Geologen interessiert, sondern man überwindet mit ihrer Hilfe den Gegensatz zwischen Natur und Abstraktion. - Man sieht gigantische "Orgeln" (Graflschlümlalm), "erstarrtes Gewässer" mit den

Springgupfen einander querlaufender Wellen, Verschneidungslinien, fein senkrecht ziseliert in den Vertikalen, zu Dinosauriertritten ausgewaschen in den Horizontalen - oft malerisch wassergefüllt, mit Spiegeleffekten, wie sie selbst Picasso nicht "unnatürlicher" über die Natur hinaussteigern könnte. Schlangen von Rinnsalen, die die Freiheit des Wassers zu Gesetz bannen. Man muß es bei Nebel und Regen gesehen haben. Miniaturlandschaften und -Orographien, Gestalten und Formen. So wie früher die Almen sich ihre schönsten Plätzchen fanden, so stehen heute auf neuen schönsten Fleckchen die einsamen Jagdhütten. Zu einer dieser schwindelte mich einmal einer der blühnbachseitigen Jagdsteige. Sie liegt auf einem vorgeschobenen Latschenkopf, von wo sie das ganze Blühnbachtal einwärts und ums Eck das Salzachtal überschaut. Teufelshörner, Hochkönig und Tennengebirge stehen im Halbrund, vom tiefen Tal noch gehoben, gegenüber. Es sind verbotene Wege, die sich von hier verzweigen. Die Verlockungen in firnige Frühjahrskare und farbige Herbstpracht sind zugunsten der Gemsen gebremst. Auch hinauf zu den Steinböcken am Teufelshorn oder über den Firn herunter geht eine steile, selten genutzte Möglichkeit vom Blühnbachtörl. Die Mauerscharte schaut ähnlich verlockend herunter. Am ehesten kommen Skifahrer vom Brandhorn herab durch's Tauchertal, selten auch dies, denn das Blühnbachtal ist für Autos gesperrt. Die Hirsche, deren herbstlich röhrendes Treiben noch mitten im Plateau oben zu hören ist, haben Ruhe, auch herunten im Tal.

Man sollte den verschiedenen jagdlichen Beschränkungen mit gemäßigt touristischem Trotz begegnen, ja eher noch sie begrüßen, im Bewußtsein, daß die jagdliche Hege und Hegemonie es ist, die das Hagengebirge bis heute in seiner unberührten Schönheit erhalten hat und vielleicht in die Zukunst hinein erhalten wird.

Anschrift des Verfassers: Dipl.-Ing. Helmut Probst A-5431 Kuchl 140

Streifzug in die Höhlenwelt des Hochkönigs und Hagengebirges

Albert Morocutti

Wer die Finsternis, die Welt ohne Sonne in den Tiefen unserer Gebirge kennt, der liebt das Licht, die Wärme des Tages ganz besonders. Und doch zieht es uns immer wieder in die ungewissen, unerforschten, geheimnisumwitterten Hohlräume. Oder vielleicht gerade deshalb.

Der Hochkönigstock, der höchste höhlenfreundliche Kalkberg der Berchtesgadenerund Salzburger Kalkalpen, ist bisher ein wenig Stiefkind geblieben in der Höhlenforschung. Ganz zu Unrecht, denn es wurden in den Jahren nach dem Kriege viele äußerst vielversprechende Ansätze für große Höhlen gefunden. Ganz besonders in der Gegend des Oberen Ochsenriedl.

Es gibt viele Sagen um den ganzen Hochkönig herum. Viele spielen mit "Saligen Frauen", "Teufelslöchern", "Bergmanndl" usw., die mit von alters her bekannten Höhlen in Verbindung stehen. Auch die Höhlen der "Teufelskirche", nahe der Torsäule mit ihrer herrlichen Südwand, spielen in der Sage eine Rolle. Es ist anzunehmen, daß in dieser Gegend noch vor zweihundert Jahren viele Viehherden weideten. Hirten haben damals sicher diese Höhlen schon besucht, oder haben sich Gedanken gemacht, was das für Geister sind, die als Nebel aus den finsteren Löchern herausstrebten. Fantasie und persönliche Eindrücke wurden zu Sagen versponnen und gesponnen.

Es war nach einer Wetterwanddurchsteigung. Wir hatten die Absicht, über die Schranbachscharte zu unseren Fahrzeugen zurückzukehren. In der Scharte lag noch Altschnee. Wir mußten darübergehen. Warum auch nicht? Nach ein paar Metern stutzte ich, etwas kam mir nicht geheuer vor. Des "Höhlenmenschen" Inneres rebellierte. Zu Recht, wie sich bald herausstellte. Dem von uns ausgewichenen etwas dunkleren Schnee folgte ein unheimliches Loch im Boden, das sicher mehr als siebzig Meter tief ist. Der Altschnee zum Schacht hin war unterhöhlt und bis zum jen-

seitigen Rand mit kleiner Offnung nur zwei Zentimeter dick! Das hätte eine schnelle Fahrt zur Hölle gegeben.

Dieses Beispiel zeigt, daß besonders im frühen Sommer Schneereste auf den Hochflächen vorsichtig betreten werden sollen.

Eine Besonderheit im Hochkönigstock bilden zwei Kletterrouten. Der linke Parallelkamin der Nixriedl-Südwand endet in einem Schlot am Gipfel, und auch die normale Torsäulen-Südwand kann, wenn es Spaß macht, durch den Gipfelschlot leicht erreicht werden. Die Wasser der Übergossenen Alm treten erst sehr tief unten zu Tage. Es braucht Zeit, um die Klüfte, die Kammern und Klammen im Innern des Berges zu durchfließen.

An der Nordflanke des Bergstockes gibt es einen Springbrunnen, eine "Gießkanne", den Wandbachfall. Er entspringt in der östlichen Begrenzung des Wasserkares in einer steilen Wand. Zur Winterszeit und im Herbst ist nur ein schwarzes Loch zu sehen. Kein Tropfen Wasser. Er mag nicht immer rinnen. Anders im Frühjahr. Der Wandbachfall ist eine riesige, periodische Quelle, die nur in gewissen Zeiten "funktioniert".

Bei der Schneeschmelze, hier zu bestimmten Zeiten, schießt das Wasser des Wandbaches in weitem Bogen aus der Wand heraus und zerstäubt tief im Kar. Es war noch niemand in diesem geheimnisvollen Loch.

Viel Höhlenneuland gäbe es im Hochkönig. Es müssen nicht immer die Berge anderer Kontinente sein, will man Abenteuer erleben. Viel Unbekanntes, noch nie Betretenes, birgt unsere Heimat noch in sich.

Der "Krallencañon" am Ochsenriedl ist auch so ein Beispiel dafür. Einige Meter neben der Skiabfahrt ist der Eingang. Er wurde ganz zufällig entdeckt. Ein kleiner Cañon führt in kleinen Absätzen bis zu einem noch unerforschten Riesenabgrund, der schwarz und unheimlich tief in den Berg abbricht. Der Eingangsteil ist teilweise mit sogenannter "Bergmilch" bedeckt. In dieser etwas verfestigten Kalkablagerung befinden sich Krallenspuren eines größeren Tieres. Jedenfalls eines Tieres, das heute hier nicht mehr anzutreffen ist. War es ein Höhlenbär, der einst Zuflucht suchte? Wir wissen es noch nicht.

Betätigungsmöglichkeiten für viele Höhlenforschergenerationen genug, Der Hochkönig ist das Höhlenforschergebiet der Zukunft. Erst 22 Höhlen wurden von uns vermessen. Wenige bis zu ihrem wahrscheinlichen Ende erforscht. So auch der "Wasserofen", nahe der Erichhütte, der nach 40 m durch einen Versturz abgeschlossen wird, hinter dem mit Sicherheit eine Großhöhle liegt.

Kräftige Bewetterung, ein heftiger Wind, der aus den übereinander verkeilten Blöcken strömt, zeugt dafür. Solche Verstürze sind sehr schwer zu überwinden und gefährlich, sodaß bisher kein ernsthafter Versuch, die gefährliche Stelle zu überwinden, unternommen wurde.

Vom Hochkönig zum Hagengebirge ist es nur ein "Katzensprung", ein weiter, zugegeben. Eingeweihte können von der Ostpreußenhütte über das Blühnbachtal hinweg direkt in den Eingang der Tanntalhöhle blicken. Zwanzig Kilometer weit zieht diese Höhle durch das Hagengebirge ihre Schleifen beharrlich nach Nordosten, dem Salzachtal zu. Dann sind die vorhandenen Gänge 500 m vor dem östlichen Berghang verschlemmt.

Eine Höhlenforschergeneration arbeitete an dieser unterirdischen Durchquerung des Berges. Biwakschachteln wurden eingebaut, um längere Zeit auszuhalten. Die Temperatur dieser Hochkarsthöhlen bewegt sich zwischen null bis vier Grad plus. Bei einer Luftfeuchtigkeit von 100 %. Zehn Tage dauernde Expeditionen, mit zwei bis drei Vorbereitungsund Tragtouren, reichten nicht mehr, um die Fortsetzung, die zweifellos vorhanden ist, auszugraben. Der Berg war Sieger geblieben. Viele Fragen blieben offen, viele werden noch gelöst werden, manche nur erahnt.

War dieses Tal, das Blühnbachtal, zwischen beiden Gebirgsstöcken immer schon gewesen, oder erst nach der Höhlenbildung entstanden? Wie erklärt man sich diese Riesenhöhlen im Hagengebirge, die größen- und tiefenmäßig zu den gewaltigsten Osterreichs und der Erde gehören? Waren die Wasser des heute getrennten Hochköniggletschers in den Eingängen der Tanntalhöhle, des Ochsenkarschachtes und der Jägerbrunntroghöhle verschwunden? Ist es nur ein Zufall, daß alle Großhöhlen des Hagengebirges in 1 700 m Höhe ihre Eingänge dem Hochkönig zuwenden? Welche Kräfte waren an der Entstehung dieser grandiosen Räume von zwei bis dreihundert Metern Höhe im Bergesinnern beteiligt? Welcher Zeit ist die Ausschwemmung des

Schuttes, die Bildung der Tropfsteine, der Versteinerungen und der großartigen Klammen zuzuschreiben? Nur tiefergelegene Höhlen des Hagengebirges, gewissermaßen die der unteren Etage, knapp über den Talböden, münden östlich und nördlich in das Salzachtal oder Bluntautal. Sie sind ganz anders in ihrem Aufbau als iene hochgelegenen älteren Höhlen. Stößt man in der Tanntalhöhle, im Ochsenkarschacht-System sowie in der Sulzenkarhöhle durchwegs auf kleine Gerinne, die vorwiegend steil in die Schichten eindringen, so sind im "Scheuckofen", in der "Eisgrabenhöhle", "Torrener Bärenhöhle" usw. richtige Höhlenbäche, Seen und Quellflüsse anzutroffen. Sie sind durch viele hunderte kleine Gerinne, die die oberen Stockwerke durchdringen, angeschwollen. Wie lange schon? Wie wichtig diese Wasserspeicher unter der Erde für unseren Wasserhaushalt sind, wurde erst richtig durch die Höhlenforschung bekannt. Überall Fragen, deren Beantwortung einer Menge verschiedener Wissenschaftler vorbehalten bleibt. Ihnen den Weg zu den Forschungsobiekten zu ebnen, ist die Arbeit der touristischen Erschlie-Bung.

Auch im Hagengebirge versuchten schon im Mittelalter viele Schatzsucher ihr Glück, Sie kamen mit Kienspänen, um die Goldschätze zu suchen und fanden den Tod. Skelette und versteinerte Kienspäne zeugen von diesen Unglücken. Das Licht ließ sich nicht ohne weiteres für längere Zeit in diese lebensfeindliche Welt verpflanzen. Lange vor den Schatzsuchern gab es schon Besuch in den unterirdischen Räumen. Zumindest in den Eingangsteilen der Höhlen kann verschiedentlich der nacheiszeitliche Mensch nachgewiesen werden. Auch Höhlenbär, Höhlenlöwe, neben vielen anderen Nacheiszeittieren, fanden in den Höhlen Zuflucht oder Grabstätte. "Höhlenbärenfriedhöfe", wie in der "Torrener Bärenhöhle", sind Fundgruben der Urgeschichte der Menschheit sowie ihrer Lebensbedingungen. Zu hundert wurden in dieser Höhle Schädel und Skelette ausgegraben. Knochen in einer Anzahl gefunden, die viele Rückschlüsse auf die Vergangenheit unserer Urahnen zeugen. Leider hat die Wissenschaft erst in den letzten Jahrzehnten gelernt, daß nicht nur die Knochen etwas aussagen, sondern das ganze Schichtpaket. Manchmal ist

sogar die Verpackung wertvoller als der Inhalt. Die Messung des radioaktiven Zerfalles machte es erst möglich, diese Funde sehr genau zu datieren. Ebenso gaben wissenschaftliche Untersuchungen der Radioaktivität von Tropfsteinen und anderem Höhleninhalt Anhalt über die zeitliche Einordnung und die Entstehungsgeschichte der Höhlen.

Im Gegensatz zum höhlenforscherisch weitgehendst unbekannten Hochkönigstock ist das Hagengebirge höhlenforscherische Vergangenheit, Gegenwart aber besonders auch Zukunft. Wenngleich neben den Riesenhöhlen schon 75 Objekte im Höhlenkataster des Landesvereins für Höhlenkunde mit Beschreibung und Plänen vertreten sind, gibt es noch für Jahrzehnte hinaus Arbeit genug, um einen halbwegs vollständigen Einblick in dieses prachtvolle Bergland zu bringen.

Hochkönig, Hagengebirge, das sind nicht nur wunderschöne Kletter-, Ski- und Wanderberge, das sind auch Kalkstöcke mit "Innenleben"! Das sind Fundgruben für Suchende im dunklen Neuland, voller Geheimnisse und

Abenteuer.

Anschrift des Verfassers: Albert Morocutti, A-5020 Salzburg, Schallmooser Hauptstraße 30 A

Das Steinwild im Hagengebirge

WILHELM NERL

Aus der Geschichte

In der "Bibel der bayerischen Jäger", dem "Wildanger" von Franz von Kobell, finden wir über den Steinbock folgendes:

"Der Steinbock (Capra ibex) soll vor Zeiten in unserem Wettersteingebirge vorgekommen sein, sonst aber scheint es, daß er in den Bergen des heutigen Bayern niemals heimisch gewesen ist.

Im angrenzenden Tirol dagegen war bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein guter Stand von Steinwild — damals Fahlwild, Falbwild genannt — im Zillertal, an der Floite, Stillupe usw. Auch am Steinberg zu Brandenberg und in einem Teil der Riß soll es vorgekommen sein. Von da kann es möglicherweise als Wechselwild auch unsere Berge besucht haben. Die ältesten Nachrichten finden sich hierüber im Weißkunig. Es heißt, daß der Kaiser Maximilian das Fahlwild hegen ließ und aber schon damals — um das Ende des 15. Jahrhunderts — nicht über vier Stück mehr dagewesen seien in dem Zeitpunkt, als



Ein Rudel junger Steinböcke hat den Fotografen entdeckt. Der zweite Bock von rechts "stellt den Wedel", ein Zeichen, daß er sich unsicher fühlt.

Foto: H. Ammon

der Kaiser das Hegen befahl. Es hätte sich aber bald vermehrt. Der Ort ist nicht angegeben, doch wahrscheinlich sind die oben genannten tirolischen Berge gemeint.

Im Zillertal war das Steinwild seit 1500 bekannt und 1585 kam die dortige Jagd an den Erzbischof Johann Jakob von Salzburg. Auf Befehl des Erzbischofs Markus Sittich wurden 1616 mehrere Stück Steinwild gefangen und nach Hellbrunn bei Salzburg gebracht. Man fing sie mit Garnen und dazu waren 80 bis 90 der besten Jäger und Steiger aufgeboten. Der Erzbischof liebte dieses Wild ganz besonders, und an seinen Bauten in Salzburg ist meistens das Bild eines Steinbocks angebracht; er selbst führte als Wappen einen goldenen Steinbock im grünen Feld.

Dieses Fangen der Steinböcke wurde während des ganzen 17. Jahrhunderts fortgesetzt und die Tiere an auswärtige Höfe verschenkt oder im Lammertal - zwischen Abtenau und Rastatt - ausgesetzt, weil man sie da besser zu schützen hoffte als im Zillertal, wo die Wildschützen immer mehr zunahmen und der Stand um 1666 nur mehr 60 Stück betrug." Der Steinbock gehörte stets zur hohen lagd. Seine unberechtigte Erlegung wurde streng geahndet. Erzbischof Hieronymus von Salzburg erließ 1772 ein Mandat, worin es hieß, daß "wer einen Steinbock, welche mit so großen Kösten, Mühe und Sorgfalt hierlands wieder eingeführt worden, schieße oder fange, solle auf 10 Jahre in Hohenwerfen eingesperrt werden und an jedem Jahrestag der Tat 50 Prügel erhalten."

Erwähnenswert erscheint auch die Tatsache, daß schon in früher Zeit, vor der Entdeckung der Mendelschen Vererbungsgesetze, Kreuzungsversuche zwischen Hausziegen und Steinwild gemacht worden sind. Dies zeigt der nachfolgende Bericht von Kobell:

"In Hellbrunn ist eine Kreuzung des Steinwildes mit zahmen Ziegen versucht worden und vorzüglich der Erzherzog Ludwig hat bedeutende Summen darauf verwendet (vermutlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts); die Resultate sind aber zur Zeit noch nicht befriedigend. Die Bastarde haben zwar etwas vom Steinwild, die Merkmale der Ziege sind aber vorherrschend.

Auch in dem berühmten Blühnbacher Revier im Salzburgischen (an die Berchtesgadener Röt-Jagd angrenzend) sind solche Kreuzungsversuche gemacht worden, ohne die gewünschten Resultate zu geben."

Es ist möglich, Steinwild und Hausziegen zu kreuzen. Die Zuchtergebnisse gleichen allerdings sehr der Ziege. Im zoologischen Garten in Salzburg befand sich vor einigen Jahren eine solche Kreuzung. Nachdem das Steinwild keinen Wildschaden verursacht, die Ziege als Waldvernichter ersten Ranges gelten muß, dürfen solche Kreuzungen in die freie Wildbahn nicht gebracht werden.

Leider wurde der Steinbock zu allen Zeiten durch Wilderer leidenschaftlich verfolgt, da dem Schweiß (Blut) und dem "Herzkreuzl" des Steinbockes unfehlbar wirkende Heilkräfte zugeschrieben wurden. Die mittelalterliche Apotheke verwendete das getrocknete, pulverisierte Blut als Beigabe für viele Arzneien.

Einbürgerung in den Ostalpen

Die Jagdwissenschaft vertritt heute auch die Aufassung, daß das Steinwild in den Ostalpen kein natürliches, autochthones Vorkommen besitzt.

Kolonie im Blühnbachtal:

Im Jahre 1924 entschloß sich der Eigentümer des Blühnbachtals und des Blühnbachschlosses, Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, ein Eingewöhnungsgatter für Steinwild im Blühnbachtal am Fuße der Teufelshörner zu errichten. Ihm ist sicher der im vorstehenden aufgeführte Bericht von Franz von Kobell bekannt gewesen. Herr Krupp ließ sich eingehend vom Direktor des Schönbrunner Tierparks, Dr. Antonius und von Herren aus dem Schweizer Tiergarten "Peter und Paul" in St. Gallen bezüglich des zur Aussetzung vorgesehenen Geländes beraten.

Spätere Besucher des Revieres Blühnbach sprachen sich begeistert über das ausgewählte Gelände aus.

Der Tierpark "Peter und Paul" war auch bereit, alpines Steinwild zu liefern und garantierte dessen Echtheit, die soweit als möglich geprüft und bestätigt werden konnte.

Das Eingewöhnungsgatter lag in einer Meereshöhe von 1100 m, war 2 ha groß und mit einem 3,5—4,5 m hohen Lattenzaun umfriedet. Die Besetzung des Gatters begann im Oktober 1924 und wurde 1928 abgeschlossen. Im Jahre 1928 befanden sich dort 14 Stück Steinwild.



Ausgewachsener Steinbock, 7 bis 8 Jahre alt. Trotz seines eher massigen Körperbaues und gewichtigen Gehörns ist der Steinbock ein ungemein geschmeidiger und gewandter Kletterer.

Foto: H. Ammon

Als man sich im Jahre 1936 in Deutschland mit der Einbürgerung des Steinwildes befaßte, war der Bestand in Blühnbach auf 12 Böcke, 12 Geißen und 2 Kitze angewachsen. Ein Bock und eine Geiß mußten aus heute nicht mehr feststellbaren Gründen abgeschossen werden. Die Verdopplung des Bestandes innerhalb von 12 Jahren läßt seine geringe Vermehrungsquote erkennen.

Es wird vermutet, daß die frisch gesetzten Jungen sehr anfällig gegen Witterungsunbilden sind.

Kolonie in der Röt:

Im Jahre 1936 entschloß sich der damalige Reichsforst- und Jägermeister, auf der bayerischen Seite der Teufelshörner auch eine Steinwildkolonie zu gründen. Das vorgesehene Gebiet war die "Röt". Dieses Gatter wurde mit 5 Böcken und 12 Geißen besetzt. Neben 2 Böcken und 4 Geißen aus St. Gallen wurde Steinwild aus dem Aostatal und den zoologischen Gärten von Berlin und München in das Eingewöhnungsgatter gebracht. Die Anlage dieses Eingewöhnungsgatters war damals ein großes Unternehmen, nachdem Hubschrauber für derartige Zwecke noch nicht eingesetzt werden konnten.

Der wissenschaftliche Leiter dieses Unternehmens war Professor Lutz Heck. Die örtliche technische Leitung oblag dem damaligen Amtsvorstand des Forstamtes Berchtesgaden, dem heute im Ruhestand lebenden Oberforstmeister Ernst Dietrich.

Zum Transport des Zaunmaterials und der Tiere sowie für die Futterversorgung im Winter wurde eine eigene Drahtseilbahn über die Rötwand gebaut. Die Zugangssteige zu diesem Gebiet sind stark lawinen- und steinschlaggefährdet, sodaß ein Trägertransport nicht zu verantworten war.

Diese Seilbahn besteht nicht mehr. Auch der Drahtzaun des Eingewöhnungsgatters ist in den Nachkriegsjahren wieder abgebaut worden. Nachdem sich heute im Raum des ehemaligen Gatters nur selten Steinwild aufhält, wird vermutet, daß dieser Nordwesthang, obwohl er beste Asungsmöglichkeiten bietet, dem Steinwild nicht so zusagte wie die steilen Südosthänge der Teufelshörner.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch R. Ammon, Graz †, der eine Abhängigkeit des Steinwildvorkommens von der Januarisotherme erkannt hat. Östlich der Januarisotherme von +1° bis +3° soll nach Ammon

das Steinwild niemals natürlich vorgekommen sein.

Im Frühighr 1944 war die baverische Steinwildkolonie auf 9 Böcke und 15 Geißen angewachsen, Nur 4 Stücke gingen ein. Die Vermehrungsrate ist ebenfalls nicht befriedigend. Im Juli 1944 wurde dieses Gatter aufgelassen, da die Futterlieferung in das Gatter aus kriegsbedingten Gründen nicht mehr gesichert war. Interessanterweise bekam die Freiheit den älteren Tieren, insbesondere der Geiß und dem Bock aus Italien (Aostatal) schlecht. Sie waren dem vermutlich hochalpinen Winter nicht gewachsen und gingen ein. Die Tiere aus den zoologischen Gärten von München und Berlin sowie das Steinwild aus St. Gallen suchten und fanden Anschluß bei dem Blühnbacher Rudel. Bemerkenswert erscheint folgendes: Das Blühnbacher- sowie das Röter-Rudel beziehen während des Winters den gleichen Einstand, nämlich die Sonnenseite der beiden Teufelshörner. Im Sommer stehen sie an kühlen Tagen auf der Sonnseite der beiden Teufelshörner, in längeren heißen Perioden bevorzugen sie die Schattseiten oder die luftigen Grate, Altere Böcke, manchmal auch kleine Rudel, unternehmen ausgedehnte Wanderungen, Am Kahlersberg, im Landthal und im Steinernen Meer kann man mit Steinwild zusammentreffen. Allerdings ist es dort noch nirgends Standwild geworden.

Heutige Verhältnisse

Seit der Auflassung des bayerischen Gatters spricht man in Österreich vom Steinwild im Blühnbachtal und in Bayern vom Steinwild in der Röt. Es handelt sich aber um das gleiche Wild, da sich beide Rudel vermischt ha-

War in früheren Zeiten der Bestand des Steinwildes durch die Wilderer gefährdet, so sind es heute die Fotografen, die es immer mehr beunruhigen. So berechtigt der Wunsch sein mag, das Steinwild im Lichtbild festzuhalten, so sollten doch im Interesse der Bergwanderer und Naturfreunde alle Störungen des Wildes vermieden werden, damit es seine bisherigen Einstände behält.

Das Zusammengehen beider Rudel ließ für die Zukunft eine Erhöhung der Vermehrungsquote und damit ein rasches Ansteigen der Steinbockkolonie erhoffen. Leider aber machte das Vordringen der Gamsräude alle Hoffnungen zunichte. Das Steinwild ist sehr anfällig gegen die Gamsräude. Seit dem Jahre 1951 wird das Gamswild von dieser furchtbaren Seuche heimgesucht. Insgesamt sind bis heute 110 Stück Steinwild aller Altersklassen und 647 Stück Gamswild im Blühnbachtal der Räude zum Opfer gefallen.

Lebensweise des Steinwildes

Das Steinwild teilt seine Einstände mit dem Gamswild. Beide halten Abstand voneinander, ohne daß es je zu Unverträglichkeiten kommen würde.

Die Brunft findet zwischen dem 10. Dezember und Anfang Januar statt. Brunftkämpfe wie beim Rotwild und beim Gamswild finden beim Steinwild nicht statt, da schon vor der Brunft die Rangordnung unter den Böcken geklärt wird.

Steinkitze

Foto: H. Ammon





Altere Steingeiß; den Unterschied zwischen den Geschlechtern zeigt deutlich das Gehörn. Bei der Geiß weit weniger imponierend als beim Bock.

Foto: H. Ammon

Nach einer Tragzeit von etwa 6 Monaten setzt die Geiß ein, selten zwei Kitze. Die Hälfte der gesetzten Kitze wird aus unbekannten Gründen nicht einmal ein Jahr alt. Das Gewicht des aufgebrochenen Bockes liegt zwischen 70 kg und 100 kg mit Haupt.

Das Steinwild bevorzugt im allgemeinen als Einstand Höhenlagen über 2000 m und benötigt zu seinem Gedeihen viel Sonne. Es hält sich während des Sommers gerne in scheinbar vegetationslosen Geröllhalden auf und nimmt die dort vorkommende spärliche Asung auf, die aber in der Regel sehr nährstoffreich ist. Wie das Gamswild und das Rotwild neigt auch das Steinwild zur Rudelbildung. Wir unterscheiden größere Rudel aus mittelalten Böcken, kleine Rudel aus alten Böcken. Geißen und Kitze leben häufig zusammen mit jungen Böcken. Man trifft aber auch Geiß und Kitz allein an. Leider haben die Lawinen im Winter 1969/70 erhebliche Verluste im Blühnbachtal verursacht: 11 Böcke, 5 Geißen und 10 Kitze fielen ihnen zum Opfer-

Schwerer noch als diese Winterverluste wiegt die Gefahr des erneuten Vordringens der Gamsräude, die bereits das Blühnbachtal erreicht hat. Allein 70 Stück Gamswild sind im Hagengebirge im Kalenderjahr 1971 der Räude zum Opfer gefallen. Es ist zu befürchten, daß das Steinwild erneut von der Räude befallen wird. Dies wird umso mehr bedauert, als heute ein Bestand von ca. 80 Stück Steinwild, bald diesseits, bald jenseits der weißblauen Grenze seinen Einstand hat.

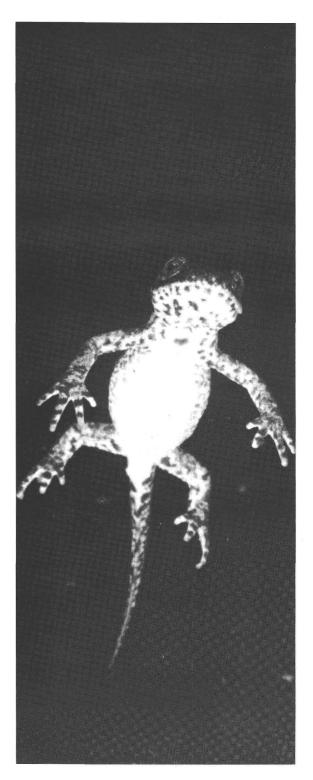
Bejagung

Das Steinwild wurde in Bayern bisher nicht bejagt, dagegen wurden im Blühnbachtal einige Böcke wegen Überalterung abgeschossen. Aber weder im Blühnbachtal noch in der Röt ist das Steinwild aus jagdlichen Gründen eingesetzt worden. Den großzügigen Veranlassern dieser Versuche ging es um eine Bereicherung der heimischen Tierwelt mit einer Wildart, die weder Schaden anrichtet noch besonderer Pflege und Fütterung bedarf.

Ausblick in die Zukunft

Es ist zu erwarten, daß das Steinwild auch die zweite Räudewelle überstehen wird. Vielleicht zeitigen doch die eingeleiteten Versuche einer medikamentösen Bekämpfung der Räude Erfolg, so daß die Verluste in erträglichen Grenzen bleiben und es allen Bergsteigern vergönnt sein möge, das Steinwild an den Teufelshörnern zu beobachten und sich am Anblick dieses herrlichen Wildes zu erfreuen. In Osterreich und in der Schweiz wird von Seiten der Jägerschaft und der Naturfreunde dem Steinwild besonderes Augenmerk zugewendet. Dies ist auch bei uns der Fall. So ist z. B. eine kleine Steinwildkolonie an der Benediktenwand im Entstehen. Größere Kolonien befinden sich im Karwendel auf österreichischem Boden.

Anschrift des Verfassers: Forstdirektor Wilhelm Nerl, 824 Berchtesgaden, Forstamt



Das Paradies der Lurche

Frühling am Seealmsee im Hagengebirge

HORST MOOSLEITNER

Eine seltsame Gruppe von Bergsteigern müht sich, von der Bärenhütte kommend, den steilen Weg zum Hagengebirge hinan. Alle tragen riesige Rucksäcke, aus denen Dinge hervorgucken, die so gar nicht bergsteigerisch anmuten und die eher an einen Meeresstrand gehörten als hierher. Da baumeln Schwimmflossen und Taucherbrillen, da sind Schnorchel, Taucheranzüge und Unterwasserkameras.

Die Bergsteiger kommen mit ihrer Last nur langsam vorwärts, weil u. a. auch so manches Schneefeld zu queren ist, das jetzt, Anfang Mai, noch unterhalb der schattigen Felswände liegt.

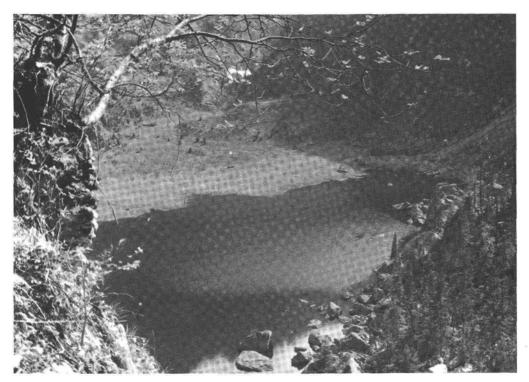
Was die nur dort oben wollen? — Ihr Ziel ist bald unschwer zu erkennen: der Seealmsee.

Er liegt nahe dem Nordabfall des Hagengebirges in 1140 m Höhe und ist von senkrechten Felswänden umgeben. Das Westufer ist ein einziger Trümmerhaufen herabgefallener Felsblöcke und Steine, während im Süden eine flache Wiese liegt, durch die sich ein kleiner Bach schlängelt und in den See ergießt. Auf einem Hügel über dem See liegt die nun schon verfallene Almhütte, die bis vor etwa 30 Jahren bewirtschaftet war. Heute findet es kein Mensch mehr der Mühe wert, alljährlich mit Hausrat und Vieh den beschwerlichen Almaufstieg zu machen.

Die Bergsteiger- oder vielmehr Tauchergruppe hat inzwischen den Rand des Felskessels über dem See erreicht. Schon hier oben regt es sich links und rechts des steilen Pfades. Es sind Kröten: dicke, große Weibchen und schlanke, kleinere Männchen. Sie haben es eilig, ans Ufer zu kommen, um dort ihre Laichgeschäfte zu erledigen. Je näher die Taucher kommen, umso mehr Kröten werden es. Behutsam setzen sie einen Fuß vor den anderen und versuchen über die Kröten hinwegzusteigen. Aber so sehr sie sich auch bemühen, manchmal gerät doch ein Tier unter ihre Sohlen.

Neugieriges Alpenmolchweibchen.

Foto: H. Moosleitner



Auch Molche und Kröten finden den Seealmsee offensichtlich paradiesisch!

Foto: H. Moosleitner

Endlich stehen sie am Ufer und betrachten das Treiben zu ihren Füßen: Tausende von Kröten schwimmen kreuz und quer. Die Wellen streben ringförmig auseinander, verbinden und überschlagen sich. Ein vielstimmiger Chor von quakenden Lauten hallt von den Felswänden wider. Kröten, Kröten und nochmals Kröten.

Werbend umschwimmen einander Männchen und Weibchen, bis ein Männchen auf dem Rücken eines Weibchens Platz nimmt und von dort aus die Eier befruchtet, die das Weibchen in Form von Laichschnüren ablegt. Wie Girlanden aus schwarzen Perlen hängen hunderte von Laichschnüren an den Ästen in den See gefallener Bäume und auf den untergetauchten Grashalmen; und dauernd kommen neue hinzu. Manchmal streiten bis zu zehn Männchen um ein molliges Weibchen, sodaß sich ganze Knäuel von Kröten am Ufer oder im See balgen...

Während sich im seichten Wasser die Hochzeit der Kröten vollzieht, sind die tieferen Regionen das Reich der Alpenmolche. Auch sie haben den See aufgesucht, um für ihren

Nachwuchs zu sorgen. Einer der Taucher steigt, von Kopf bis Fuß in einen Neoprene-Anzug gehüllt, in die Fluten und strebt dem tieferen Wasser zu, dorthin, wo es etwa 4 m tief wird, und was er dort zu sehen bekommt, lassen wir ihn selbst schildern:

"Kaum steckte ich dort draußen den Kopf ins Wasser, da schien sich der ganze Grund unter mir zu rühren. War mir in Ufernähe die Zahl der Kröten schon unermeßlich vorgekommen, so war das gar nichts gegen die Alpenmolche. Kleinen Sauriern gleich kletterten sie, oft in dichten Knäueln, auf den Grashalmen umher und erinnerten mich stark an die Galapagos-Leguane, nur daß sie wesentlich kleiner waren. Zu tausenden glitten sie über den Grund des Sees und hielten Hochzeit. Da waren unscheinbar braun gefärbte Weibchen und prächtige Männchen. Auf der Bauchseite waren beide wunderschön orange gefärbt.

Überall, wo ein Weibchen war, begannen ihm ein oder auch mehrere Männchen den Hof zu machen. Sie stupsten es in die Seiten und gegen den Kopf und ließen alle ihre Farbreize spielen. Der Ruderschwanz zuckte dabei hin und her und schlug rhythmisch gegen die Flanken. Zwischendurch tauchten die Molche immer wieder auf, um nach Luft zu schnappen. Hiebei legten sie die Beine an und schlängelten rasch nach oben. Beim Absinken dagegen streckten sie Beine und Schwanz weit ab und glitten ganz langsam nieder.

Eine eigentliche Paarung gab es bei diesen Tieren nicht, sondern nach der Werbung legte das Männchen einige Samenkapseln am Boden ab. Nahm das Weibchen die Werbung nicht an, so schwamm es einfach weg; im gegenteiligen Fall stieg es aber über das Samenpaket hinweg und nahm es in die Kloakenöffnung auf. Die Samen wurden in einem Reservoir im weiblichen Körper aufbewahrt, um die Eier erst später, bei ihrer Ablage, zu befruchten.

Am lustigsten anzusehen waren die Alpenmolche auf den Grashalmen. In allen nur erdenklichen Stellungen und Verrenkungen saßen sie dort, hielten sich z. T. nur mit Hinterbeinen und Schwanz fest und setzten auch dort ihr Liebeswerben fort. Erst wenn ich ganz nahe kam, flüchteten sie. Einige Weibchen schwammen auch zu mir her und betrachteten mich mit großen Augen. Eines setzte sich sogar auf meine Unterwasserkamera und ließ sich nicht mehr abschütteln. So kam es, daß ich lange Zeit mit einem Molchfräulein auf der Kamera umherschwamm und doch zu keiner Molchaufnahme kam. (Die Bilder wurden aus 20-40 cm Entfernung aufgenommen.)

Die unbeschreibliche Kälte des Wassers (am Ufer lag teilweise noch Schnee) begann langsam den Tauchanzug zu durchdringen, sodaß ich gerne, trotz des faszinierenden Schauspiels am Grunde des Sees, wieder ans Ufer zurückkehrte, um mich in einem Schlafsack wieder etwas aufzuwärmen.

Wie mochte es nur gekommen sein, daß sich in dieser Gebirgseinsamkeit so viele Lurche halten konnten, während sie in anderen Gebieten fast verschwunden sind? — Die Antwort war bald gefunden: Es gab hier fast keine natürlichen Feinde, keine Fische und keine Schlangen, die die Kaulquappen fressen sollten und vor allem keine Menschen, die den See gewiß so verunreinigt hätten, daß die darin befindlichen Tiere zugrunde gegangen wären. So aber war es bei der Unmenge von abgelegten Eiern nicht verwunderlich, daß



Die Hochzeit der Kröten findet im seichteren Gewässer statt. Foto: H. Moosleitner

sich die Lurche stets vermehrt und abseits der menschlichen Zivilisation ein wahres Paradies gefunden hatten..."

Zwei Tage lang beobachten und fotografieren die Taucher das Leben am Grunde des Sees, dann kehren sie ins Tal zurück. Bald wird der See, der hauptsächlich vom Schmelzwasser aufgefüllt wird, immer kleiner werden. Im Sommer ist die Verdunstung so groß, daß der abflußlose See, wenn auch nur nach langen Trockenperioden, manchmal ganz austrocknet. Im Herbst steigt das Wasser wieder, bis dann der Winter seinen weißen Mantel über den See legt. Das neue Frühjahr aber bringt wieder Leben in die von Eis erstarrte Welt. Ein neuer, klarer, eiskalter Gebirgssee entsteht und lockt die gesamte Lurchgesellschaft des Hagengebirges an, die hier ihre Laichgeschäfte verrichtet. Die Frösche, Kröten und Alpenmolche kehren an ihre Geburtsstätten zurück. Sie müssen Felswände überklettern, Gräben und Schneefelder überbrükken, aber die meisten von ihnen schaffen es. Und für ein paar Wochen ergreifen sie wieder lärmend Besitz vom See.

Möge es immer so bleiben!

Anschrift des Verfassers: Horst Moosleitner, Burgfried 300 C, A-5400 Hallein.

Steiganlagen am Hochkönig

Die Erschließung des südwestlichen Teils des Hochkönigstocks für die Allgemeinheit der Bergsteiger

Robert Hösch

In diesem Aufsatz soll jener Teil des Hochkönigstockes behandelt werden, der — zwischen der Torscharte und der Südwand des eigentlichen Hochköniggipfels gelegen — gewissermaßen das "Aushängeschild" des Berges ist, und zwar ausschließlich hinsichtlich seiner Aufschließung für die Mehrzahl der Besucher des Berges, also für die Durchschnittsbergsteiger.

Von der Hohen (Niederen) Torscharte (2 292 m, 2 246 m) steigt das Felsgelände nach Südosten gegen den Rand der Hochfläche steil an, wo ein markanter Felskopf (2744m) die erste höhere Erhebung ist. Der Rand streicht von hier annähernd nach Süden zum Hochsailer (früher Hochseiler, 2793 m), dem markanten und neben dem Hauptgipfel am meisten noch besuchten westlichsten Gipfel des Hochkönigstocks. Die Randfortsetzung leitet dann in südöstlicher Richtung zum Lamkopf (2 849 m) weiter, sodann in östlicher Richtung über die Felskuppe (2 875 m) nördlich des Kematsteins (früher Kummetstein) zum eigentlichen Gipfel des Hochkönigs (2 941 m) mit dem Matrashaus. - In die Westnordwestabdachung des Hochsailers ist die "Klammsandn" ("Sandn" = "Sande", Geröllhalde) eingebettet, über die kein allgemein gangbarer Anstieg führt. Dagegen schneidet in den Randwall zwischen Hochsailer und Lamkopf das gewaltige Schneekar ein, das im Norden durch die südlichen Abstürze des Hochsailers, im Süden durch den vom Lamkopf abzweigenden langen Seitengrat der Lausköpfe (höchster 2 189 m) begrenzt wird. Zwischen Lamkopf und Kematstein sind in die Riesenabdachung des Bergstocks das Bockkar und das Weißkar eingegraben, die beide ein von den Bergsteigern kaum beachtetes Dasein führen. Vom Kematstein zieht wieder ein langer Grat annähernd nach Süden herab, zuerst über die "Hohen Köpfe" (höchster 2 522 m) streichend, dann – nach einer deutlich eingeschnittenen Scharte ("Schneewindtörl", 2 283 m) – noch in der Taghaube (2 210 m und 2 159 m) doppelt gipfelnd (obwohl andere Bergsteiger eine Dreigipfeligkeit festgestellt haben wollen). Im Osten dieses Grates ist nun das ebenso gewaltige Birgkar eingetieft, das bereits unter der Südwand des eigentlichen Hochköniggipfels eingelagert ist.

Etwa im Jahr 1862 wurde der Hochkönig durch C. Kendelbacher und Bergverwalter I. von Lürzer (beide aus Dienten am Hochkönig) in Begleitung eines Bergarbeiters erstmals aus dem Birgkar erstiegen. - Der Linzer Bergsteiger der Frühzeit, Albert Kaindl. unternahm am 1. Oktober 1870 mit dem später berühmt gewordenen Bergführer Johann Grill, genannt "Kederbacher", aus der bayerischen Ramsau bei Berchtesgaden und dem ortskundigen Jäger Richard von Lonski den ersten Abstieg von der Übergossenen Alm um den Hochsailer nördlich im Bogen herum zur Torscharte hinab, die bedeutendste Erschließungsleistung von den Aufstiegen auf den Hochkönig vor der Anlegung längerer gesicherter Steiganlagen.

Ein weiterer Markstein der Erschließung dieses Teils des Bergstocks war die erste Ersteigung des Hochsailers im Jahre 1873 durch Richard von Frey und den schon genannten Jäger Richard von Lonski; es kann als ziemlich sicher gelten, daß die Erstersteiger den Nordkamm des Berges etwa in der Mitte zwischen dem Gipfel und dem vorgenannten markanten Felskopf (2 744 m) von Osten her vom Firnplateau, entlang einer gut sichtbaren und gestuften steilen Rinne ansteigend, erreicht haben, auf diese Weise der Linie des geringsten Widerstandes folgend. Diese älteste Anstiegsrichtung auf den Hochsailer wurde vor einigen Jahren als jene mit den geringsten Schwierigkeiten durch die Sektion Alm des OTK mit roten Farbzeichen verschen und so einer größeren Zahl von Bergsteigern leichter zugänglich gemacht.

Die erste gesicherte Steiganlage veranlaßte die Sektion Saalfelden des OTK im Jahre 1887; sie wurde am 4. September 1887 eröffnet und führt von Hintertal bei Maria Alm durch das Schneekar zu den beiden auffallenden, überaus malerischen, etwa 9–10 m hohen Felstoren der Teufelslöcher zwischen dem Hochsailer und dem Lamkopf hinauf und

bereichert den Raum zwischen der Torscharte und dem Birgkar um einen völlig neuen, ganz unabhängig von beiden verlaufenden Anstieg über die "Hintertaler Wetterwand", jetzt "Teufelslöcheranstieg" genannt. Dieser ist hinreichend mit Eisenstangen, eisernen Handgriffen, Tritteisen sowie (später angebrachten) Drahtseilen versehen und rot bezeichnet; er führt über Felsbänder und Platten, durch Rinnen und über Felsstufen empor. Das Felsrund des Schneekars ist wirklich gewaltig. Namentlich am Morgen ist ein Aufstieg überaus eindrucksvoll, wenn die Morgensonne in die Wände riesige Schatten wirft. Ebenso fesselnd sind Einblicke in wilde Felskessel, von ungeheuren, schwarzen, wasserüberronnenen Wänden begrenzt, Wenn Neuschnee oder gar Eis liegt, ist der Aufstieg am besten zu unterlassen. Aber auch beim Einstieg lagernde Felder von hartem Altschnee und mit Randklüften können eine merkhare Erschwerung bedeuten und erfordern zusätzliche entsprechende alpine Ausrüstung. Hoch oben gewinnt man, an eisernen Sicherungen durch das rechte der beiden Teufelslöcher ansteigend, rasch die blendend weiße Firnkalotte der Übergossenen Alm.

Schon im Jahr nach der Errichtung der Steiganlage zu den Teufelslöchern schritt die rührige Sektion Saalfelden des OTK an die Herrichtung eines zweiten gesicherten Anstiegs, der auch tatsächlich noch im Jahre 1888 fertig wurde. Es handelte sich um die bessere Gangbarmachung des Abstiegs (von 1870) vom Firn der Übergossenen Alm an ihrem nördlichsten Westende, dort, wo mitunter sogar eine kleine Gletscherzunge und einige Spalten sichtbar sein können, und im Bogen nördlich um den Hochsailer herum, mit prachtvollen Tiefblicken in den "Seichen" genannten innersten grünen Talwinkel des Blühnbachtales, hinab zur Hohen (Niederen) Torscharte. Bei der Anlegung des Steiges, der durch eiserne Handhaben, Tritteisen und Drahtseile gesichert ist, haben sich besonders die Bergführer Johann und Josef Herzog hervorgetan, von denen namentlich ersterer zur Erschließung des Bergraums nördlich von Hintertal viel beigetragen hat. Mit Recht wird daher dieser Anstieg "Herzogsteig" genannt. — Nach schneereichen Wintern sind oft beträchtliche Teile der Steiganlage unter hartem Altschnee begraben. Der Verfasser hat sich im Sommer 1955 als Führer einer Gesellschaft von Bergsteigern entschlossen, über die damals total verschneiten Teile der Steiganlage abseilen zu lassen, statt zeitraubend Stufen tretend abzusteigen. Recht unangenehm war dann auch die Querung der Hänge hinüber zum Einschnitt der Torscharte.

Nun war endlich die Zeit herangekommen, einen Versuch zu machen, die Länge des an einem Tag zu bewältigenden Aufstiegs auf den Hochkönig durch die Erbauung eines Stützpunktes am Bergstock etwas abzukürzen. Im unteren Teil des Schneekars war bei der Herstellung der Steiganlage zu den Teufelslöchern hinauf eine Arbeiterhütte errichtet worden, die - an einen mächtigen Felsblock angelehnt - gleichwohl ziemlich rasch verfiel. (Im Jahre 1889 hatte sich die Sektion Saalfelden des OTK in aller Stille zur Sektion Alm umgebildet; der Vorstand der früheren Sektion und seine engeren Mitarbeiter hatten sowieso ihren Wohnort in Alm, die Sektion hatte sich weiters bisher nur um das Berggebiet östlich von Saalfelden angenommen und das näher Saalfelden gelegene Gebiet der Alpenvereinssektion Saalfelden überlassen.) Über Anregung von Leopold Bertgen nun, einem Mitarbeiter des OTK in Wien, erbaute die Sektion Alm des OTK in Fortführung ihrer früheren Verdienste als Sektion Saalfelden des OTK im Schneekar des Hochkönigs in einer Meereshöhe von etwa 1 960 m an einer angeblich lawinensicheren Stelle an einer Felswand eine neue kleine Hütte. In 4 Wochen Bauzeit errichtete der Zimmermeister Morokutti aus Alm um 500 Gulden das 6 m lange, 4 m breite und (bis zum Giebel) 4 m hohe Bauwerk, das am 25. August 1895 eröffnet und nach Bertgen benannt wurde. Die Hütte wurde im Sommer bewirtschaftet und bot 17 Matratzenlager zur Nächtigung. Ausgezeichnetes Wasser gab es in der nächsten Umgebung in genügender Menge. Die Verproviantierung während der Zeit der Nichtbewirtschaftung erfolgte nach dem damals üblichen System Pott durch Konserven und Getränke.

Am 6. August 1894 war übrigens den Bergsteigern Gottfried Scherer (Straubing) und Auer der vermutlich erste Abstieg vom Nordkamm des Hochsailers nach Nordnordwesten gelungen, über die felsigen, aber überraschend gut gestuften Steilhänge unmittelbar hinab



Das Firnfeld der Übergossenen Alm mit Hochköniggipfel.

Foto: E. Baumann

zur Torscharte, ein sehr wichtiges Erschließungsdatum, das im Schrifttum leider fast ganz unbekannt geblieben ist. Dieser Anstieg wurde in der Folgezeit wegen seiner geringen Schwierigkeit rot markiert und bedeutet für gute Steiger gegenüber dem Herzogsteig eine Zeitersparnis. Der Verfasser hat, gegen Ende August 1929, alleingehend, vom Riemannhaus zum Hochkönig strebend, keine erwähnenswerten Schwierigkeiten vorgefunden.

Im Frühjahr 1903 wurde die Bertgenhütte trotz ihrer angeblich "ganz lawinensicheren Lage" doch von einer Lawine gänzlich zerstört. Rasch entschlossen ließ die Sektion Alm des ÖTK um mehr als 100 m tiefer eine neue Bertgenhütte (1843 m) erbauen und konnte sie dank der schnellen Arbeit schon am 15. August 1903 eröffnen. — In der Zeit der Geldentwertung nach dem Ersten Weltkrieg übernahm im Jahre 1923 die Klubzentrale in Wien die Hütte ins Eigentum, ließ sie aber nach dem Zweiten Weltkrieg (und bis heute) wieder von der Sektion Alm verwalten, bei der auch der Hüttenschlüssel erhältlich

ist, da die Hütte — nunmehr 22 Notlager aufweisend — als Selbstversorgerhütte gedacht ist. Als die Hütte zwischen den beiden Weltkriegen noch bewirtschaftet gewesen war, hatte sie trotzdem z. B. im Jahr 1930 nur 180 Besucher gehabt.

Im selben Jahr 1903 ließ der überaus tatkräftige Vorstand der Sektion Alm des ÖTK, Schmiedemeister Johann Moßhammer (auch Moßhamer), der die Sektion seit ihrer Bildung im Jahre 1889 erfolgreich geleitet hatte, einen neuen gesicherten Klettersteig über den Südostgrat auf den Hochsailer anlegen, dessen Verlauf Führeraspirant Klaus Hasenauer und der so verdiente Bergführer Johann Herzog ausgekundschaftet hatten. Dieser kühne Klettersteig, der nur mit den nötigsten eisernen Sicherungen (vor allem eiserne Handgriffe) ausgestattet ist, also nur für mehr geübte Bergsteiger in Betracht kommt, beginnt bei der sogenannten "Teufelsscharte", einer Einschartung des Hochflächenrandes nordwestlich der beiden Teufelslöcher (Höhe der Scharte vermutlich 2690 m) und führt

über einige Felsköpfe und schließlich in der östlichen Steilwand des Berges zum Gipfel empor, Die Überkletterung der Felsköpfe kann man sich ersparen, wenn man über den Firn dem Fuß des Steilaufschwungs unmittelbar zustrebt. Die noch für den Herbst 1903 vorgesehen gewesene Eröffnung des Steiges mußte wegen vorzeitigem starkem Schneefall auf 1904 verschoben werden, wo sie durch den damaligen Präsidenten des OTK, den bekannten Bergsteiger Dr. Rudolf Spannagel, am 24. Juli 1904 vorgenommen wurde. Der Steig, der ursprünglich "Kaiserjubiläums-Steig" hätte heißen sollen, wurde aber nach dem so verdienstvollen Sektionsvorstand "Moßhammersteig" genannt. Die Sicherungen sind bei einer Begehung durch den Verfasser als Führer einer Gruppe von Bergsteigern im Sommer 1955 noch leidlich gut gewesen.

Es erübrigt sich schließlich noch, darauf hinzuweisen, daß der alte Aufstieg durch das Birgkar an der Südseite des Berges von den Jägern für ihre dort häufigen Pirschgänge längst an verschiedenen Stellen mit eisernen Handhaben versehen worden war, die auch heute noch (der Verfasser am 30. Juli 1970) in annehmbarem Zustand sind. Durch den Bau einer Schutzhütte bekam übrigens der Birgkaranstieg neuen Zuspruch. Im Jahre 1908 wurde die Erichhütte (1 546 m) über Initiative von Dr. Erich (Name!) Schönthaner von der Sektion Lend/Dienten des DuÖAV auf der Schönbergalm südwestlich der Taghaube erbaut. Die Hütte enthielt zuerst 10 Matratzenlager, hatte im Jahr 1930 einen Besuch von 178 Personen und hat jetzt eine Sommerbewirtschaftung, etwa von Mitte Mai bis Mitte Oktober; der Belagraum hat sich auf 16 Matratzenlager erhöht. Die Hütte bietet einen hervorragenden Stützpunkt für eine Ersteigung des Hochkönigs durch das Birgkar, die von ihr nur 4 Std. dauert, doch hat sie den Nachteil, daß die Hochscharte (östlich des "Schneewindtörls"), die überschritten werden muß, um nach Osten ins Birgkar hinüberzugelangen, noch oft bis weit in den Sommer hinein unter Altschnee begraben liegt, so daß die dort angebrachten eisernen Sicherungen (zumeist Drahtseile) nicht immer benützbar sind. Viele ziehen es daher vor, vom Birgkarhaus (1 379 m) knapp oberhalb des Dientner Sattels (1 357 m) zwischen

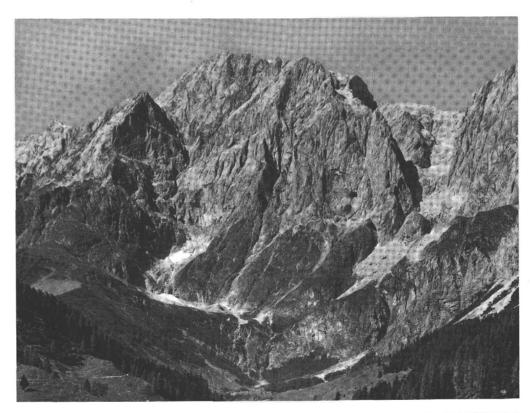
Dienten und Mühlbach am Hochkönig unmittelbar durch das Birgkar anzusteigen und sich auf diese Weise den oft so unangenehmen Schartenübergang zu ersparen. Es sei aber bemerkt, daß der Anstieg im Birgkar unter herabdräuenden Kematstein schneereichen Wintern oft selbst noch unter beträchtlichen Schneemassen begraben ist, was besonders das schräg ansteigende Überqueren des vorletzten riesigen Schneefeldes, das nach unten zu unmittelbar in Abstürze mündet, zu einer sehr heiklen Angelegenheit macht. Übrigens war im Sommer 1970 die Steiganlage im obersten Teil durch Schuttmassen ziemlich verfallen, die roten Markierungen waren aber noch leidlich sichtbar. Der Rand der Hochfläche wird sodann nach Ersteigung des letzten steilsten Schneefeldes bei einem markanten Felsfenster erreicht.

Als Ausklang sei noch erwähnt, daß ein reizvoller markierter Höhenweg an der Südseite des Bergstocks entlangführt. Er zweigt in 1 324 m Höhe vom Zustieg zur Bertgenhütte (von Hintertal herauf) nach Südsüdosten ab und führt über mehrere Almen zur reizend gelegenen Erichhütte, von dort weiter über die Widersbergalm schließlich zum Arthurhaus auf der Mitterbergalm. Wie die alpinen Anstiege gehört er ebenso zum Bergstock und lohnt seine Begehung durch eine fesselnde Naheinsicht in die hochragenden Wände über ihm und eine geradezu wundervolle Fernsicht auf die eisgekrönten Zentralalpen.

(Schrifttumsangaben siehe am Schluß des Aufsatzes über das Matrashaus.)

(Finden sich bei einem topographischen Punkt zwei Höhenangaben vor, dann ist die erstgenannte jeweils jene in der Alpenvereinskarte "Steinernes Meer" 1:25 000 (1969), die zweitgenannte jene in der Österreichischen Karte 1:50 000 (1934 bis 1936); bei einer einzigen Angabe handelt es sich um die Österreichische Karte 1:50 000 oder 1:25 000 oder um Gleichheit der Angabe mit jener in der Alpenvereinskarte.)

Anschrift des Verfassers: Professor Dr. Robert Hösch A-1020 Wien II, Große Mohrengasse 21/27

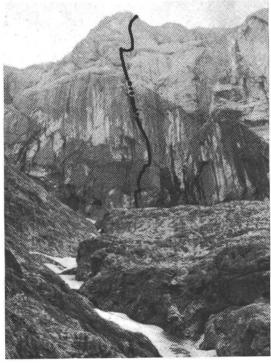


Als nahezu vollkommenes Gebirge, gemessen an den Möglichkeiten, die es dem Bergsteiger bietet, erweist sich der Hochkönigstock. Auf seiner Nordseite vergletschert, ein hervorragendes Gebiet für den hochalpinen Tourenskilauf. Die Möglichkeiten für den ausdauernden, trittsicheren Bergsteiger schildert unser Autor, Prof. R. Hösch.

Die Kletterer aber finden ihr Eldorado an der Mannlwand und den bis zu 1200 m hohen Südabstürzen von Hochkönig und großem Bratschenkopf.

Bild oben: von links Hochkönig, Wetterriffel, Großer Bratschenkopf mit Haupt- (links) und Vorgipfel (rechts). Von letzterem leicht schräg links abstreichend der berühmte Bratschenkopf-Südpfeiler.

Bild rechts: Eine Direktroute durch die Hochkönig-Südwand legten 1971 R. Franzl, W. Prax und J. Seidl (VI A 2). Fotos: Aus W. Pause "Im schweren Fels", mit frdl. Genehmigung des BLV-Verlages; W. Prax.





Oben: Das Arthurhaus am Fuß der Mannlwand ist der Ausgangspunkt für Kletterfahrten auf die verschiedenen Gipfel der Mannlwand sowie die Anstiege durch die "Wetterwand" – die Südabstürze von Wetterriffel und Großem Bratschenkopf (oberhalb des Hauses erkennbar).

Rechts: Als Stützpunkt für den Aufstieg zum Hochkönig über die "Übergossene Alm" von Werfen aus bietet sich vor allem im Winter und Frühjahr die Ostpreußenhütte an. Fotos: E. Baumann, A. Gründler



Das Matrashaus und seine Geschichte

Robert Hösch

Seit Ende des ersten Weltkriegs, juristisch genauer gesagt seit den Pariser Vorortverträgen von 1919 - und da speziell seit dem unseligen "Friedensvertrag" von Saint Germain en Laye - ist das sich auf dem Gipfel des Hochkönigs erhebende Schutzhaus, seit 1932 Franz Eduard Matras-Haus genannt, mit einer Meereshöhe von 2941 m das höchstgelegene Gipfelschutzhaus der österreichischen Alpenwelt. In der Tat ist seine Lage eine einzigartige, die es vornehmlich dem Umstand verdankt, daß der Hochkönigstock mit den übrigen Teilgebieten der Berchtesgadener Kalkalpen nur durch die Torscharte (2246 m, 2247 m) verbunden ist, also eine wirklich ganz gesonderte Lage hat, deren Wirkung durch die sehr steilen Südabstürze noch wesentlich unterstrichen wird. Beim Verweilen auf dem Gipfel hat man daher den Eindruck, förmlich im leeren Raum zu stehen, und es gibt wohl kein Schutzhaus in Osterreich, in dem die Hinterlegung eines Funksprechgeräts zur Verbindung mit dem Tal berechtigter und zugleich auch leistungsfähiger wäre. Daß diese einmalig günstige Lage, die für eine hervorragende Wirksamkeit des Gerätes ganz besonders erfolgreich sein müßte, von den österreichischen Behörden - vornehmlich den Stellen, die für alpine Unfälle zuständig sind - noch nicht erkannt und infolgedessen durch die Hinterlegung einer solchen Vorrichtung entsprechend gewürdigt wurde, das gehört zu den Unbegreiflichkeiten unseres heutigen Daseins, das für keineswegs entsprechend berechtigte Zwecke, für Moden und Launen des Augenblicks Millionen mit leichter Hand bereit hat, für Wichtiges aber ein paar Tausender halsstarrig zu sparen gewillt ist.

Das Franz Eduard Matras-Haus auf dem Gipfel des Hochkönigs ist derzeit von Pfingsten bis Oktober bewirtschaftet, wobei Beginn und Ende der Sommerbewirtschaftung jeweils von der in den betreffenden Zeiten herrschenden Wetter- und Schneelage stark abhängig sind. Vor Pfingsten ist das Haus je nach Wetterlage fallweise zum Wochenende und an Feiertagen bewirtschaftet; das versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß die Abfahrt mit Skiern vom Gipfel des Hochkönigs (2941 m) bei günstiger Schneelage bis zum Talboden der Salzach bei Bischofshofen oder bei Werfen (beide rund 550 m) möglich ist und somit wohl die höchste Skiabfahrt der Ostalpen darstellt (fast 2400 m Höhenunterschied!). Das Haus bietet zur Nächtigung 30 Betten, 43 Matratzenlager und 15 Notlager. Post erreicht den Bewirtschafter über A 5505 Mühlbach am Hochkönig.

Der sich über dem gewaltigen Schnee- und Eisfeld der Übergossenen Alm nur mäßig hoch erhebende höchste Teil des Hochkönigstocks, ein kurzer, von Süden (höchster Punkt) nach Norden absinkender Felskamm ungefähr in der Mitte der Übergossenen Alm und hart am Rand der Steilabstürze nach Süden gelegen, ist wohl schon in sehr alter Zeit von Menschen betreten worden. Ohne sich in ein Phantasiegestrüpp der Märchen- und Sagenwelt verstricken zu wollen, kann man die Bezeichnung "Übergossene Alm" auch anders zu erklären versuchen als durch das Märchen von den Sennern und Sennerinnen, die als Folge ihres Überflusses mit Gottes Gaben Schindluder trieben, worauf ihre blühenden Almböden zur Strafe für immer unter Eis und Schnee begraben wurden. Wenn man bedenkt, daß die Anwesenheit des Menschen im Hochgebirge während der Bronzezeit (in Mitteleuropa etwa 19. bis 9. vorchristliches Jahrhundert) erwiesen ist, und weiters in Betracht zieht, daß der Steinzeitmensch zu gewissen Zeiten in Mitteleuropa unter wärmerem - und auch unter feuchterem -Klima als heute lebte, dann könnte sich als Überlieferung der Bergbewohner erhalten haben, daß es im Einzugsbereich der Übergossenen Alm vor altersgrauen Zeiten grüne Almen gegeben habe, die später unter Eis und Schnee begraben wurden, als sich das Klima verschlechterte. In den Wintermonaten könnten es jeweils die Alten den Jungen erzählt haben, weil solche Erzählungen damals zur Verkürzung der allzu langen Abende hervorragend dienlich waren und so uraltes Wissensgut bis in unsere heutigen Tage brachten. Nach diesem Abstecher in vorgeschichtliche Zeiten können wir es als sicher annehmen. daß Berghirten der Mitterberg- und der Mit-

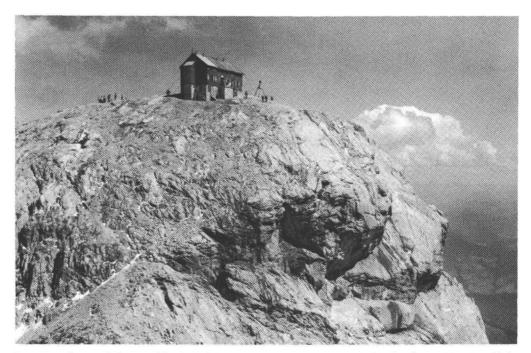
terfeldalm den Gipfel des Hochkönigs zu allen Zeiten und immer wieder besucht haben. waren es solche ia, die bei den ersten Ersteigungen des Gipfels durch nicht dort ansässige Besucher deren Begleiter stellten. Aber auch Gemsjäger wird die Ausschau nach dem flüchtigen Wild bis zum Gipfel emporgeführt haben. Schließlich müssen auch Angehörige der militärischen Vermessung für die josephinische Kartenaufnahme (1763-1787) und für die franzisceische Kartenaufnahme (ab 1806) der österreichischen Kronländer den Gipfel betreten und ein trigonometrisches Signal auf ihm errichtet haben, weil dieses von Religionsprofessor Peter Carl Thurwieser, dem bekannten Erschließer der bergsteigerischen Frühzeit, gesichtet wurde und ihn zur Ersteigung des Berges am 5. September 1826 anregte. - 1865 wurde dank der Tatkraft des Verwalters der Mitterberger Gewerkschaft, Johann Pirchl, und der Opferfreudigkeit des gesamten Gewerkschaftspersonals eine kleine Steinhütte auf dem Gipfel errichtet, vermutlich das erste rein aus idealen Beweggründen errichtete Bauwerk in den Hochregionen der Alpen, Bald darauf (1868) erhielt die wundervolle, alles - sogar den Ausblick vom Hohen Dachstein! - übertreffende Rundsicht vom Gipfel durch Anton Sattler und Carl von Frey ihre vortreffliche zeichnerische Niederlegung, die 1871 durch den Alpenverein der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Das 1865 errichtete Hüttlein war noch zu Mitte des Jahres 1894 vorhanden, leider ganz mit Schnee erfüllt, und wurde damals als wie ein "Kapellchen" oder ein "Schilderhäus'chen" aussehend genannt. Auch befanden sich damals schon Bruchsteine, Bretter und Balken als Vorbereitung für den Schutzhausbau des OTK auf dem Gipfel.

Schon im Jahre 1883 hatte die Sektion St. Johann im Pongau des DuOAV an die k. k. Forstverwaltung Bischofshofen ein Ansuchen um Zuweisung von Grund für einen Schutzhausbau auf dem Gipfel gerichtet, war aber abgewiesen worden. Zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts begann sich dann der OTK zu bemühen und hatte dabei mehr Erfolg. Mit Erlaß vom 23. März 1894 genehmigte das k. k. Ackerbau-Ministerium den Plan zur Erbauung eines Schutzhauses auf dem Gipfel des Hochkönigs und es kam auch von Kaiser Franz Josef die Be-

willigung, daß das Schutzhaus als bleibende Erinnerung an das 50iährige Regierungsjubiläum des Monarchen den Namen "Kaiserjubiläums-Schutzhaus auf dem Hochkönig" tragen dürfe. Man begann in der Folgezeit bereits Baumaterial auf den Gipfel zu schaffen. Am 8. Juni 1896 wurde der Hüttenplatz auf dem Gipfel endgültig ausgewählt und auf Grund eines Vertrags mit der k. k. Forstverwaltung Bischofshofen eine Fläche von 300 um auf 90 Jahre gepachtet. Der Bau wurde an den Zimmermeister F. Reich in Bischofshofen vergeben. Auch den alten Alpenvereinsweg von der Mitterfeldalm zum Schneefeld der Übergossenen Alm ließ die Schtion Salzburg des OTK um den Betrag von 700 Gulden durch Eisl (Werfen) gründlich ausbessern. (Mit dem Niedrigerwerden der großen Firnoberfläche im Zug des allgemeinen Gletscherrückgangs mußten dann in den folgenden Jahrzehnten bis heute Teilstücke der Anstiegslinie am Südrand des gewaltigen Schneebeckens auf Fels verlegt und stellenweise mit Drahtseilen gesichert werden.) Auch der letzte Aufstieg vom obersten Teil der Übergossenen Alm auf den Gipfelrücken empor, das sogenannte "Klamml", wurde in der Folge durch eine Treppenanlage mit einigen eisernen Handhaben für den allgemeinen Besuch wesentlich erleichtert,

Im Jahre 1897 wurde das neue Schutzhaus — ein Holzbau mit Steinsockel — im Rohbau fertiggestellt; dieser war durch viele starke Drahtseile gegen die Stürme gesichert, die namentlich im Winterhalbjahr mit unvorstellbarer Gewalt von Norden und Westen her gegen das auf dem Gipfel völlig frei stehende Bauwerk toben. Die Kollaudierung des Hauses ergab keinen Einwand. Wasser gab es auf der Ostseite des Gipfels unweit des Hauses, womit auch diese für ein Schutzhaus wohl wichtigste Frage gelöst erschien. Der Frühsommer des nächsten Jahres diente der Inneneinrichtung.

Am 15. August 1898 wurde bei freundlichem Wetter und einer Beteiligung von 400 Personen, unter denen sich verschiedene Vereinsvertreter und viele Frauen befanden, das Schutzhaus eröffnet und seiner Bestimmung übergeben, den Ersteigern des Hochkönigs nach mehr oder weniger langen Anstiegen ein sicheres Obdach zu gewähren. Zur kirchlichen Feier erklang des unvergessenen Franz



Das Matrashaus auf dem Hochköniggipfel.

Foto: Archiv des Österr. Touristenklubs

Schubert Deutsche Messe. Unter den Vereinsvertretern waren auch einige, die es sich nicht hatten nehmen lassen, von der am 13. August in Nürnberg abgehaltenen Jahreshauptversammlung des DuÖAV unmittelbar hierher zu eilen, um an dieser Eröffnungsfeier auf so gewaltiger Bergeshöhe teilnehmen zu können. Auf der im Schlußstein des Hauses hinterlegten Urkunde hatte auch Kaiser Franz Josef unterzeichnet, daneben zahlreiche prominente Vertreter der damaligen Zeit, unter anderen auch der in Wien so beliebt gewesene Bürgermeister Dr. Carl Lueger.

Es endete am 1. Oktober 1898 die Sommerbewirtschaftung, doch standen die Küche und der anschließende Schlafraum im Erdgeschoß als Winterraum allfälligen Besuchern zur Verfügung. Das Haus war für solche Zwecke nach dem damals üblichen System Pott mit Konserven und Getränken versehen. Der Hüttenschlüssel war außer bei mehreren OTK-Sektionen auch im Gasthaus Mitterberg und beim Pfarrer von Hintertal hinterlegt. Das von der Klubzentrale in Wien mit einem Kostenaufwand von 17 900 Gulden erbaute Haus wurde bald der Sektion Salzburg des OTK zur Verwaltung übergeben.

Als Beispiel sei für das Jahr 1904 hier festgehalten, daß das Haus von Ende Juni bis Ende September durch das Ehepaar Radacher in Mitterberg bewirtschaftet wurde; in diesem Jahr wurden 536 Besucher mit 191 Nächtigungen gezählt. Diese somit gering erscheinende Zahl von Nächtigungen ergibt sich ganz einfach daraus, daß die Gesamtzahl der Nächtigungsmöglichkeiten damals nur 25 betrug, neben dem kleinen Matratzenlager im Erdgeschoß nur 3 Zimmer sowie Bewirtschafter- und das Führerzimmer im 1. Stock.

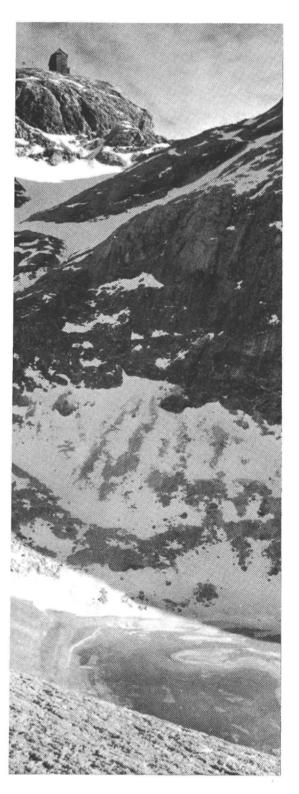
Aber in den Jahren nach 1910 begannen sich dunkle Wolken über dem Weiterbestand des weithin in die Lande leuchtenden Schutzhauses "im leeren Raum" zusammenzuballen. Schon im Jahre 1898 war Erzherzog Franz Ferdinand, der älteste Sohn des 1896 verstorbenen seinerzeitigen Protektors des ÖTK, Erzherzog Karl Ludwig, des jüngeren Bruders des Kaisers, offiziell zum Thronfolger der Habsburger-Doppelmonarchie geworden. Als Erbe der Rechte auf Modena führte er den Namen "Österreich-Este"; die Wiener nannten ihn daher kurzerhand nur "den Este". Ein schüchterner Versuch, den Erzherzog Franz Ferdinand als Protektor des ÖTK

nach dem Tod seines Vaters zu gewinnen, mußte von vornherein ergebnislos bleiben, weil er als von der Jagdleidenschaft förmlich Besessener für Bergsteigen und Wandern absolut nichts übrig hatte. Das ihm gehörige Jagdschloß im Blühnbachtal nördlich des Hochkönigstocks wurde immer häufiger von ihm aufgesucht, um seiner Leidenschaft frönen zu können; das Tal selbst auf seinen Befehl hin von Gendarmen und Jägern fast hermetisch abgeschlossen. Auch im benachbarten Bluntautal, vom Torrener Joch gegen das Salzachtal bei Golling herabziehend, gab es ähnliche Vorgänge, weil das ganze Hagengebirge zu seinem Jagdgebiet gehörte. Wehe den Bergsteigern, die etwa nach einer Besteigung der beiden kühnen Teufelshörner im Hagengebirge ins Blühnbachtal abzusteigen wagten! Solche wurden Verbrechern gleich ergriffen und gefesselt aus dem Gebiet gebracht. Auch sogenannte "Stehkragentouristen", wie man damals sagte, durften die deutsche Reichsgrenze nicht einmal auf dem Torrener Joch, auf dem Blühnbachtörl oder auf der Mauerscharte überschreiten, sondern wurden von den Gendarmen, die die Umgrenzung des riesigen Jagdgebiets wie mit Argusaugen hüten mußten, unbarmherzig zurückgeschickt. Bruno Brehm hat die damaligen Zustände im Kapitel: "Die Jagd im Salzburgischen, Sommer 1912" des 1. Bandes, "Apis und Este" (S. 133-158), seiner dreibändigen Trilogie über den Untergang der alten Doppelmonarchie überaus treffend, wenn auch sicherlich mit einer gewissen dichterischen Freiheit den Worten, aber nicht den Tatsachen gegenüber, geschildert.

Die Jagdleidenschaft, beim Thronfolger ein förmlicher Jagdparoxysmus, den er übrigens mit dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II. teilte, mit dem er sich - gewiß auch aus diesem Grund — gut verstand, trieb den Erzherzog immer weiter. Es gibt Vermutungen, die — nicht ganz ohne Grund — es für möglich hielten, daß er am liebsten mit dem Maschinengewehr auf Rot- und Gamswild geschossen hätte, wenn diese Waffe für die Verwendung im Hochgebirge damals schon genügend entwickelt gewesen wäre; wenn auch die Reihe des geschossenen Wildes - manchmal auch Gamsgeißen wahllos aufs Korn genommen, ohne Rücksicht auf die hilflos davoneilenden mutterlosen Kitzlein! - stets groß

war und oft die Stückzahl hundert weit überstieg, die er von dem an ihm vorbeigetriebenen Wild mit seinen zahlreichen, ihm schnellstens gereichten Gewehren niederschoß (geneigte Leser, entschuldigen Sie bitte, aber ich kann nicht "crlegte" sagen!), er konnte einfach nicht genug bekommen! Was war doch dagegen der alte Kaiser für ein waidgemäßer Jäger!

Die Grenze seines Jagdgebiets reichte im Süden bis über die Übergossene Alm an den Hochköniggipfel heran. Wo es noch Bauernbesitz gegeben hatte, er ließ ihn aufkaufen, besser gesagt dem armen Landvolk zu Schundpreisen abpressen. Und da stand im Süden seines "Reiches" auf dem höchsten Berggipfel weithin ein Schutzhaus, von dem aus doch immer wieder vereinzelte Leute gegen das Blühnbachtal herabzusteigen wagten! Dieses Schutzhaus mußte doch geschlossen und abgetragen werden! Jähzornig und aufbrausend, wie er nun einmal war, duldete er keinen Widerspruch und keine gegenteilige Haltung. Es machte auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn, daß der OTK schon seit längerer Zeit sein ältestes von ihm geschaffenes alpines Bauwerk, das Schutzhaus unter dem Gipfel des Zirbitzkogels in den Seetaler Alpen bei Judenburg in der Steiermark, Franz Ferdinand-Schutzhaus genannt hatte. Bereits im Jahre 1911 kam die Sache an den OTK heran. Damals war Hofrat Josef Szombathy, der Direktor des Naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Klubpräsident. Er mußte in seiner beruflichen Eigenschaft als k. k. österreichischer Staatsbeamter sehr rasch erkennen, daß er von seinem Platz an der Spitze des Klubs den Kampf um das Gipfelschutzhaus gegen den österreichischen Thronfolger kaum mit der geringsten Aussicht auf Erfolg führen könnte, ohne nicht ungesäumt schwerste Maßregelungen fürchten zu müssen. So trat er mit Ende 1911 zurück, um dem OTK die Möglichkeit zu bieten, unter einem anderen Präsidenten gegen die touristenfeindlichen Absichten des Thronfolgers erfolgreich auftreten zu können. Dieser andere Präsident wurde Franz Eduard Matras, geboren am 21. August 1862 in Wien, beruflich leitender Direktor der bekannten österreichischen Firma Hutter & Schrantz, Mitarbeiter des OTK schon seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.



Die Klubveröffentlichungen der letzten Jahre vor dem ersten Weltkrieg enthalten aus begreiflichen Gründen nichts von dem, was sich hinter den Kulissen abspielte. Klubpräsident Matras unternahm es, in einer persönlichen Audienz bei Kaiser Franz Josef, dessen Verhältnis zum Thronfolger bekanntlich nicht das beste war, um den Fortbestand des Schutzhauses zu bitten, das ja seinen Namen zur Erinnerung an das 50jährige Regierungsjubiläum trug. Seine Bitte hatte Erfolg, der Kaiser entschied, daß das Schutzhaus den Besteigern des Hochkönigs weiterhin zur Verfügung stehen müsse. So verdanken die Bergsteiger den Weiterbestand des Hauses dem mutigen Eintreten von Franz Eduard Matras. Am 28. Juni 1914 begann durch die Schüsse von Sarajevo für Europa das große Unheil des ersten Weltkriegs, endete aber zugleich auch die für die weitere Zukunft des Hauses stets drohende Unsicherheit. Nach dem Ende der Monarchie wurde das Schutzhaus ganz einfach "Hochkönig-Schutzhaus" genannt. Der Belagraum hatte sich schon zu Beginn des Ersten Weltkriegs auf eine Zahl von etwa 30 Nächtigungsmöglichkeiten erhöht, wovon allerdings nicht weniger als 23 Matratzenlager waren. Eine Tragbahre für Unfälle und eine Apotheke bei Krankheitsfällen von

Besuchern gab es längst im Haus. Als der Besuch durch den gewaltigen Aufschwung der Bergsteigerei nach dem Ersten Weltkrieg immer mehr anstieg (1930: 3516 Personen), mußte der OTK an eine Vergrößerung des Hauses denken. Im Jahre 1931 wurde daher ein Zubau vorgenommen, der namentlich die Zahl der Zimmer und der Betten im 1. Stock des Hauses wesentlich erhöhte und auf den heutigen Stand brachte. Für den 14. und den 15. August 1932 war die Eröffnung des vergrößerten Hauses vorgesehen; an beiden Tagen herrschte geradezu prachtvolles Wetter. - Da der Klubpräsident Direktor Matras, damals auch 4. Vorsitzender des DuOAV, am 21. August 1932

sitzender des DuOAV, am 21. August 1932 sein 70. Lebensjahr vollendete und andererseits vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich der Erretter des Hauses gewesen war, teilte ihm bei der Eröffnungsfeier der 2. Klubpräsident, Kommerzialrat Georg Liedeck, unter stürmischem Beifall der zahlreich versammelten

Gletschersee.

Foto: E. Baumann

Gäste mit, die Klubleitung habe einstimmig beschlossen, das Schutzhaus auf dem Gipfel des Hochkönigs solle nunmehr für alle Zeiten den Namen "Franz-Eduard-Matras-Haus" tragen. Nur mit tiefster Bewegung konnte Präsident Matras für diese ihn völlig überraschende Ehrung danken: "Glauben Sie mir, es ist die schönste Stunde meines Lebens!"

Im Frühherbst 1934 meldete der damalige Schutzhauspächter Otto Geringer dem OTK, in der Nacht vom 13. auf den 14. September sei der allbekannte Gletschersee am östlichen Rand der Übergossenen Alm ausgelaufen. Der See war bis zu 20 m tief und zu zwei Dritteln von Fels und zu einem Drittel von einer senkrechten Eiswand begrenzt gewesen. Das Wasser hatte an der tiefsten Stelle der Eiswand, etwa in deren Mitte, zwischen Eis und Fels einen Tunnel von ungefähr 15 m Länge, 3-4 m Breite und 11/2 m Höhe ausgefressen und war dann in einem Loch zwischen Steinen schräg abwärts ausgelaufen; leider war dieses Loch nicht mehr schliefbar. Eine Gesteinsenkung kam also nicht in Bctracht. Der Spiegel des schon vorhandenen unteren Sees ist damals um ungefähr 2-3 m gestiegen. Sonst konnte im weiten Umkreis kein Anzeichen für das weitere Schicksal des Abflußwassers des oberen Sces festgestellt werden; es dürste sich entweder unterirdisch gestaut haben oder-wahrscheinlicher-durch Klüfte im Berginnern abgeflossen sein. -Jetzt gibt es auf der Übergossenen Alm nur noch einen kleinen Eissee (2788 m; westnordwestlich unterhalb des Matrashauses), an dem man vorbeikommt, wenn man aus dem Birgkar aufgestiegen ist oder von einem der westlichen Aufstiege her (s. der zweite Aufsatz des Verfassers über das Hochköniggebiet) dem Gipfel zustrebt.

Es erübrigt sich noch, gewissermaßen als Abschluß dieser Ausführungen mitzuteilen, daß Präsident Matras, der von 1912 bis 1939 mit hervorragenden Erfolgen an der Spitze des OTK gestanden war, schließlich in seinem 83. Lebensjahr ein Opfer des Zweiten Weltkriegs wurde: Bei einem Luftangriff am 21. Jänner 1945 ging er im Luftschutzkeller seines Wohnhauses im 4. Wiener Gemeindebezirk durch einen Bombenvolltreffer zusammen mit der ganzen Hausgemeinschaft zugrunde. So hält das Gipfelschutzhaus auf dem Hochkönig mit seinem Namen vornehmlich

für die Bergsteiger außerhalb des OTK die Erinnerung an diesen ganz besonders verdienstvollen Helfer in den alpinen Belangen fest! — Von großem Eindruck war denn auch die Feier anläßlich des 50jährigen Bestands des Hauses (das im Jahr 1973 auf einen 75jährigen wird zurückblicken können!), die auf den Tag genau ein halbes Jahrhundert nach der Eröffnungsfeier, nämlich wieder am 14. und am 15. August 1948 — allerdings diesmal bei schlechtesten Wetterverhältnissen — im Matrashaus abgehalten wurde und zugleich auch zu einer schlichten Gedenkfeier für den Mann wurde, dessen Namen das Schutzhaus für immer tragen soll!

Anschrift des Verfassers: Professor Dr. Robert Hösch A-1020 Wien II, Große Mohrengasse 21/27

Benützte Unterlagen

(zugleich Auswahl aus dem Schrifttum)

Die Erschließung der Ostalpen. Herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein (DuÖAV), 1. Band (1893)

Handgeschriebene Aufzeichnungen beim Österreichischen Touristenklub (ÖTK) in Wien, beginnend etwa 1895

Die Schutzhütten des Deutschen und Üsterreichischen Alpenvereins. Herausgegeben vom Hauptausschuß des DuÖAV (Verlag), Innsbruck 1932 Mündliche Mitteilungen des verewigten Präsidenten des ÖTK, Direktor Franz Eduard Matras, in den 30er Jahren an den Verfasser

Berchtesgadener Alpen. Berge/Erschließungsgeschichte/Schristum. Herausgegeben vom Alpenverein aus Anlaß des 75jährigen Gründungsjubiläums der Sektion Berchtesgaden. Berchtesgaden 1950

100 Jahre Österreichischer Touristenklub 1869 bis 1969. Festschrift anläßlich des 100jährigen Bestehens. Wien 1969

Jahrbuch des ÖAV 1866 (114 ff.).

Osterreichische Touristenzeitung (OTZ): 1887 (224/225), 1889 (204), 1895 (13-18, 149-154, 231), 1898 (169, 192-196, 200/201, 210-212, 237 bis 240, 251), 1903 (126, 178, 249), 1905 (157 bis 164), 1907 (306-309), 1923 (119), 1929 (101), 1930 (81-83), 1932 (102-105, 122), 1933 (100), 1934 (128a), 1936 (46/47), 1946 (10), 1948 (99/100) und 1959 (81/82).

(Die Angaben aus den Zeitschriften ohne Nennung von Titeln und Verfassern; in Klammern hinter den Jahrgängen die Seitenzahlen)

Übergossene Alm — wie lange noch?

Von der Gletschermessung am Hochkönig

SEPP GOLDBERGER

Wenn die "Forschungsgruppe" der Sektion Salzburg zum Hochkönig aufsteigt, erregt sie schon durch ihre unförmigen Rucksäcke, in denen sich Bohrer, Schneesonden, Meißel, Kanister und Schaufeln nur schwer verbergen lassen, unter den Bergsteigern Aufsehen. Seit dem Sommer 1965 führen wir zur Bestimmung des jährlichen Massenhaushalts verschiedene Beobachtungen durch. Jeweils zu Beginn des Mai erfolgt die Messung der Winterschneedecke durch Grabung eines Schachtes in 2770 m Höhe beim Totalisator am mittleren Gletscher.

mittaeren Gielsarer,			
Datum	Höhe der	Dichte	Wasserwert
	Schneedecke		
5. 5. 1968	163 cm	0,38	62 cm
3. 5. 1969	233 cm	0,41	95 cm
9. 5. 1970	374 cm	0,42	163 cm
1, 5, 1971	204 cm	0,41	83 cm
6. 5. 1972	210 cm	0,41	86 cm

Die Bestimmung des jährlichen Massenhaushalts ist eine an Zeit und Mühe recht aufwendige Arbeit. Ende September werden bei den Pegeln im Nährgebiet des Gletschers Schneeschächte bis zum gefärbten Horizont des Vorjahres gegraben. Nach den schneereichen Wintern 1965 und 1966 waren diese Schächte am Hochköniggletscher bis zu 21/2 m tief. In diesen Schächten werden mittels Schneebohrer und Balkenwaage Gewicht, Dichte und Wasserwert der einzelnen Schneeschichten bestimmt. Im Zehrgebiet wird die Ablation (= Abschmelzung) der in das Eis versenkten Stangen gemessen. Dann werden auf der Gletscherkarte im Maßstab 1:10 000 die Rücklagenmuster und ausgeaperten Eisflächen kartiert. Jahr für Jahr treten im Sommer immer an der gleichen Stelle Schmutzbänder und typische Ausaperungsfiguren von Altschnee, Firn (= Rücklagen von früheren Jahren) oder auch Eis zutage, wenn auch der Grad der Abschmelzung sehr verschieden ist. Erst seit uns Prof. F. Löschner von der Technischen Hochschule Aachen die neue Gletscherkarte nach Luftbildern der Gesamtbefliegung der österreichischen Gletscher 1969 kostenlos zur Verfügung stellte, besitzen wir die für eine solche Berechnung notwendige Grundlage. Die Auswertung der Messungen und Kartierung ist zwar ein einfacher Rechenvorgang, aber das mühsame Ausmessen eines Mosaiks von Flächen gleicher Akkumulation (= Massenzuwachs) und Flächen gleicher Ablation beansprucht kaum weniger Zeit als die Geländearbeit. Die Ergebnisse sind auch für den Bergsteiger von Interesse.

Die Internationale Hydrologische Dekade, an dessen Programm sich auch der Alpenverein mit der Gletscherforschung beteiligt, begann 1965 mit einem außergewöhnlich niederschlagsreichen Jahr. Aus der Sondierung der sehr großen Altschneerücklagen konnte am Ende des Haushaltsjahres – jeweils vom 1. Oktober des Vorjahres bis zum 30. September des laufenden Jahres - ein Massenzuwachs von 750 000 m8 Wasserwert bei einer Gletscherfläche von 174 ha errechnet werden. Die Gesamtfläche der Übergossenen Alm beträgt zwar 244 ha, bei unseren Berechnungen ist aber der Ostgletscher nicht mehr inbegriffen. Er löst sich stark auf und bildet bereits einen Sonderfall. Auch die den Gletscher durchstoßenden Felsköpfe sind von der Fläche von 174 ha ausgenommen.

Gegensätzliche Jahre folgen nicht selten aufeinander. Das Haushaltsjahr 1963/64 war so negativ, daß es bezüglich des Massenverlustes nur noch vom Jahr 1946/47 übertroffen wurde. Das Haushaltsjahr 1964/65 war hingegen extrem positiv, so daß die gesamte Gletscherfläche Nährgebiet war. Die "Mittlere spezifische Bilanz", das ist der Massenzuwachs in Gramm bezogen auf den Quadratzentimeter, betrug 43.

Auch die nächsten beiden Jahre brachten noch einen Massenüberschuß: 1965/66 422000 m³ Wasserwert und eine mittlere spezifische Bilanz von 24 g/cm², 1966/67 100 000 m³ und 6 g/cm². Für die Gletschermesser bedeuten solche Jahre häufig Sturm und Nebel. Am 2. Juli 1966 sind wir noch mit Ski gestartet und auch noch den "Kniebeißer" (Kniebaß) bei Firn abgefahren. Die Schneegrenze (= mittlere Höhe der Gleichgewichtslinie zwischen Akkumulation und Ablation) lag in diesem Jahr bei 2 750 m.

Der Hochköniggletscher ist als "Klimazeuge" besonders geeignet, da er sich gerade im Be-



Der Ostteil der Übergossenen Alm vor 70 Jahren Aufnahme entstanden um 1898. Foto: Prof. H. Crammer



Der Ostteil der Übergossenen Alm 1966! Foto: S. Goldberger

reich von 2600-2850 m in der sehr ansehnlichen Ausdehnung von 4 km von Osten nach Westen erstreckt. Dabei ist er aber nur mehr 500-1000 m breit. Die Bergsteiger, die den Hochkönig von der Ostseite besteigen, sind aber überrascht, vom Gipfelkamm nach Westen zu ein so weites, flach gewölbtes Firnfeld zu erblicken. Die Übergossene Alm ist übrigens der einzige Plateaugletscher unserer Ostalpen. Von seiner Fläche von 149 ha liegen noch fast ein Drittel über 2800 m Höhe. Aber dieser Typ eines Plateaugletschers ist ein "zweischneidiges Schwert". Ebenso leicht wie ein Großteil des Gletschers zum Nährgebiet wird, kann er auch beim Ansteigen der Schneegrenze zur Gänze Zehrgebiet werden. Nach Westen zu senkt sich der Plateaugletscher zur "Hochsailermulde" ab, die sowohl die Vorteile einer ausgeprägten Leelage, wie auch der steilen Nordexposition genießt. Darum liegt auch hier der tiefste Punkt des Gletschers, derzeit in 2480 m Höhe.

Seit 1968 sind die Jahresbilanzen bei der Übergossenen Alm nur mehr negativ: Das Haushaltsjahr 1967/68 mit einem Defizit von 171 000 m³ Wasserwert, einer mittleren spezifischen Bilanz von —10 g/cm² und einer mittleren Höhe der Gleichgewichtslinie von 2820 m, das Haushaltsjahr 1968/69 mit einem etwas geringeren Massenverlust von 102 000 m³ Wasserwert, einer mittleren spezifischen Bilanz von —6 g/cm² und einer mittleren Höhe der Gleichgewichtslinie von 2800 m.

Dafür schien das Haushaltsjahr 1969/70 wieder eine Umkehr zu bringen, betrug doch die Höhe der Schneedecke 374 cm und dauerte die winterliche Akkumulationsperiode nicht weniger als 221 Tage. Aber ebenso extrem verlief die zwar nur kurze sommerliche Ablationsperiode. Durch die vielen Wärmegewitter und starken Regenfälle wurden auch die maximalen Rücklagen aufgebraucht. So endete die Massenbilanz wiederum negativ,

wenn auch nur mit einem Verlust von 55 000 m3 Wasserwert, bei einer mittleren spezifischen Bilanz von - 3 g/cm². Da in diesem Jahr besonders viele Pegel zur Verfügung standen, die Dipl.-Ing. P. Tomasi tachymetrisch vermessen hatte, da weiter die neue Gletscherkarte ein exaktes Kartieren der Rücklagenmuster erleichterte, konnte in diesem Jahr die für den Gletscher typische Kurve der höhenmäßigen Verteilung seiner Rücklagen genau ermittelt werden. Die mittlere Höhe der Gleichgewichtslinie lag in diesem Jahr in 2790 m. Für das Haushaltsjahr 1970/71, in dem fast der ganze Gletscher bis auf das Eis ausaperte, liegen die Werte noch nicht vor.

Im Sommer 1970 war die Arbeit der Gletschermesser sehr geräuschvoll, als Dipl.-Ing. R. Wüstrich die seismische Eisdickenmessung vornahm. Prof. F. Weber von der Montanistischen Hochschule Leoben, Lehrkanzel für angewandte Geophysik und Erdölgeologie. stellte ein tragbares Registriergerät zur Verfügung. Insgesamt wurden Profile in einer Länge von 8600 m vermessen, 38 Punkte im Eis und zwei Punkte im Fels geschossen und dafür 150 kg Donarit verbraucht. Die durchschnittliche Dicke des Ostgletschers beträgt nur 20 m. im zentralen Gletscher 30-40 m. wobei aber zwischen Hochköniggipfel und Lamkopf auch Tiefen über 50 m auftreten. In Richtung Hochsailermulde nimmt die Eisdicke vorerst auf 10 m ab, um dann in der Mulde noch einen Wert von 30 m zu erreichen.

Bei Gletschern sind Prognosen noch unsicherer als beim Wetter. Aber die Frage, wielange die Übergossene Alm noch bestehe, ist durchaus berechtigt. Um 1850 reichte eine Gletscherzunge von der Hochsailermulde noch bis an den Rand der Hochfläche. Ed. Richter gab im Jahre 1888 die Gletscherfläche noch mit 550 ha an. Seither hat sie um 57 % abgenommen; in den letzten 35 Jahren allein um 37 %, wie der Gletscherstand der österreichischen Karte 1:25 000 vom Jahre 1936 zeigt. Vielmehr noch fällt das Einsinken der Eisoberfläche ins Gewicht. E. Seefeldner ermittelte bei dem im Jahre 1934 "Verschwundenen Gletschersee", daß dort der Ostgletscher gegenüber der österreichischen Originalaufnahme von 1872 um 30 m eingesunken war. Bei der Einmessung unseres Totalisators 1968 ergab sich, daß die Gletscheroberfläche nach 30 Jahren um weitere 25 m abgesunken war.

Wenn also hier der Gletscher nur mehr durchschnittlich 20 m dick ist und die bisherige Abschmelzung fast 1 m pro Jahr beträgt, sind die Jahre dieses Gletschers gezählt. In den letzten 100 Jahren wurde die Übergossene Alm zunächst von Norden her "aufgerollt", so daß sie nur mehr im Süden einen schmalen Streifen bildet. Nun wird die Vergletscherung von Osten nach Westen zurückweichen, bis schließlich nur mehr im Schutz des Hochseilers ein letzter stationärer Gletscherfleck übrigbleibt. Ein Blick ins Steinerne Meer zeigt uns den Hochkönig in späterer Zukunft.

Allerdings wird dabei einfach vorausgesetzt, daß die Entwicklung so weitergeht. Aber gerade das Gletschervorfeld beweist uns, daß diese Entwicklung nie linear vor sich geht. Dort untersucht Dr. Kurt Jaksch anhand bestimmter Flechten und Pflanzengesellschaften die Frage der Gletscherstände seit 1850. Auch wenn wir bei unseren Beobachtungen des Gletscherhaushalts den Ostgletscher bereits "abgeschrieben" haben, teilen wir noch nicht das Gefühl, daß unsere Forschungsgruppe einer "Leichenbeschau" gleichkäme. Auch heute noch gilt, zumindest im Frühsommer, was Valentin Stanig im Jahre 1881 (ZDOAV Bd. XII) schrieb:

"Aber keinen der Berge betrachtete ich so lange und mit so feyerlichem Ernste, als den sogenannten Ewigen Schnee oder die Vergossene Alpe."

Für die vielfältige und großzügige Unterstützung sei aufrichtig gedankt: Der Sektion Salzburg und dem Verwaltungsausschuß des Osterreichischen Alpenvereins, der Hydrologischen Abteilung der Landesregierung Salzburg, der Wetterwarte Salzburg, der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, dem Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, dem Osterreichischen Nationalkomitee für die Internationale Hydrologische Dekade, besonders auch meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Hans Kinzl, Herrn Prof. Dr. H. Hoinkes, Herrn Prof. Dr. Franz Löschner, Herrn Prof. Dr. Fritz Weber, sowie allen jugendlichen Helfern und Mitarbeitern

Anschrift des Verfassers: Dr. Josef Goldberger, A-5020 Salzburg, Gaswerkgasse 12.

Als Geologe im Hochkönig-Geblet

WERNER HEISSEL

Die bergsteigerische Tätigkeit als Aufnahmsgeologe in den Alpen weicht in vielem vom gewöhnlichen Bergsteigen ab. Sie hat aber Reize, die dieser Tätigkeit eine ganz besondere Note geben. Dazu kommt im Falle des Hochkönig-Gebietes, daß hier große abgeschlossene Jagdgebiete vorhanden sind, die dem gewöhnlichen Bergsteiger verschlossen sind, oder wo er nur auf ganz bestimmten Wegen durchgehen darf,

Worin besteht nun die Aufnahmsgeologie und für was ist sie gut?

Das Ziel ist, über ein bestimmtes Gebiet eine möglichst genaue Kenntnis des geologischen Baues zu erwerben und diese Kenntnis an Hand einer genauen geologischen Karte und durch ergänzende Beschreibung zu vermitteln. Dies ist eine Art Grundlagenforschung, mit Hilfe deren besondere Fragen angewandter Geologie behandelt werden können. Das Hochkönig-Gebiet bildet diesbezüglich sehr geeignete Beispiele. In den Vorbergen dieses schönen Gebirgsstockes liegen Eisen- und Kupferlagerstätten, die lange Zeit abgebaut wurden (Fe), bzw. auch heute noch abgebaut werden (Cu). Wie alle plateauförmigen Kalkstöcke ist auch das Hochkönig-Plateau verkarstet, ein Umstand, der für die Hydrogeologie und die Frage der Trinkwasserversorgung größte Bedeutung hat. Daß der geologische Bau auch bei allen technischen Eingriffen in die Natur, wie Straßen-, Wegeund Brückenbau, aber auch bei Wildbachverbauung u. ä. entscheidend mitspielt, braucht nicht weiter betont zu werden. Um nun diese geforderte genaue Kenntnis zu erlangen, ist es notwendig, das zu untersuchende Gebiet genauestens zu begehen, um alles, was an Gesteinsaufschlüssen und an geologisch bedingten Formen und sonstigem, wie Quellen, vorhanden ist, zu erfassen. Die Begehung aller vorhandenen Touristenwege gibt hiebei nur das Grundgerüst. Der Aufnahmsgeologe ist gezwungen, alle Seitengräben, alle Bachrunsen zu untersuchen und das beobachtete geologische Tatsachen-Material auf seiner

Aufnahmskarte (größerer Maßstab, mindestens 1:25 000, oft 1:10 000 oder 1:5 000) darzustellen. Einzelne Schichtgrenzen und Gesteinszüge werden aber auch querfeldein durchverfolgt. So kommt der Aufnahmsgeologe aber in den Genuß von Landschaftsbildern, die dem gewöhnlichen Bergsteiger versagt sind, die höchstens noch der zuständige Jäger kennen lernt. Der Aufnahmsgeologe lernt dabei ein Gebiet wirklich bis in den letzten verborgenen Winkel hinein besser als jeder Einheimische kennen und lieben.

Im Hochkönig-Bereich kommt noch hinzu, daß der Geologe in den vorhandenen Jagdschutzgebieten im Höllngraben, Imlau- und Blühnbachtal immer wieder mit Wild in Berührung kommt. Es sind herrliche Anblicke, einem starken Rudel Hirsche beim Äsen auf einer Waldlichtung oder Kühlung suchend, auf einem Schneefeld zuzuschauen. Wie gewaltig wirken doch die Hirsche im Frühjahr, wenn sie das Geweih noch im Bast tragen, oder welcher Genuß, wenn etwa am Wege von der Ostpreußen Hütte nach Werfen im Herbst zur Zeit der Hirschbrunft in nächster Nähe ein Hirsch zu röhren beginnt, in der Nähe einer antwortet und dann die weiteren Nachbarn in das Konzert einfallen bis tief ins Imlautal hinab und ins Blühnbachtal hinein: ein gewaltiges Orchester, reine, urige Natur. Welch lieblicher Anblick ist es auch, gelegentlich bei einer Mittagsrast das Glück zu haben, aus nächster Nähe einem Rehkitz und seiner Mutter, oder spielenden Jungfüchsen vor dem Bau zuzuschauen, oder die lustigen Murmeltiere zu beobachten, bzw. zu sehen, wie man selbst Gegenstand intensiver Beobachtung ist. Es hat sich immer wieder gezeigt, daß der Aufnahmsgeologe den Frieden der Natur und damit den des Wildes in keiner Weise stört. Steht man, was natürlich vorkommt, einmal unverhofft vor einem Stück Wild, so ist das Erschrecken meist beiderseitig, aber schon nach wenigen Flüchten bleibt das aufgeschreckte Tier meist stehen und schaut verhoffend auf den Fremdling zurück. So ist es dem Aufnahmsgeologen vergönnt, eine Natur zu genießen, die dem gewöhnlichen Bergsteiger verborgen bleibt, die ihn aber auch für manches entschädigt, was er erschwerend bei seiner Tätigkeit auf sich nehmen muß, wie etwa ein Rucksack voller Steine. Aufnahmsgeologie erfordert ein auch in unwegsamem Gelände möglichst risikoloses Gehen. Denn man bewegt sich stets allein und oft in Gebieten, wo weit und breit kein Mensch zu allfälliger Hilfeleistung zur Verfügung steht. Aber die Aufnahmsjahre im Hochkönig-Gebiet, auf dem Hochplateau selbst wie in den Tälern, im Imlau- und im Blühnbachtal, möchte ich nicht aus meinem Leben missen.

Die vorhandenen Bergbaue in unmittelbarer Nachbarschaft des Hochkönig bieten (Mitterberg) und boten (Schäferötz, Hölln-Flacher Berg) eine willkommene Ergänzung zur Obertag-Geologie. Die geologischen Untersuchungen untertags brachten wertvolle Neuerkenntnisse, die letzten Endes gerade diesen Bergbauen zugute kamen.

Die Mitterberger Kupfererze wurden schon in prähistorischer Zeit abgebaut. Überall stößt man auf die Spuren dieses alten Bergbaues und auf die zugehörigen Schmelzplätze. Dieser bronzezeitliche Bergbau hatte damals ohne Zweifel größte wirtschaftliche Bedeutung. Wir stehen heute noch bewundernd vor der Leistung dieser bronzezeitlichen Bergleute und ihrer Kenntnis auf lagerstättenkundlichem, bergbautechnischem und verhüttungstechnischem Gebiet.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Werner Heißel, A-6020 Innsbruck, Universitätsstraße 4/2

Kupfer vom Mitterberg

Der urzeitliche Bergbau auf Kupfererz in den Salzburger Schieferalpen

FRIEDRICH MOOSLEITNER

Unterhalb der Steilabfälle der Mannlwand breitet sich das weite Almgebiet des Mitterberges. Der Gegensatz zwischen hohen Kalkwänden und waldbestandenen Kuppen des Mittelgebirges verleiht dieser Landschaft besonderen Reiz. Frei öffnet sich der Blick nach Süden bis zu den Gipfeln des Alpenhauptkammes, die wie auf eine Schnur aufgereiht vor uns liegen. Der Mitterberg ist deshalb zu einem bevorzugten Erholungsgebiet geworden. Für viele Bergsteiger ist er Ausgangspunkt für Touren und Kletterfahrten ins Hochkönigmassiv. Doch kaum einer der vielen Besucher ahnt, daß er sich hier auf historischem Boden befindet, daß hier vor mehr als dreitausend Jahren reges Leben und Treiben herrschte.

Die reichen Kupfererzlager des Mitterberges lockten den prähistorischen Menschen in diese abgelegene Almregion.



Die Mannlwände über der
Mitterbergalm.
"Kaum einer
der vielen
Besucher ahnt,
daß er sich hier
auf historischem
Boden befindet,
daß hier vor
mehr als dreitausend Jahren
reges Leben und
Treiben
herrschte."

Foto: E. Baumann Spuren reger Bergbautätigkeit finden sich auch am gegenüberliegenden Einödberg und am Buchberg bei Bischofshofen sowie an mehreren Stellen im oberen Salzach- und Saalachtal. Der Mitterberg ist jedoch das bedeutendste urzeitliche Bergbaugebiet, an keiner anderen Stelle wurde ein ähnlicher Umfang der Arbeiten erreicht.

Schon am Ende der jüngeren Steinzeit, etwa um 1800 v. Chr., beginnt hier der Mensch nach Kupfer zu schürfen. Mitteleuropa erlebt in der Bronzezeit einen starken Aufschwung seiner materiellen Kultur. Für etwa 1000 Jahre, bis zum Auftreten des Eisens um 800 v. Chr., bildet Kupfer, mit etwas Zinn zu Bronze legiert, den einzigen Werkstoff für Waffen, Schmuck und Geräte. Ohne das Kupfer aus den Salzburger Alpen wäre dieser große Aufschwung nicht möglich gewesen.

Aus der Menge des abgebauten Erzes hat man ermittelt, daß zur Bronzezeit im Bereich des Bergbaugebietes von Mühlbach-Bischofshofen etwa 20 000 Tonnen Kupfer gewonnen wurden, davon etwa 13 000 Tonnen allein am Mitterberg.

Eine kleine Wanderung vom Arthurhaus hinauf zur Hochfläche des Troibodens vermittelt
uns einen guten Eindruck vom Umfang der
hier stattgefundenen Bergbautätigkeit. Tiefe
Furchen und Trichterpingen markieren den
Verlauf der alten Erzgänge. Sie sind durch
Versturz der vom antiken Bergmann ausgehauenen Hohlräume entstanden. Besonders
eindrucksvoll sind die Pingenzüge, die, am
Mitterberger Bach beginnend, hinauf zur
Hochfläche ziehen. Eine Reihe der tiefen
Trichterpingen bildet vom Scheitelpunkt am
Troiboden aus die Fortsetzung nach Osten.

Die Kupfererze der Salzburger Schieferzone finden sich in sogenannten Ganglagerstätten, das sind tektonische Spalten in der Erdrinde, die durch heiße Lösungen aus der Tiefe wieder aufgefüllt wurden. Diese Gänge, mit einer Mächtigkeit bis zu 2 Metern, stehen annähernd vertikal in der umgebenden Felsmasse und reichen in sehr große Tiefen hinab. Die Ausfüllung der Erzgänge besteht neben Kupfer- und Schwefelkies vor allem aus Quarz, Ankerit und Siderit. Die Auffindung der Lagerstätten dürfte dem urzeitlichen Bergmann nicht sehr schwer gefallen sein. Die Erzgänge traten sicher an manchen Stellen zutage, da ihre Ausfüllung wesentlich härter

ist als das umgebende Gestein und somit der Verwitterung mehr Widerstand entgegensetzt. Zum Abbau der Erze stand dem urzeitlichen Bergmann nur die Feuersetzmethode zur Verfügung. Durch starke Grubenbrände wurde der Fels erhitzt, anschließend durch Übergießen mit Wasser "abgeschreckt". Dadurch entstanden Risse im Gefüge der Gangfüllung, hauptsächlich durch die hohe Wärmeausdehnung des Quarzes. Mittels bronzener Pickel und Schlögel wurde das erzhaltige Gestein herausgelöst und anschließend in Ledersäcken oder kleinen Holztrögen zutage gefördert.

Die Arbeiten begann man jeweils am tiefsten Punkt des Hanges. Der Abbau erfolgte an der etwa 60—70° geneigten Stirnseite, dem First des Einbaues. Nur an dieser schiefen Deckenfläche konnte die Hitzeeinwirkung des Feuers voll ausgenutzt werden. Bei weiterem Arbeitsfortschritt war die Errichtung von Arbeitsbühnen und Einbauten erforderlich, um den Grubenbrand jeweils unmittelbar unter dem First entfachen zu können. Die Einbauten, aus Holz errichtet und mit Gestein über-

Kleine Furchenpinge in der Nähe des Arthurhauses. Foto: F. Moosleitner



deckt, regelten auch die "Bewetterung", die Führung des Luftstromes in der Grube. Mit diesem Verfahren erreichten die prähistorischen Bergleute Tiefen bis zu 100 Meter unter der Oberfläche.

Zur Gewinnung von verhüttungswürdigen Erzen waren umfangreiche Aufbereitungsarbeiten erforderlich. Mit Hilfe schwerer, steinerner Schlögel zerkleinerte man das geförderte Material auf etwa nußgroße Stücke. Die Ausscheidung des tauben Gesteines erfolgte dann von Hand aus. Für einen Teil der Erze, die sehr fein mit dem Gangmaterial verwachsen waren, reichte iedoch diese Methode nicht aus. Eine weitere Zerkleinerung war notwendig, sie erfolgte in Handmühlen mittels faustgroßer Läufersteine. Die Trennung des so entstandenen Gesteinsmehles erfolgte auf nassem Wege unter Ausnützung der spezifischen Gewichte von Erz und taubem Gestein. Die genaue Durchführung dieses Vorganges ist noch nicht bekannt, wir haben sie uns ähnlich dem Goldwaschen vorzustellen.

Die Verhüttung der so gewonnenen Erze erfolgte in kleinen, gemauerten Schachtöfen. Wahrscheinlich waren mehrere Schmelzvorgänge bis zur endgültigen Gewinnung reinen Kupfers notwendig.

Die Schmelzplätze befinden sich meist in tieferen Lagen in einiger Entfernung von den Abbaugebieten. Offensichtlich wollte man den Holzbestand in Nähe des Bergbaugeländes für den Bedarf in der Grube schonen. Annähernd 200 solcher Schmelzplätze hat man bisher aufgefunden, nur wenige davon sind archäologisch untersucht. Zumeist liegen diese Plätze in der Nähe kleiner Wasserläufe oder Tümpel, von wo das Wasser unschwer zugeleitet werden konnte. Große Schlackenhalden zeugen von der hier stattgefundenen Verhüttung des Kupfererzes. Im Wald- und Wiesengelände zeichnen sich diese Stellen gut ab, da sich auf der nur wenig von Erdreich überdeckten Schlacke die Vegetation wesentlich spärlicher entwickelt als im umliegenden Gelände. An manchen Stellen ist die vergiftende Wirkung der in der Schlacke zurückgebliebenen Kupferverbindungen so stark, daß sich keinerlei Bewuchs bilden konnte. Die Schlacke liegt frei am Boden, so wie sie der Bergmann vor etwa 3000 Jahren zurückgelassen hat.

Das Endprodukt der Verhüttung, fast reines

Kupfer, wurde in spangen- oder ringförmigen Barren (Gewicht etwa 200 Gramm) weithin verhandelt. Funde derartiger Barren in vielen Gebieten Europas zeigen Richtung und Ausstrahlung des bronzezeitlichen Metallhandels, der, ausgehend von den Bergbaugebieten, praktisch ganz Mitteleuropa erreichte

Am Ende der Bronzezeit, etwa um 1000 v. Chr., kam der Bergbau am Mitterberg zum Erliegen. Zwar hatte man den Erzgang noch nicht zur Gänze ausgebeutet, der letzte noch unversehrte Abschnitt im Bereich des Griesfeldes bot offensichtlich durch die starke Schotterüberdeckung und den großen Wasserandrang im Bereich des Baches zu große Schwierigkeiten für den weiteren Abbau.

Diese technischen Gründe, und nicht kriegerische Ereignisse, wie man früher angenommen hatte, zwangen zur Aufgabe des Bergbaues am Mitterberg.

Durch Zufall sind zwei der zuletzt angelegten Grubenbauten am Mitterberg bis auf den heutigen Tag unverstürzt erhalten geblieben. Im Zuge des modernen Bergbaues stieß man in der Tiefe auf zwei Hohlräume, die bis an die Oberfläche reichen. Das Mundloch der alten Gruben war allerdings mit Brettern überdeckt und mit Erde überschüttet, so daß es oberflächlich nicht zu erkennen war. Offensichtlich hatte man die alten Grubeneingänge beim Verlassen versiegelt. Auch heute noch kann man etwa 15 m weit zur rußgeschwärzten Arbeitsstätte des urzeitlichen Bergmannes hinuntersteigen.

Im anderen Teil der Salzburger Schieferzone ging die Kupfergewinnung noch einige Jahrhunderte weiter. Reiche Gräber aus der Hallstattzeit, die im oberen Salzachtal aufgedeckt wurden, lassen vermuten, daß der Bergsegen in diesem Bereich noch bis etwa 500 v. Chr. angedauert hat.

Für mehr als zweieinhalb Jahrtausende war der Mitterberg verlassen, erst im 19. Jahrhundert fanden die Lagerstätten wieder Beachtung. Im Jahre 1833 wurde die Erzförderung wieder aufgenommen, sie hat seither praktisch keine Unterbrechung erfahren. Mittels Stollen hat man die tieferen, dem urzeitlichen Bergmann nicht zugänglichen Bereiche der Erzgänge angefahren und abgebaut.

Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man auf weite Strecken von unten her bis an die Abbaugrenze der Alten herangearbeitet. Die Grubenpläne ergeben so ein genaues Bild der vom urzeitlichen Bergmann erreichten Tiefen. Auf der alten Grubensohle fanden sich eine Reihe von Werkzeugen und Geräten, die heute größtenteils im Salzburger Museum C. A. aufbewahrt werden.

Durch den Luftabschluß und die konservierende Wirkung der Kupferverbindungen haben auch Gegenstände aus Holz, wie Schaufeln, Schlögel, Steigbäume, aber auch Bretter und Stempel der Verzimmerung die lange Zeit gut überstanden. Besonders zahlreich fanden sich Reste von Holzkübeln, die, ähnlich wie Spanschachteln gefertigt, zur Wasserhaltung in der Grube unentbehrlich waren. Durch diese Funde konnte der urgeschichtliche Bergbau in all seinen Phasen rekonstruiert werden. Weniger wissen wir allerdings über die Menschen, die diese großartigen technischen Leistungen vollbrachten. Ihre Wohnstätten sind größtenteils nicht aufgefunden worden. Eine Ausnahme bildet hier nur der Götschenberg bei Bischofshofen, hoch über dem Eingang zum Mühlbachtal gelegen. Das kleine Plateau des Borges bot nur Platz für wenige Hütten. Es kann daher niemals die gesamte im Bergbau tätige Bevölkerung hier gewohnt haben. Der Götschenberg eignete sich jedoch vorzüglich zur Bewachung des Zuganges zum Bergbaugebiet. An drei Seiten fallen die Felswände senkrecht in die Tiefe, nur im Bereich des anschließenden Bergrückens ist der Aufstieg leichter möglich. Hier schützen zwei starke Wälle den Zugang zur Höhe.

Funde vom Plateau des Berges zeigen eine durchgehende Besiedlung von der ausgehenden Jungsteinzeit bis in die Hallstattperiode um 500 v. Chr. Noch im Mittelalter suchte man in Zeiten der Gefahr die geschützte Felshöhe auf.

Unmittelbar am Fuße des Götschenberges nahm vermutlich der urzeitliche Bergbau um etwa 1800 v. Chr. seinen Ausgang, Hier beginnt der lange Pingenzug, der sich mit einigen Unterbrechungen über eine Länge von mehr als sieben Kilometern bis zur Höhe des Mitterberges erstreckt.

Nicht nur die Siedlungen, auch die Grabstätten der Bergleute sind bisher unentdeckt geblieben. Wir dürfen annehmen, daß man dem Toten der Sitte der Zeit gemäß seine persönliche Habe mit in die Erde gab. Die Gräber der Bergherren vom Mitterberg würden, sollten sie einmal zutage treten, unsere Kenntnisse über jene frühe Epoche wesentlich bereichern.

Unbekannt ist auch die soziale Stellung der urzeitlichen Bergleute. Waren es Sklaven, die unter strenger Aufsicht die schweren Arbeiten in der Grube verrichteten? Wir glauben es nicht, da die komplizierten technologischen Arbeitsvorgänge einen gut ausgebildeten Bergmannsstand erforderten, der die Kenntnisse und Erfahrungen von Generation zu Generation weitergab. Der bronzezeitliche Bergbau ist wohl als Gemeinschaftsleistung einer größeren Volksgruppe zu betrachten. Der zukünftigen Forschungsarbeit am Mitterberg dürfen wir mit gespannter Erwartung entgegensehen. Wir erhoffen uns davon die Klärung so mancher noch offener Fragen.

Anmerkung:

Auf die Verwendung exakter bergmännischer Fachausdrücke wurde verzichtet. Ihre Kenntnis kann nicht allgemein vorausgesetzt werden.

Literaturhinweise:

- K. Zschocke und E. Preuschen, Das urzeitliche Bergbaugebiet von Mühlbach-Bischofshofen, Materialien zur Urgeschichte Österreichs, 6. Heft, Wien 1932.
 Diese großangelegte Arbeit ist die wichtigste Publikation über alle den urgeschichtlichen Bergbau in diesem Bereich betreffenden Fra-
- G. Kyrle, Der prähistorische Bergbaubetrieb in den Salzburger Alpen, in: Osterr. Kunsttopographie, Bd. XVII, Wien 1918.
 Die Arbeit bringt alle wichtigen Funde in guten Abbildungen, ebenso eine Zusammenstel-

lung der älteren Literatur.

 Neuere Forschungsergebnisse werden in verschiedenen Beiträgen in "Archiv für ur- und frühgeschicht!. Bergbauforschung" in der Zeitschrift Archäologia Austriaca behandelt. Über neueste Ausgrabungen berichtet die Zeitschrift "Der Anschnitt", Bochum, Jg. 22 und 24.

Anschrift des Verfassers: Ing. Friedrich Moosleitner, c./o. Salzburger Museum Carolino Augusteum, A-5010 Salzburg, Museumsplatz 6.

Die große Überschreitung

Vom Hochkönig zum Steinernen Meer

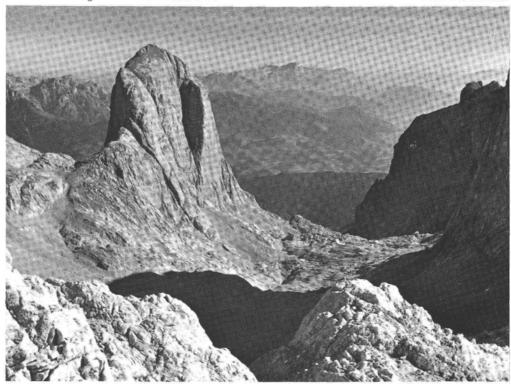
LISELOTTE BUCHENAUER

Der Morgen ist kühl, aber sonnig. Auf schmaler Bergstraße bummeln wir vom Arthurhaus zur nahen Mitterfeldalm. Die Gäste des Gasthauses sind eben beim Frühstück, unsere Pikkel erregen ziemliches Aufsehen. Zum Glück endet dort das Sträßlein, ein Felsenpfad führt uns in die Einsamkeit. In kühler Felsschlucht blühen noch Schöpfe von Almrosen. An die fünf Stunden brauchten wir vom Arthurhaus zum Matrashaus auf dem Gipfel des Hochkönigs, der Weg war endlos, aber von unbeschreiblicher landschaftlicher Schönheit: im Hintergrund die breite Wandflucht des Tennengebirges über dem grünen Salzachtal, zur Linken die Mannlwand, und vor uns, jäh auffahrend, der Felszacken der Torsäule.

Gerne hätten wir diesen Kletterberg auf seinem leichtesten Anstieg "mitgenommen" (II), doch die Berge umwölkten sich und mit ihnen unsere Stimmung. Hatten wir bis zur Torsäule noch leichtgeschürzte und rucksacklose Ausflügler getroffen, so blieben diese "Nebengeräusche", wie wir sie nannten, höher oben bald zurück. Schweigend stolperten wir in Nebel, Regen und Schneetreiben in den hartgefrorenen Fußtapfen am Gletscher dem Gipfel zu. Das Matrashaus, mit 2 941 Meter Seehöhe zu den höchstgelegenen Schutzhütten der Ostalpen zählend, war voll belegt und kalt wie ein Eisschrank. Wir lagen entschieden im Tiefkühlfach auf unserem Matratzenlager. Gegen diese Eiskälte half nichts. Kein Warmzittern, kein Biwaksack, den wir uns gegenseitig immer wieder wegzogen, und auch nicht das Papier, mit dem wir uns das Gewand vorsorglich ausgestopft hatten.

Glasklar, klirrend kalt und sonnig war der Morgen. Wir gerieten bald in Hochstimmung. Beim Herumturnen am Gipfel entdeckten

Die Torsäule am Hochkönig-Aufstieg. Ihre Wände und Pfeiler bieten beliebte Klettermöglichkeiten aller Art und Schwierigkeit zwischen II und V+. Foto: E. Baumann





Auf dem Firn der Übergossenen Alm. Blick zum Hochsailer.

wir, daß man vom Hochkönig weitergehen kann ins Steinerne Meer. Gewiß war auch ein Teil Bequemlichkeit dabei: warum sollten wir von dem so mühselig erklommenen hohen Berg gleich wieder ins Tal absteigen? Nein — wir überqueren das Steinerne Meer! Noch nie hatte ich eine solche Bergfahrt so unwissend angetreten. Wir informierten uns nach dem Begleittext einer Landkarte über den "Weg" bis zum Riemannhaus. Neun Stunden Gehzeit, stand da in einer kargen Erläuterung. In unserer Unschuld glaubten wir an Gehweg und Zeitbemessung. . .

Über den knirschenden Firn der Übergossenen Alm wanderten wir bergab und querend zum Lamkopf, 2 849 m, dem ersten Gipfel des jungen Tages, und registrierten dort schon eine erfreuliche Eigenschaft der großen Überschreitung zum Steinernen Meer: man kann einige recht hohe Gipfel dabei mitnehmen! Weiter über den gleißenden, morgendlichen unberührten Gletscher kamen wir zu den Teufelslöchern. In diesen interessanten Gratlöchern krochen wir eine Weile fotografierend herum, stiegen ein Stück den dort mündenden versicherten Moßhammersteig ab und blickten staunend in die Südabstürze des Hochkönigstockes. Das ist kein Einzelberg, sondern ein ganzes Gebirge, eine Welt für sich. Von den Teufelslöchern wieder zum Grat



Foto: E. Baumann

aufgestiegen, fuhren wir auf Firn etwas bergab und stiegen dann gegen eine Felsrinne an, die zum Hochsailergrat hinaufführt. Dort hatten wir rote Punkte einer Markierung entdeckt. Daß wir keinen gebahnten Pfad vor uns hatten, sondern nur eine Bezeichnung, hatten wir schon bemerkt. Die Zeichen waren übrigens zweckmäßig gesetzt und reichlich vorhanden. Sie müssen es auch sein — in diesem unübersichtlichen Gelände. Über kleine Kletterstellen stiegen wir die Rinne empor, und die runde Gipfelstirn des Berges über uns versprach noch mehr an Kletterfreuden. Wir wurden auch nicht enttäuscht. In einem kaminartigen Riß klemmten und stemmten wir

uns höher, behindert von Rucksäcken und Pickeln. Ein Eisenstift, einstmals sichtlich zur Erleichterung der schwierigsten Stelle in den Fels getrieben, war unbrauchbar geworden und erwies sich noch als Erschwernis der wirklich nicht mehr leichten Kletterei. Trotz "Vorwarnung" durch die Vorauskletternde quetschte sich auch die Zweite wie die Erste dort tüchtig die Finger ein. Ein kurzes Seil ist zur Überwindung dieses ausgesetzten Risses (II-III) sehr zu empfehlen. Auf dem Hochsailer (2 793 m) hielten wir ganz kurz die erste Rast, überschritten die breite, karstige Gipfelgruppe und standen dann etwas verblüfft vor der gut 500 m hohen Steilflanke, mit der der Berg zur Torscharte (2292 m) absetzt. Weniger steil als die Südseite, aber schuttüberrieselt und plattig sind ihre Felsen. Erschwerend schien uns, daß sie auch wasserführend sind. Ja, wenn es nur Wasser gewesen wäre! "Schau, wie lustig braun die Felsen da sind!" freute sich die Gefährtin gerade, als wir auf dem lustigen Braun auch schon beide ausglitten. Nun, wir waren auf dieser Tour der Überraschungen schon auf einiges gefaßt und die "Notbremse" war bald gezogen. Die braunen Schichten am Fels waren ein Überzug von glasigem Eis! Außerst vorsichtig tasteten wir uns über die glasierten Platten hinab. Weiter unten gab es scharfe Felskanten und viel Schutt. Obwohl wir den Atem anhielten, vor Angst, einen Stein loszutreten, kam doch plötzlich, ganz ohne unser Zutun, in einer Nebenrinne eine kleinere Wagenladung junger Felsen ins Rollen und donnerte zur Scharte hinab!

Zitternd hockten wir auf einem Felsabsatz. "Gott sei Dank, daß das Steinerne Meer so einsam ist!" Kaum hatten wirs gesagt, kaum war das Grollen der Steinlawine verrollt, da tauchte eine Gruppe buntest gekleideter Ausflügler in der Torscharte auf! Ja, die Einsamkeit ist auch im Steinernen Meer nicht mehr absolut. Die Orte Alm und Hintertal bei Saalfelden sind nicht nur beliebtes Wintersportgebiet, sondern auch schon gesuchte Sommerfrische.

Im Rückschauen erscheint uns die Hochsailerwand abschreckend, hätten wir sie nicht eben erst durchstiegen. Wir bewerteten unsere Überschreitung allgemein mit II; wie schon gesagt, ist die Mitnahme eines Seiles, auch zum Sichern beim Abstieg durch die Wand, sehr angebracht. Es gibt auch einen Steig, der den Hochsailer im Osten umgeht. Man braucht dort nicht zu klettern, unter Umständen sind aber steile Schneefelder zu queren. An dieser Stelle schon wurde uns klar: die Überquerung des Steinernen Meeres macht man am besten vom Hochkönig her, also vom Höheren zum Niedrigen. Käme man vom Riemann- oder Kärlingerhaus, so hätte man gegen Ende der Tour, nach etwa 6-stündigem Auf und Ab durch die Karstwildnis, noch den Hochsailer zu umgehen oder überschreiten und nachher noch eine längere Wanderung auf hohem, freiem Gletscher zum Matrashaus.

Die Torscharte bietet übrigens eine der spärlichen Gelegenheiten, während der großen Bergfahrt "auszukneisen": nach Alm bei Saalfelden oder nach der anderen Seite ins Blühnbachtal.

Nach kurzer Rast über der Torscharte sie ist wirklich ein breites Tor in den Bergen - strebten wir dem 2 443 m hohen Marterlkopf zu, bestaunt und verfolgt von der Ausflüglergruppe, die aussah wie ein Faschingszug. Keiner von der Gesellschaft hatte Rucksack oder Bergschuhe, die Damen trugen "Sonnengewänder", die Herren Leinenschuhe. Dafür bedeuteten sie uns, wir sollten wie sie umkehren, und waren sehr erstaunt, als wir unbeirrt unseren Zeichen, die durch eine Mulde zu ein paar Felszacken führten, weiterfolgten. Als wir gar die Felsen in leichter Kletterei hinaufklommen, war des Schreiens und Gestikulierens kein Ende. Zum Glück verschwanden wir bald aus ihren Augen. Es sollte nicht die einzige merkwürdige Begegnung auf unscrem großen Weg sein. Ja. die Einsamkeit unserer Zeit ist auch in einsamen Bergen nur mehr relativ. . .

Vom Marterlkopf ging es in ewigem Auf und Ab hinüber zum Brandhorn, 2 609 m (mit Gipfelbuch). Grasige Kuppen wechselten mit Schneefeldern und scharf zugespitzten Karrenplatten, über die wir mit unseren Vibramsohlen leichtfüßig hinübertänzelten. Was muß das in früheren Zeiten für eine Marter mit genagelten Schuhen gewesen sein! Und wie sehr lernten wir hier die Schneefelder schätzen — eine Überquerung des Steinernen Meeres in schneearmen Jahren würde ich nicht empfehlen.

Auf einer der Kuppen lagen plötzlich - ein

paar Männerbeine im Gras, Ein Toter? Einer, der den Strapazen dieser Überschreitung erlegen ist? Vorsichtig schlichen wir uns an. Aber nein, es war nur ein charmanter Einzelgänger, der vom Riemannhaus herübergekommen war und ein kurzes Mittagsschläfchen hielt. Bald darauf trafen wir einen älteren und einen jungen Mann, die ein Stück Weges mit uns wanderten. Wohin sie eigentlich wollten, war uns schleierhaft. Der Junge hatte eine kurze Hose an - shorter als short. sagten wir dazu, und auch: wenn der mit dieser Bekleidung auf dem harten Firn ausrutscht! Kaum ausgesprochen, war er auch schon in toller Fahrt das steile Schneefeld hinabgesaust, das wir eben aufsteigend überwunden hatten. Weit unten kam er zum Stillstand, "errötet" und zerschunden, sogar auf die Entfernung deutlich zu sehen! Wir warfen ihm dann "zwecks Wiederaufstiegs" einen unserer Pickel hinab. Er gebrauchte ihn auch eifrigst. Nur hielt er ihn verkehrt - die Spitze nach oben, die Schaufel in den Schnee gestützt!

Erfrischt vom Lachen, sprangen wir über sanste Schneewiesen hinab zur Biwakschachtel (2457 m) am Wildalmkirchl (2573 m). Das "Kirchl" ist ein toller Zacken mit einem wüsten Vorgipfel aus grifflosen Platten. Es hätte uns schon "ang'schaut", ist doch der Normalweg, ähnlich dem an der Torsäule, mit II bewertet. Doch wir waren schon unter Zeitdruck. Bei einer so großen Überschreitung zählen Berge auch nicht viel. Sie verblassen vor der steinernen Unendlichkeit der Hochfläche. Diesmal war wirklich der Weg das Ziel und nicht der Berg! Die Biwakschachtel ist rot gestrichen und weithin zu sehen. Ihre Einrichtung läßt nichts zu wünschen übrig. Ein Hüttenbuch, ein Exemplar des Führers durch die Berchtesgadener Alpen, Medikamente, Werkzeuge, ja sogar Decken, Luftmatratzen, Schlafsäcke und ein Seil! Und wie ein freundlicher Gruß mutete es uns an, den Namen unseres Grazer Berggefährten Karl Jug im Buch zu lesen, der ein Spezialist für den Bau von Biwakschachteln ist und auch an dieser hier mitgewirkt hat. Wir bestaunten dieses zweckmäßige und so liebevoll eingerichtete Biwak, das gerade an der rechten Stelle steht, eine ganze Weile und verloren dabei kostbare Zeit.

Danach hatten wir's sehr eilig, weiterzukom-

men, es war schon Nachmittag. Nun galt es, weite Senken zu durchschreiten. Zum Glück hatten wir überdimensionale Feldflaschen mit noch reichlich Flüssigkeit - außer Schmelzwasser, das ja nicht in jedem Jahr gleich stark fließt, hatten wir noch kein Wässerchen gesehen. Hatten wir bisher Aussicht in die Ferne und den ganzen strahlenden Tag den Watzmann und Hochkalter vor uns, so waren wir nun eingeschlossen in die eigentliche Hochfläche. Sie war das große Erlebnis des Tages. Nicht der funkelnde Gletscher am Hochkönig, nicht der eigensinnige Felsberg Hochsailer oder der Blick in luftige Weiten - die anscheinend eintönige, nur scheinbar begrenzte, vielgesichtige und unermeßliche Landschaft des Steinernen Meeres war der Höhepunkt dieser hohen Wanderung. Immer wieder blieben wir kurzzeitig stehen und bestaunten die tiefen, firngefüllten Dolinen oder bewunderten fast ehrfürchtig die Felsschächte, welche dunklen und unauslotbaren Brunnen gleich in das Innere der Berge führen. Kein Felszacken gleicht dem anderen; der stetige Wechsel, die Vielfalt der Landschaftsbilder, sie sind ebenso faszinierend wie letzten Endes ermüdend. Die scharfe Schneide der Schönfeldspitze, 2653 m, des zweithöchsten Gipfels im Steinernen Meer, erschien uns wie langersehntes Festland über den felsigen Wellen. Herrliche Berge hat dieses Gebirge, seien es nun die aufgeworfene Klippe der Schönfeldspitze selbst oder das kühne Bersalhorn, die Kletterberge Selbhorn (mit gewaltiger Wand zum Hintertal abbrechend), Wurmkopf oder der Obelisk des Sommersteins. Einen Gipfel wie den Großen Hundstod, gleichzeitig wuchtig und doch schön geformt, gibt es nur ganz selten. Diese düsteren Gräben am Fuße der Schönfeldspitze! Schräg fiel das letzte Licht des Tages in diese Grüfte hinein. In Dämmerung und völliger Stille, in der geisterhaften Beleuchtung des sterbenden Tages hörten wir plötzlich Glockengeläute. Alte Sagen wurden lebendig: von versunkenen Dörfern und Kirchen oder Wallfahrern, die in der Einöde des Gebirges verschollen sind. Geht nicht heutzutage noch eine Wallfahrt jährlich von Saalfelden über das Steinerne Meer zum Königssee? Später haben wir es erfahren: es waren die Abendglocken von Maria Alm, die man zu bestimmten Zeiten durch die Scharten der Randabstürze herauf tönen hören kann.

"Und zuletzt gehts wie immer noch bergauf"! Erbittert sprachs die Gefährtin, aber es änderte nichts an der Sache. Endlos, endlos hinauf über scharf gerillte Felsplatten. Wir "multiplizierten" bereits ganz hübsch mit den Beinen. Das Riemannhaus erreichten wir mit Einbruch der Nacht, nach elfstündiger reiner Gehzeit. Wir waren zügig gegangen, hatten kaum gerastet und uns gewiß viel Zeit auf den Schneefeldern erspart. Jetzt, wo wir in der sinkenden Nacht schon mehr stolperten als stiegen, wußten wir erst, daß ein großer Tag in den Bergen zu Ende ging.

Was noch kam, war angenehm, aber nach dem großen Tag erschien es uns ein wenig unwesentlich. Trotzdem registrierten wir die nette Betreuung und die preiswerte Verpflegung im gemütlichen Riemannhaus. Nachdem wir ungezählte Spiegeleier vertilgt und nach einem Hauptgericht auch noch das Beresteigeressen gewürdigt hatten, krochen wir etwas betäubt - auch Bergsteigen steigt zu Kopf wie Weintrinken! - aufs oberste Matratzenlaget. Nachts weckte uns Regenrauschen, das in feines Schneerieseln überging. Der Neuschnee erleichterte uns anderntags noch den Übergang zum Ingolstädter Haus, 2119 m, den wir in 21/2 Stunden schafften. Wieder sahen wir großartige Dolinen, eine davon trug sogar zu unserem Entzücken die Aufschrift "Achtung, Loch!" Wir bewegten uns auf einem gebahnten Pfad, dem "Eichstätterweg". Düster erhob sich im Hintergrund die Schönfeldspitze. mit regenüberronnenen Plattenbänken. Die ersten Bäume tauchten auf, die ersten Blumen nach langer Zeit, kleine Blüten, rosa und blau im zerfließenden Weichschnee. Wir gingen noch einen weiten Weg vom Ingolstädter Haus über den Hundstodsattel ins Wimbachgries. So ähnlich war diese Landschaft jener, die wir am Vortag durchwanderten. Und doch erschien sie uns nur wie eine Miniaturausgabe der größeren Hochfläche: die Weite, die Stille, die Wucht und die Größe einer urhaften Karstlandschaft haben wir nur im zentralen Steinernen Meer gefunden.

Anschrift der Verfasserin: Liselotte Buchenauer, Theodor-Körner-Straße 47 A-8010 Graz

30 Gipfel auf einen Streich

 Winterüberschreitung der Mannlwand am Hochkönig am 4./5. Januar 1964 durch Werner Schertle und Franz Rasp

FRANZ RASP

Mit einem eleganten Schlenzer nahm unsere schwungvolle Autofahrt noch vor dem Ziel ein ebenso schwungvolles Ende: kurz nach Mühlbach am Hochkönig blieben wir an einem Steilstück der schmalen Bergstraße hängen. Nichts geht mehr — aus. Einen Teil der Kraft, die wir wohldosiert auf dem Grat einzusetzen gedachten, verbrauchten wir bei den Bemühungen, den Wagen den Berg hinunter und an eine geeignete Ausweichstelle zu bringen.

"Dann packen wir's halt zu Fuß", meinten wir frohen Mutes. Doch das war leichter gesagt als getan, denn die Fahrstraße war auch für Zweibeiner verdammt eisig und mehr als einmal rutschten wir, verzweifelt nach Gleichgewicht rudernd, wieder ein Stück zurück. Das hielt natürlich auf und kostete Nerven — aber wir hatten ja Zeit. Meinten wir.

Mit drei Biwaks war bei den Ausmaßen dieser Gratüberschreitung schon zu rechnen, zumindest theoretisch, denn wir kannten die Tour noch nicht. Was nicht heißen soll, daß wir uns nicht entsprechend vorbereitet hätten: Der Literatur zufolge hatte 1926 Erwin Schneider an einem Tag den riesigen Grat von West nach Ost überschritten und 1936 war der mit dem Gebiet gut vertraute Hubert Peterka mit 8 Stunden reiner Kletterzeit in umgekehrter Richtung ausgekommen. Im Winter war die Überschreitung der Manndlwand schon vor dem Krieg versucht worden, doch blieben bis in die 60iger Jahre hinein die Seilschaften irgendwo auf der Strecke und wählten den leichten Abstieg durch eine der Rinnen, die von den Scharten nach Süden und Norden hinunterziehen.

Der Winter 1963/64 bot allerdings Voraussetzungen, wie sie besser kaum sein konnten. Außerdem forderte uns der Grat um so mehr heraus, je öfter wir im Winter vorbeikamen. Das war mehrmals der Fall, denn die Skiabfahrt vom Hochkönig hat den größten Höhenunterschied in den Ostalpen aufzuweisen und ist sehr beliebt.

Immer wieder blieben wir stehen und schauten hinauf zu der wilden Zackenreihe, die aus unerfindlichen Gründen "Mannlwand" heißt, obwohl sie keine Wand ist. Doch Wand hin und her, jedenfalls vereinbarten wir kurz vor Weihnachten die Tour für den Fall, daß sich die Verhältnisse nicht grundlegend änderten, was wir insgeheim befürchteten. Sie änderten sich nicht, also wurde es ernst.

Um unsere Form zu überprüfen, machten wir eine letzte Trainingstour — nicht miteinander, sondern jeder für sich in dem Gebiet, das ihm am meisten zusagte. Werner Schertle buchte mit seinem Freund die erste Winterbegehung des äußerst schwierigen direkten Untersberg-Südpfeilers für sich, selber durchstieg ich als erster Winter-Alleingänger den Kederbacherweg in der Watzmannostwand, vom Wandfuß bis zum Gipfel spurend.

Beide hatten wir ordentliche Zeiten erreicht und uns nicht verausgabt. So glaubten wir uns gerüstet für den großen Grat. Doch, wie eingangs erwähnt, schon bei der Anfahrt geschah die erste Fehlkalkulation, der Rest mußte zu Fuß zurückgelegt werden. Dadurch kamen wir erst gegen 10 Uhr vormittags an der bewirtschafteten Mitterfeldalm in 1670 m Höhe an, die am Südfuß der Mannlwand gelegen ist. Dort erwartete uns die zweite Überraschung: auf "unserem" Grat war bereits eine Seilschaft unterwegs, die schon ein Biwak hinter sich hatte.

Das hätten wir uns eigentlich denken können, schließlich haben auch noch andere Augen im Kopf! Trotzdem kriegte Werner einen Wutanfall darüber und wollte schnurstracks heimfahren. Dagegen war ich der Meinung, daß eine Vorarbeit nur nützlich sein könnte (ich bin schon genug im Schnee herumgekrochen!), und daß eine zweite Winterbegehung immer noch besser sei als gar keine.

Um zwölf Uhr mittags machten wir uns dann doch auf den Weg — hinauf, nicht hinunter. Anfangs hielten wir diszipliniert ein kräftesparendes Dauertempo nach dem Motto "immer langsam voran" ein, doch dann ließ sich der Auftrieb (oder die Wut?) immer weniger bremsen und bald hetzten wir mit hochroten



Der Mittelteil der Mannlwand mit dem großen Sattelkopf (ganz links) und den Törlwiesköpfen (ganz rechts); dazwischen die Gruppe der Gamsleiten-(links) und Schneeklammköpfe (rechts). Beliebte Kletterziele auch einzeln für sich.

Foto: E. Baumann

Köpfen durch Schneerinnen und über sonnenwarme Felsen bergauf, wie wenn es um eine Gehaltserhöhung ginge.

Die Spur der anderen hatten wir schon längst verlassen. Ab und zu sahen wir sie noch, sonst waren wir vollauf damit beschäftigt, mit jagenden Pulsen unseren eigenen 5-Minuten-Spurrhythmus einzuhalten.

Weit früher als angenommen standen wir auf dem östlichen Vierrinnenkopf. 2285 m waren wir hier hoch und zugleich am westlichen Eckpfeiler der Mannlwand, die von hier mit über 30 Gipfeln genau 5 km Luftlinie weit hinüberzieht zum Gipfel des Hochkönigs, dem höchsten Punkt der Berchtesgadener Alpen. Da stand uns also einiges bevor, doch in ein paar Tagen gedachten wir um einige Erfahrungen reicher zu sein.

In nahezu gleichem Tempo kletterten wir weiter. Das Seil hatten wir nicht angelegt, denn seilfrei zu gehen erschien uns vorteilhafter als schlampig zu sichern. Außerdem waren wir den auftretenden Schwierigkeiten (III—IV+) vollauf gewachsen. Kamen wir an eine Abseilstelle, hatte der Vordermann nur das Seil anzubringen, vom Zweiten das andere Seil zu übernehmen und abzufahren. Unten konnte er weiterklettern, spuren oder den Weg suchen, derweil sich der Hintermann um das Abseilseil kümmerte, um dann auf "gebahnten Wegen" nachzumarschieren.

Auf diese Art ging es dahin, daß es eine Freude war. Außerdem war es erträglich warm, so daß sich die schwierigeren Wandpartien ohne Handschuhe klettern ließen. Den Vereisungen an den Nordseiten war mit Zwölfzackern leicht beizukommen, vorausgesetzt, daß man das Steigeisengehen beherrschte. Auf einmal bemerkten wir in einem Gipfelbuch, daß wir den Biwakplatz der vor uns liegenden Seilschaft schon überklettert hatten, noch ehe die Sonne hinter dem Tauernkamm verschwand.

Im Halbdunkel stellte sich uns der große Schneeklammkopf in den Weg. Das war nun ein etwas größerer Brocken und nicht so einfach zu überrennen. Aber hinauf wollten wir unbedingt, schon wegen der Morgensonne, die uns herunten im Schatten wohl nie erreicht hätte.

Gesagt, getan. Eine reine Felswand stand vor uns, das war Werners Angelegenheit. Sein Rucksack blieb bei mir, machte aber dann beim Aufziehen solche Schwierigkeiten, daß der Ziehende ins Fluchen kam. Für die nächste Seillänge durch einen hundsgemein engen Riß benötigte Werner bereits die Stirnlampe. Da hinauf hätten wir den Rucksack nie ziehen können. Also packte ich ihn auf den meinen und erreichte gewissermaßen als Muli-Ersatz nach einigen Mühen den 2 518 m hohen Gipfel.

Wir stiegen ein paar Meter ab und richteten auf der Ostseite auf einem großen Klemmblock unser Biwak ein. Daß es ein Klemmblock war, hatten wir allerdings erst am nächsten Tag gemerkt, im Finstern hatten wir den Absatz für den Boden des Spalts gehalten, später aber doch daran gezweifelt, weil es gar so zog. Trotzdem waren wir mit dem Platz sehr zufrieden und uns einig, daß das nächste Biwak wohl kaum so günstig ausfallen werde. Am Morgen war der Himmel überzogen, der Höhenmesser jedoch gleichgeblieben. Trotzdem beschlossen wir, draufzuhauen, um möglichst keinen Abbruch wegen Schlechtwetter zu riskieren. Es ging gleich ungemütlich los: an den steifgefrorenen Seilen in eine Schlucht hinunter und drüben auf der schattigen Nordseite wieder hinauf. Bald waren wir wieder eingearbeitet und bemühten uns, keinen Turm zu übersehen. Vielleicht wäre dort ein Gipfelbuch, das über unsere Vorgänger berichtete.

Spuren sahen wir keine mehr, wir kletterten allerdings auch nicht genau nach Beschreibung, sondern dort, wo es am besten ging. Mit zunchmender Wegstrecke erlangten wir jedoch die Gewißheit, daß auch diese Seilschaft aufgegeben hatte. Vielleicht war nicht alles nach Wunsch gelaufen, vielleicht eine Verletzung eingetreten — die Verhältnisse waren bestimmt nicht schuld.

Jetzt atmeten wir natürlich auf und spürten die schweren 3-Tages-Rucksäcke kaum mehr. Wie die Maulwürfe wühlten wir uns durch Wächten und durch Schneckamine. Die auf die Rucksäcke gepackten Seile sahen aus wie gefrorene Feuerwehrschläuche, aber unter den eisverkrusteten Augenbrauen leuchtete aus den Augen des Freundes eine strahlende Begeisterung über den Weg, den wir zusammen gehen durften.

Bald kam wieder die Sonne durch und der Kamerad spürte als extremer Felskletterer die Dauerbelastung doch zusehends. Ein warmes Getränk vertrieb schnell alle Müdigkeit. Dies war wichtig, denn es galt, hellwach zu sein, wollte man nicht den "Fall eines Falles" riskieren.

Nach insgesamt 9 Stunden Kletterzeit (vom östlichen Vierrinnenkopf an gerechnet) standen wir an der Schranbachscharte. Die Schwierigkeiten waren zu Ende, unser Ziel nahe. Drüben auf dem Hochkönigweg stiegen Werners Frau und der Hüttenwirt auf und unsere Juchzer wurden freudig erwidert.

Gleichzeitig mit den beiden erreichten wir das Matrashaus auf dem Gipfel des Hochkönig. 2 941 m waren wir hier hoch und am Ende unserer Überschreitung.

Drinnen im Haus dauerte es geraume Zeit, bis sich unsere innere Spannung legte. Der Hüttenwirt und Werners Frau Christl waren um uns besorgt, und ein halber Liter Obstler rann aus der Flasche durch unsere ausgetrockneten Kehlen, ohne daß wir uns was dabei dachten.

Am Abend gingen wir noch einmal hinaus vor die Hütte. Es war eisig kalt und wir fröstelten trotz der Daunenbekleidung. Eigentlich sollten wir jetzt irgendwo mitten auf dem Grat sein, zumindest nach unseren ausgeklügelten Berechnungen. Aber der fast unwirklich erscheinende Sonnenuntergang gefiel uns auch in Hüttennähe. So bequem kann man werden!

Wenn wir mit den Skiern in der Nähe sind, schauen wir wieder hinauf zum großen Grat der Mannlwand. Er fasziniert uns noch immer. Damals wurde uns die 1. Winterüberschreitung durch die günstigen Verhältnisse fast geschenkt, aber hätten wir diese Chance nicht nützen sollen? Noch heute meint Werner bei seinen Lichtbildervorträgen, daß er noch nie so gejagt wurde, wie damals an der Mannlwand. "Aber schön war's doch", fügt er gleich an. Und das ist die Hauptsache.

Anschrift des Verfassers: Franz Rasp, 824 Maria Gern, Hartler 12.

Ernstes, Kurioses, Lustiges und Unheimliches

(gehört und gelesen bei den Namenerhebungen zu den Alpenvereinskarten "Steinernes Meer" und "Hagengebirge-Hochkönig")

FRANZ DOTTER

Bei der Erhebung der geographischen Namen einer Landschaft kommt man viel mit der einheimischen Bevölkerung in Kontakt. Da dieser gerade hier ein wirklich menschlicher – nicht nur der Kontakt eines Interviewers zu einer Gewährsperson – ist und sein soll, erfährt man im Lauf der Befragung auch einiges über die Menschen des Landes und ihre Geschichte.

Vieles, was man hörte, war aufzeichnenswert, nur weniges konnte wirklich schriftlich oder mit Hilfe des Tonbandgeräts fixiert werden. Beginnen wir, uns mit historischen Beschreibungen von Land und Leuten zu befassen: Am Ende des 18- Jahrhunderts waren Leute wie Hübner, Lürzer von Zehendthall, Vierthaler u. a.¹) bemüht, in ihren geographischstatistischen bzw. Reisebüchern einen Eindruck auch vom Leben der Bevölkerung zu übermitteln.

Sehen wir uns an, welcher Art diese Eindrücke waren:

Von den Leuten des Pongaus

Das Volk dieser Gegenden (das nämliche gilt beynahe von allen Pangauern) ist, dem rauhen Clima gemäß, sehr stark und insgemein gesund. Die meisten Menschen erreichen ein hohes Alter; die gewöhnliche Lebensdauer ist von 60–70 Jahren, wobey sie bis an ihr Ende einer ununterbrochenen Gesundheit genießen. Manche wissen nicht, was Schmerz ist. Die gewöhnlichsten Todesarten sind Wassersucht und der Schlag. An Auszehrung sterben sehr viele, und nicht weniger an Gliedersucht. Die meisten Kinder sterben an Pocken und Fraise.²) . . .

Die gemeinsten Heilungsmittel in Krankheiten, die man Wildniß, oder Dusl nennet, sind Branntwein, Theriak³), und verschiedene Ochle. Der Pfuscher, die man Doktors nen-

net, gibt es nun da eine Menge, und der Schinder ist Archiater⁴) für Vieh und Menschen zugleich. Urinbesehen, Aderlassen, Schröpfen und Baden sind die gewöhnlichen Wichtigkeiten dieser Scharlatane. Viele Bauern scheeren sich selbst den Bart, das man Baschtnaggn nennet*).

(Anmerkung zu *):) Auch hier gab's noch vor wenigen Jahren Landbader, welche sich des Bartes nach dreyfacher Methode zu bemeistern verstanden – über den Löffel, über den Daumen, oder damit, daß sie den Kopf durch ihren Arm steckten.

Uebrigens sind die Bewohner dieser Gegend von Statur klein und unansehnlich, welches zum Theile daher kommt, weil die Kinder zu frühe zu sehr beschwerlichen Arbeiten angehalten, und, wie man es hier selbst nennet. übermännt werden. Man sieht hier viele Blödsinnige, oder sogenannte Unrefierige, und Lappen, woran vielfältig die gewöhnliche Ueberfütterung der Kinder mit Ursache sevn mag. Auch die Kröpfe sind hier zu Hause, wie in den Gebirgsländern überhaupt: . . . Die Kinder werden durch eine Art englischer Krankheit (Rachitis) in ihrer zartesten Jugend Krüppel, sehr großköpfig, und am übrigen Leibe sehr mißgestaltet, wovon man den Grund in dem sehr seifenartigen, und häufig mit Kalk geschwängerten Trinkwasser zu finden glaubt. Man pflegt sie daher nicht selten anderswohin bis zu einem reiferen Alter in die Pflege zu geben... Unter den hiesigen Landleuten ist übrigens die Bemerkung allgemein, daß die Bewohner der abgelegenen rauheren Seitenthäler rüstiger, schöner, und bes-

¹⁾ Hübner, Lorenz: Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik. 3 Bde. Salzburg 1796. [Lürzer von Zehendthall, Cajetan]: Historischtopographisch- und ökonomische Beschreibung des salzburgischen Pfleggerichtes Liechtenberg. Salzburg: Oberer 1802.

Vierthaler, Franz Michael: Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Osterreich.

²⁾ fiebrige Kinderkrankheit

⁸⁾ Arznei; vgl. Schmeller 1, Sp. 639

^{*)} mir unbekanntes Wort (weder im Grimmschen Wörterbuch, noch bei Schmeller zu finden), evtl. Verschreibung für "Archivater"?

ser gebaut sind, als die in tiefen Thälern, oder nahe an Märkten und in den Dörfern wohnenden, wovon vielleicht der Grund in der reineren Luft, in der einfacheren Lebensart, und größeren Frugalität der Nahrung liegt.

Der moralische Charakter dieses Volkes hat nicht viel auffallende Eigenheit. Seit der großen Auswanderung⁵) haben sich hier Lungauer, Pinzgauer, auch wohl viele Flachländer angesiedelt, woraus eine gewisse Mischung des Charakters entstanden ist. Die im Erzstifte herrschende katholische Religion ist hier allgemein, ungeachtet die evangelische schon einst hier und da Eingang gefunden hatte. Grobe Verbrechen gegen Sittlichkeit sind selten: Mord und Diebstahl im höchsten Abscheue. Gewisse kleine Entwendungen aus Muthwillen werden hier für keinen Diebstahl gehalten; man nennt dieses Dickthoan (Dickthun)⁶)....

Der Hang zur Wilddieberey ist in einigen Gegenden zur Leidenschaft geworden. Auf eheliche Treue wird strenge gehalten: Verachtung ist das gewöhnliche Los dieser Ausschweifungen. Bey jungen Mädchen sind aber Liebhaber, und auch nächtliche Besuche nichts Ungewöhnliches Den Geschwächten, selbst den mehrfälligen?), wird die Achtung doch nicht entzogen, weßhalb auch Kindermord hier für ein erschreckliches Verbrechen gehalten wird, das in hundert Jahren kaum ein Mahl verübet wird. Auf einer Seite sind Frömmigkeit und Religiosität bis zum Aberglauben, auf der anderen Arbeitsamkeit, Häuslichkeit, und Gutheit Grundzüge dieses Volkes: es ist gefälliger, als das flachländische Bauernvolk: aber weniger gastfrey, artig, zuvorkommend, munter, und so zu sagen, ungesitteter, als der Pinzgauer, hier spottweise der Pinzgauer Fopper genannt, dem der Pangauer Schlafrockgemächlichkeit aus Neide wegen seiner glücklicheren Verhältnisse vorwirft, und etwas gram ist. Gegen Fremde ist er ctwas zurückhaltend, scheuet alles, was vornehm ist, und hasset Zwang und Neuerung leidenschaftlich. Hingegen liebt er seinen väterlichen Boden, und wandert nicht gerne, obgleich weniger selten, als der Pinzgauer, aus. Die Kost ist schlechter, und nicht so fett, wie im Pinzgau; doch ist das Schmalz allgemeines Bedürfnis. Ueberhaupt klingt es sonderbar, wenn sich der Bauer beklagt, daß er

sein Haus oder seinen Stall nicht bauen könne, weil er kein Schmalz habe. Die Schmalzkost ist die geschätzteste; man pflegt hier zu sagen: "Butter in Rahm eingebrockt, und Speck zugebissen sey das fetteste Essen." Sonst ist der hiesige Landmann weder Zecher, noch Fresser; die Gasthöfe werden wenig besucht, und das meiste Getränke ist dann Bier und Branntwein, welcher letztere ein Lieblingsgetränke des Bauers ist, womit beynahe ein jeder sich versieht: er wird aus verschiedenen Beeren, ja auch manchmal im Verborgenen aus Haber und Korn gebrannt. Im ganzen Pfleggerichte zählt man 217 Bewilligungen Branntwein zu brennen. Der Meth ist das Lieblingsgetränk des weiblichen Geschlechtes. Gegenseitige nachbarliche Unterstützungen findet man zwar auch hier, doch weniger als im Pinzgau und in der Gastein. Das Händereichen in der Kirche und sonst von der Ferne vertritt die Stelle des traulichen Grußes.

Von den Leuten des Pinzgaus

Der Schlag von Menschen, welche das von der Natur so sehr gesegnete Pinzgau bewohnen, ist im Durchschnitte wohlgestaltet, mehr schlank, als eingeschrumpft, und mehr als mittelmäßig groß. Man zählt beyde Geschlechter, besonders das weibliche, unter die am schönsten gebildeten der erzstiftischen Landleute. Das weibliche Geschlecht hält sehr viel auf schöne lange Haare, welche es in 2 Zöpfe eingeflochten, und in einen Bund gewunden trägt, und hat größten Theils blendend weiße Zähne. Besonders schöne Mädchen trifft man in den entferntesten Seitenthälern an. Die meisten sind mit zarter Haut, weißer Gesichtsfarbe, und mit vollem Busen ausgestattet, wofür sie mit einer Art von Stolze besorgt sind.... Sie sind übrigens mit Mannsstärke begabt.

⁵⁾ Die – vom Erzbischof erzwungene – sogen. "große" Emigration der Protestanten in den Jahren 1731–33, hauptsächlich nach Ostpreußen, z. T. nach Holland und Amerika.

⁶⁾ einen "Duck tun" oder (aus dem Plural) "Dück tun", vgl. Schmeller, 1, Sp. 489 f.

⁷⁾ den kränkeren

⁸⁾ Hübner, S. 381-385

^{*)} ebenda, S. 673 f.

Nachdem im Jahre 1731 bev 16 000 Salzburgische Gebirgsleute, welche sich erklärten, Lutherische Glaubensgenossen zu seyn, in die königl. Preusischen Lande ausgewandert sind; dann von dort aus ein königlicher Gesandter Freyherr von Ploto nach Salzburg, um die Anliegenheiten und Geldforderungen dieser Auswanderer zu besorgen, abgeordnet wurde: besassen die wenigsten schriftliche Zeugnisse von lenen, denen sie ihre Güter oder andere Sachen verkauft, geliehen oder zur Aufsicht anvertraut hatten. Sie beriefen sich nur auf das Wissen der letzteren oder ihrer hinterlassenen Nachbarn, Freunde oder Gevatter, und setzten also durch solche vermeinte einfältige Vertraulichkeit den Hrn. Gesandten in große Verlegenheit. Da aber allda fast alle Schuldanforderungen richtig zu seyn anerkannt wurden, entzückte dieses den Hrn. Gesandten so sehr, daß er öfters meldete, daß er die Salzburgischen Gebirgsleut achte, das edelste, redlichste und rechtschaffenste Volk des Erdenkreises zu sevn.

Und eben diesen Ruhm altdeutscher Redlichkeit kann man auch vorzüglich den Salfeldnischen Bauersleuten in Betreff der einmal versprochenen Zahlungen nicht absprechen....

Es sind also dieserseits die Bewohner von Salfelden überhaupt ehrliche, verträgliche und christlich denkende Leute, ihren Versprechen oder bedungenen Zahlungsfristen getreuer, als die von Lofer; eingezogener und sittsamer, als die vom obern Pinzgau, und sollen auch arbeitsamer, thätiger und hellerdenkend seyn: endlich ihre Wirthschaft, ihr Melkvieh und dessen Erzeugnisse beßer zu benützen wissen, als die benachbarten Landwirthe von Berchtolsgaden. Die Salfeldner haben ferner viel Anlage zu einem natürlichen Witze und guter Beurteilungskraft, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Anlagen der Jugend auch in den vorigen Jahren durch Lehrer und Aeltern besser wären ausgebildet und von alten Vorurtheilen entbunden worden. Es ist demnach mehr einer versäumten Ausbildung und zu steifen Anhänglichkeit an das Alte, als einer Blödigkeit der Vernunft zuzurechnen, wenn

a. der mehrere Theil der gemeinen Volksklasse Nebensachen von den Hauptsachen der Religion nicht unterscheiden, und vielfach Andächteley einer wahren Andacht oder Gottesverehrung vorziehen will; und wenn also z. B. viele glauben, daß sie durch ein langes Herumirren nach weit entfernten Wallfahrtsorten, oder durch Beywohnen und Opfergehen unter einem oft fast mörderischen Volksgedränge am Georgentage in der Palfenkapelle¹⁰) oder am Stephanstage in der Pfarrkirchengruft von Gott mehr erbitten können, als vor dem allerheiligsten Altarssacramente ihrer Pfarrkirche; wenn man

b. glaubt, daß die Verehrung eines Heiligen vorzüglich im Feyern, oder vielmehr Müßiggehen bestehe, und daß man schon dadurch an den Tagen des heiligen Georgs, Heinrichs, dann Johannes und Pauls beynahe erzwingen könne, daß der erste Heilige das Vieh wider Krankheiten bewahren, der zweyte die dem Getreide schädlichen Engerlingwürmer vertilgen, und die letzteren Schauerwetter vertreiben müssen: und wenn man

c. über die geringste offene Feldarbeit an einem von der katholischen Kirche aus wichtigen Gründen aufgehobenen Feyertage Gewissensangst empfindet, dagegen ganz schuldlos seyn will, wenn wirklich gebothene heilige Sonntage oder Fevertage mit Trinken. lärmenden Spielen, Unordnungen oder sogenannten Perchtenlaufen entheiliget werden. Die Dienstleute sind, wie die mehreren übrigen Bewohner des Gebirgs wirklich Veruntreuungen oder Entfremdungen seltner ergeben: sie sind arbeitsam, und eben ihr Bestreben, viel für einen Tag zu arbeiten, oder vielmehr sich in Kurzem von einer Arbeit zu entledigen, veranläßt, daß solche öfters übereilet, und so nicht mit Genauigkeit vollendet

Gleichwie sie an gemeinen Arbeitstagen von den ersten bis in die letzten Tagesstunden, dann bey Feldarbeiten des Sommers von 4 Uhr frühe bis gegen 8 Abends sich mit Arbeiten beschäftigen: so sind sie auch vorzügliche Liebhaber einer guten schmalzreichen Tischkost, und sehr eifrig, aufgehobene und noch mehrere angenommene Feyertage mit Nichtsthun zu feyern.

Man muß sie mit viermaligem Essen sorgfältig versehen, als

1 tens in den Arbeitstagen um 6 Uhr frühe mit einem Milchkoch, dann mit einem schmalzreichen Muß oder Gschmaden.

¹⁰⁾ das ist die Kapelle der Einsiedelei "am Balfen" nördlich Saalfelden.

2tens gegen 10 Uhr Mittags mit einem Zugemüse, einer Milch- oder einer andern Mehlspeise, dann im Sommer mit einer Schmalzspeise.

3tens gegen 3 Uhr nach Mittag mit einem Salat oder sauern Kraut und sowohl im Winter als im Sommer mit täglichen im Schmalz gebackenen Krapfen von Kornmehl, welche im Winter mit süßen Schotten gefüllt werden, dann

4tens auf den Abend nach der Arbeit mit einer abgerähmten süßen, im Sommer aber mit einer sauern oder Paismilch, und diese wird auch jederzeit bey den vorigen drey Mahlzeiten am Ende aufgetischet, und mit eingelegtem schwarzem Tischbrod gesättiget. Bey stärkern Feld- und Sommerarbeiten ist zu Mittag der Tisch abwechselnd mit fetten Schmalzspeisen zu besetzen, als mit Muße, in Butter gedämpsten Fleischknödeln, und in Schmalz gebackenen Germkrapfen, Strauben oder Brodkücheln von Weizenmehl, und dergleichen.

Es wird in diesem Gerichte die Tischkost immer ausgesuchter und kostbarer, als in andern Gerichten und so steigen auch die Löhnungen im Gelde.

Die vorzüglichste Ursache davon liegt in dem allgemeinen Abgange an zureichenden Arbeitsleuten, und dieser ist eine Folge des abnehmenden Bevölkerungsstandes, welchen in unserm Lande die nachfolgenden Umstände beynahe alle Jahre vermindern; als

1tens ein zu großer Umfang der Landgüter und Zulehen, welche nur ein verehelichter Bauersmann besitzet;

2tens die zu vielen der Arbeit entzogenen Feyertage

3tens der sich vermindernde Arbeitsfleiß, dann

4tens der Mangel eines zureichenden Nahrungszweiges für mittellose verehelichte Leute....

..., so müssen Landwirthe und Handwerker, um das in so vielen [124 Feier-] Tagen Versäumte wieder durch Nacharbeit hereinzubringen, eine größere Anzahl der Dienstleute unterhalten, und diesen um die brauchbarsten an sich zu ziehen gegeneinander in die Wette eifernd, die Tischkost und Löhnungen immer verbessern. Wie nebstbey

3tens die dermalige Vertheuerung aller Feilschaften die Einkünfte der Gewerbs- Handwerks- und Bauersleute vermehret, so erlauben sich viele von diesen mehrere Bequemlichkeiten. Sie bemühen sich nicht mehr so sehr, durch eigenes anhaltendes Mitarbeiten und Anführen, welches oft mehr, als das Mithelfen 2 anderer Arbeiter wirket, die Thätigkeit der andern zu beleben, und strengen auch ihre heranwachsenden Kinder weniger zu stärkeren Arbeiten an.

Wie also diese mehr Dienstleute, als ihre arbeitsamen Vorfahrer anstellen müssen, so vergrößert auch dieses den Abgang an Arbeitern um so mehr, da überdieß

4tens arbeitsame und zugleich mittellose Leute zu viele Hindernisse gegen sich haben, sich verehelichen, und also zu einer gesetzmäßigen nützlichen Bevölkerung mitwirken zu können; denn es ist das dießortige gemeine Volk weniger gewohnt sich mit einer magern Tischkost zu behelfen und kann sich dagegen ein gewohntes besseres Auskommen für sich und Kinder, um so schwerer verdienen, jemehr dermal die Preise aller Lebensbedürfnisse vertheuert werden, und jemehr die Anzahl der zur Arbeit nöthigen Tage vermindert wird. Da überdieß der letzte unglückliche Krieg, der so viele Schlachtopfer verschlang, auch manchen Jüngling aus diesen sonst stillen und friedlichen Thälern dem Pfluge entrieß, und die immer verheerender werdende Kindspockenseuche eine ungemein große Anzahl von Kindern und auch Erwachsene wegraffte, so drohet dieser Mangel an arbeitsamen Händen in den folgenden Jahren noch weit größer, und fühlbarer als er es bisher war, 11) zu werden.

Zur Sagenweit

Sagen sind heute schon musealer Bestandteil des Erzählungsschatzes der Einheimischen, das Gleiche gilt auch für Gespenster- und andere Geschichten; sie alle haben, bedingt durch die moderne, aufgeklärte Zeit, keinen Platz mehr in Leben und Erleben der Menschen, sondern werden höchstens noch bei einigen wenigen Anlässen erzählt – oft auch distanziert und kritisch betrachtet –, ohne daß Neues hinzukäme.

Es ist unmöglich, die Sagenwelt unseres Gebiets hier vollständig wiederzugeben und

¹¹⁾ Lürzer von Zehendthall, S. 43-49

auch überflüssig, da es sehr gute Sammlungen gibt; verwiesen sei auf drei Bücher, in denen z. T. weitere Literatur angegeben ist:

Salzburger Volkssagen hrsg. u. bearb. v. R. v. Freisauff, Wien/Pest/Leipzig: Hartleben 1880 Pinzgauer Sagen. gesammelt v. Karl. O. Wagner. Wien: Osterreichischer Bundesverlag 1925

Brettenthaler, Josef/Laireiter, Matthias: Das Salzburger Sagenbuch. Salzburg: Salzburger Druckerei (1962)

Ich will mich hier auf einige Sagen beschränken, die mit der Namengebung in Beziehung stehen:

Blühnbach

Die in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts verfaßte Lebensbeschreibung des hl. Hartwig, Erzbischofs von Salzburg (991–1023), erzählt unter seinen Wundern, daß er einmal am Tage des hl. Andreas (30. November) zur Weihe einer Kirche auszog und einen Wald durchschritt. Da pflückte er von einem Baume einen dürren Ast, der bald, nachdem er ihn in die Hand genommen, Blüten trieb.... Und wenn auch die Chronik selbst den Ort, wo das geschehen, nicht nennt, so hat doch schon im 15. Jahrhundert ein Leser der Handschrift am Rande dem allgemeinen Volksglauben Ausdruck verliehen und das Geschehnis nach "Pluepach" verlegt.")...

*) Franz Dückher von Haslau hat dieser Sage durch seine 1666 erschienene Chronica die weiteste Verbreitung gegeben. S. 74: "hat viel Wunderwerk getan..., unter welchen nicht das wenigste ist, daß er einsmahls im kalten Winter in Pliempach reiset, hat er ein Aestel von einem Baum abgebrochen, welches gar bald wie die Ruthen Aarons in seiner Hand angefangen zu grünen, Blätter und Blüte zu treiben, dahere dasselbige Thal den Namen bekommen Pliempach."

Das Kuchler Loch

Am östlichen Ufer des Königssees, zunächst dem Königsbache, wird man bei minderem Wasserstande an dem jäh aufsteigenden Felsen eine flache Aushöhlung gewahr, welche vom Volke das Kuchler- oder Gollingerloch genannt wird. Wirst man daselbst Sägespäne hinein, so kommen dieselben im Gollingeroder Schwarzenbach-Wasserfalle wieder zum Vorscheine; denn der See steht nach dem

Volksglauben mit dem genannten Wasserfalle durch Gänge und Oefen, durch unterirdische Klüfte in Verbindung. In diese finsteren Höhlen bringt der Wassergeist alle Seelen von im See Ertrunkenen und stürzt über jede derselben einen färbigen Thontopf. Gelänge es einem Sterblichen, die Töpfe umzustürzen, würden die sämmtlichen Seelen der Verunglückten vor Freude in die Höhe hüpfen, denn sie wären erlöst und könnten zur ewigen Ruhe eingehen.

Melkerloch und Teufelslöcher

Hoch oben in einer Kante der Mandelwand oder der kleinen Wetterwand . . . sieht man gleichfalls ein Melkerloch. Durch dieses riß der Teufel einst einen übermütigen Melker, den er sich von der "Kaserstatt" weg, wo seine Almhütte gestanden war, geholt hatte, und flog mit ihm durch die Lüfte. Senner und Sennerinnen bekreuzen sich, wenn sie das Loch erblicken und beten rasch ein Vaterunser, damit ihnen der Böse nichts anhaben kann.

(Variante)

Auf manchen Bergen des Pongaues, so etwa am Hochkönig aber auch bei Schwarzach sind auf den Bergschneiden und Graten kurze Durchgangshöhlen zu sehen, durch die das Blau des Himmels guckt....

Einst hauste auf einer Alm ein Senner, der solche Mengen an Milch und Butter hatte, daß er die Gottesgabe liederlich verkommen ließ. Da erschien eines Tages der geschwänzte Gottseibeiuns, um mit dem Frevler abzurechnen.

Der Senner winselte und slehte um sein Leben und seine arme Seele, und weil er gar so beweglich bat, so ließ ihm der Teufel die Wahl, er werde ihn entweder über 9 Berge schmeißen oder durch 9 Wände reißen. Der

¹²) Das Buch: Kittel, Erika: Höhlensagen in den Alpen. Linz: Trauner (1970) bringt weniger Sagenüberlieferung als vielmehr selbst gestaltete oder erfundene Geschichten zu verschiedenen Höhlen.

^{13) [}Mudrich, A./Martin, Franz (?)]: Blühnbach und die Baugeschichte des Jagdschlosses/Die Jagd in Blühnbach. o. O. o. J., S. 2.

¹⁴⁾ Freisauff, S. 354

¹⁵⁾ Freisauff, S. 362

schlaue Senner überlegte nicht lange und wählte das letztere. Der Teufel ergriff ihn beim Schopf und fuhr mit ihm durch 9 Wände, so daß im Pongau 9 Teufelslöcher entstanden sind.

Da der Teufel bei diesem Flug aber vorausfahren mußte, war er alsbald so zerschunden und zerschlagen, daß er sich nie mehr in der Gegend blicken ließ. Der Senner kam zwar übel zerzaust zur Erde zurück, doch seine Schlauheit hatte ihm das Leben gerettet. 18)

Der Scheuckofen

Hoch oben am Hagengebirge über der "Steinwändalm" findet sich eine Höhle, der Scheuckofen genannt, welche einst das Volk weit umher mit Schrecknissen und Hoffnungen erfüllte. Man glaubte nämlich allgemein, daß in der Höhle ein Berggeist einen großen Schatz bewache. Feurige Hunde stünden ihm zur Seite, welche jenen Unberufenen und Frevler zutückscheuen. Nach Anderen sah man vor dem Eingange öfter eine weiß gekleidete Jungfrau dem Wanderer winken; folgte er ihr, so mußte er unfehlbar zu Grunde gehen.

Die Sage von den vielen Schätzen zog so viele Goldsucher an, daß sich die fürsterzbischöfliche Regierung im Jahre 1650 endlich veranlaßt sah, den Pflegern Bericht darüber abzuverlangen, wie viele und welche Menschen den Scheukofen besuchen, warum und mit welchem Erfolge. Der Bericht lautete: "Ganze Schaaren von In- und Ausländern kommen heimlich und öffentlich in die Höhle. Sie bringen eine schot[t]enähnliche weiße Materie heraus, die sie Nix¹⁷ nennen und das Pfund zu vier Kreuzer an die Apotheker verkaufen."

Vor etwa 50 Jahren [1791] sei der alte Bergmann Georg Krax mit Licht und einem vom Knäuel gewundenen Faden hinein geschloffen, darin Erz zu suchen; aber erschreckt umgekehrt, als er auf 2 Todtenköpfe stieß. — Um ca. 1750 ging ein junger Metzger von Werfen in die Höhle und kam nicht mehr heraus.

Sein treuer Hund blieb bei einem Kleidungsstück seines Herrn vor der Höhle und verendete vor Leid und Hunger daselbst. ¹⁹)

Die Teufelskirch

Auf dem Wege von der Mitterfeldalpe zur Thorsäule und Uebergossenen Alpe ist ein tief abwärts gehender Schlund mit kirchenthürähnlichem Eingange sichtbar. Das Volk erzählt, der Teufel habe einstmals sich als Mönch verkleidet und eines Senners Auge geblendet, so daß er den Teufel nicht kannte und den Höhleneingang wirklich für eine Kirchenthüre ansah, hineinging und nicht mehr an die Oberwelt zurückkam.

Die Teufelsmühle

Ein Jäger spähte am Funtensee nach Murmelthieren, deren es dort noch heute giebt; da hörte er jenseits des Sees die Teufelsmühle, welche goldene Thaler mahlt, und sah gleich darauf einen solchen vor sich im Sande liegen. Der Jäger, ein gar frommer Mann, nimmt zwar den Thaler mit, taucht ihn aber zur Vorsicht in der Kirche zu Berchtesgaden in geweihtes Wasser. Und siehe da — aus dem Thaler wurde ein Stein der gewöhnlichsten Art.

(Variante) Vor vielen Jahren lebte ein Jägersmann, der stets brav und gottesfürchtig gewesen. Da traf er auf seinem Pürschgange am Funtensee auf eine Felswand, an deren Fuße er ein ganzes Häufchen schöner blanker Silberthaler fand. Hierüber höchlich erstaunt. wußte er nicht, was er machen sollte. Sollte er das schöne blanke Geld liegen lassen oder mitnehmen? Eine innere Stimme sagte ihm wohl, er möge es lassen, wo es sei; allein die Lockung war zu groß. Er war arm, glaubte auf so leichte Weise nicht so bald wieder zu so viel Geld zu kommen, und nahm, was seine Säcke fassen konnten, ja sogar den Hut füllte er sich voll, bis endlich nicht ein Thaler mehr dalag.

¹⁶⁾ Brettenthaler, S. 234

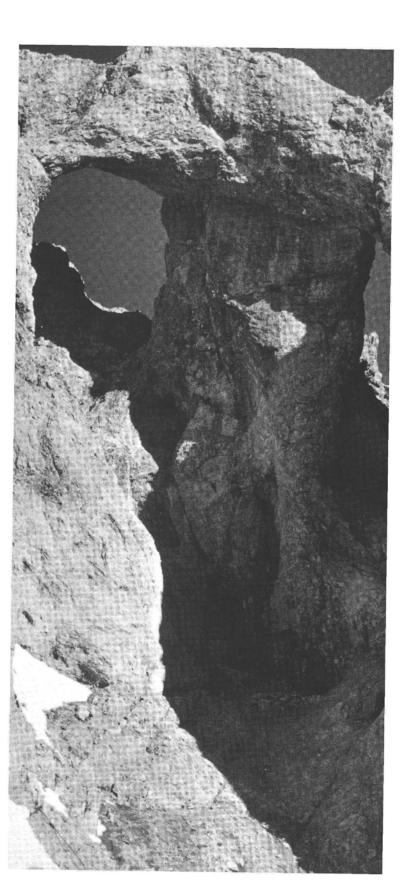
¹⁷⁾ eine Erdart, die ähnlich wie essigsaure Tonerde wirkt

¹⁸⁾ Freisauff, S. 578

¹⁹⁾ Dürlinger

²⁰⁾ Freisauff, S. 540

[&]quot;Senner und Sennerinnen bekreuzen sich, wenn sie das Loch erblicken und beten rasch ein Vaterunser, damit ihnen der Böse nichts anhaben kann." — Die Teufelslöcher am Hochkönig. Foto: E. Baumann



Er hing die Jägerei nun an den Nagel und lebte in Saus und Braus; mit seiner früheren Frömmigkeit war's bald aus, aber auch das Geld ging zur Neige; es ruhte eben kein Segen auf demselben.

Da machte er sich eines Tages wieder auf zum Funtensee, um Geld zu suchen, denn ohne dieses konnte er nun nicht mehr leben. Er fand auch richtig die Felswand, aber blanke Thaler lagen keine mehr da.

Wie er nun so mißmuthig dastand, sah er plötzlich ein kleines Männchen vor sich, dessen Anblick ihm unwillkürlich Schauder erregte. Bald wußte er auch, mit wem er es zu thun hatte; aber er floh nicht. Die Sucht nach Geld überwog jedwedes Bedenken und seine Seele war bald nicht mehr sein eigen, er hatte sich dem Teufel verschrieben.

Nun fing es von der Felswand herab Steine zu rieseln an, die, auf den Boden gekommen, sich sofort in Silberthaler verwandelten; dabei hallte es in den Bergen wider, als klappere eine Mühle.

Wieder nahm der Jäger, so viel er tragen konnte, und begann auf's Neue sein Sündenleben.

Doch nicht lange trieb er es mehr. Eines Tages fanden ihn Holzknechte an der Felswand am Funtensee furchtbar verstümmelt und fast ganz überschüttet von den beständig herabkollernden Steinen.

Das Herabrieseln der Steine hörte aber seit jener Zeit nicht mehr auf; der Widerhall des dadurch entstehenden Geräusches gleicht fast dem Klappern einer Mühle, weshalb die Leute sagen, am Funtensee mahle der Teufel Steine zu Mehl, um Silberthaler daraus zu machen und Jäger damit zu fangen.

Die Übergossene Alm

Im Hintergrunde des Imlau- und Höllthales erblickt man eine mit ewigem Schnee bedeckte Hochfläche von ein und drei Viertelstunden Länge und drei Viertelstunden Breite; sie bildet die Scheidewand zwischen Werfen und der Pinzgauer Urslau und wird die "übergossene Alm" genannt. Vor Zeiten standen hier in mitten freundlichem Waldesgrün, umgeben von grasreichen Wiesen, freundliche Sennhütten, in welche gar schöne und reiche "Dirndln" als Sennerinnen hausten. Wiewohl von ihren Eltern in Gottesfurcht erzogen, arteten sie hier oben, wo sie sich so ganz allein überlassen



waren, aus und verfielen in Sünden aller Art. Sie verübten bald mancherlei Frevel und führten ein wahres Leben der Schande. Den Kühen hingen sie silberne Glocken um den Hals, den Stieren vergoldeten sie die Hörner, ließen den Wein fässerweise aus Salzburg bringen und bewirtheten damit lustige Jägerburschen, mit welchen sie den ganzen Tag über tanzten und sangen. An's Beten hatten sie längst vergessen, dagegen thaten sie Alles, was sündhaft war: pflasterten den Weg zu ihren Hütten mit Käslaiben, füllten die Lükken mit Butter aus, damit der Teufel mit seinen Brüderln etwas zu fressen hätte, wenn sie des Nachts kämen; ein andermal badeten sie sich in Milch oder formten aus Butter Kugeln, mit welchen sie sich scherzend bewarfen, mit einem Worte, sie würdigten die Gottesgaben auf jede mögliche Weise herab.



"...da wälzte sich's von den Teifelshörnern her in dunklem, unheimlichem Gewoge und ein furchtbarer Sturm erhob sich, daß den Sünderinnen angst und bange wurde... Große Schneemassen stürzten vom Himmel und begruben die Frevlerinnen sammt ihren Hütten für ewige Zeiten". — Teufelshörner und Hochkönig von der Gotzenalm.

Foto: E. Baumann

Da kam eines Tages ein Wanderer auf die Alpe, der vor Müdigkeit und Erschlaffung kaum noch so viel Kraft hatte, sich bis zur nächsten Alphütte zu schleppen und daselbst um Nachtherberge zu flehen. Statt nun des alten Mannes Bitte zu erfüllen, wiesen sie den Armen mit den Worten ab: "Der Teufel mag Dir Herberge geben, wir bedürfen keines so ungebetenen Gastes!" Nochmals wiederholte jener sein Flehen, doch vergeblich.

Jetzt war das Maß der Sünde voll und den Frevlerinnen hatte das letzte Stündlein geschlagen. Kaum hatte sich der Wanderer entfernt, da wälzte sich's von den Teifelshörnern her in dunklem, unheimlichem Gewoge und ein furchtbarer Sturm erhob sich, daß den Sünderinnen angst und bange wurde. Ihre Lippen versuchten zu beten, aber umsonst. Gottes Strafgericht brach herein. Große Schneemassen stürzten vom Himmel und begruben die Frevlerinnen sammt ihren Hütten für ewige Zeiten.

In wilden Sturmnächten aber sind die armen Seelen der Verfluchten aus dem Eis zu hören, wie sie weinen und klagen. Es ist nicht ratsam, an Sturmtagen auf das Eisfeld zu steigen, und so mancher hat dieses Vorhaben schon mit dem Leben bezahlt.

²¹⁾ Freisauff, S. 516-518

²²⁾ Freisauff, S. 317 f.

²³⁾ Brettenthaler, S. 219

Eisengrieß und Zweierstein

Am Bühelgebirge im Hinterthal erhebt sich eine rothe Wand, das "Riesengrieß" [Eisengrieß], in welcher eine Kanne von Gold überfließt. Gesehen wurde sie schon von Manchem, allein weiter brachte es Keiner.

(Variante; alter Botenwirt in Hintertal) Im Eisengrieß war einstmals ein Goldbrünnl. Einige Jahre hindurch kam dort immer ein Mannl hin — ein Italiener —, der sich dann in der Käferlochhütte (der alten Untermueßbachalm) einquartierte. Eines Tages sagte er dort zur Sennin, er sei jetzt reich genug, daher werde er gehen und nicht mehr wiederkommen. Wenn die Sennin wolle, so würde er ihr das Brünnl gerne zeigen. Diese mußte aber gerade arbeiten und hatte keine Zeit. Seither ist nun das Brünnl verloren.

Im Bühelmahd findet man noch deutliche Spuren eines ziemlich breiten "Heidenweges", der zu einem Heidenschlosse über dem Mahde führte. Ueber der Untermußbachalm liegt der "Zweierstein", so genannt, weil unter ihm ein Kessel voll mit halben Kreuzern verborgen sein soll.

Den Kessel kann aber nur derjenige bekommen, der den Stein von Hand aus wegzuwälzen vermag. (alter Botenwirt)

Hier seien noch zwei Begebenheiten erzählt, die zur Benennung zweier Ortlichkeiten im Blühnbachtal führten (nach der Schilderung von Eduard Lonski, Oberförster i. R., Tenneck):

Die Kapuzinerangst (Mannlumdrah)

(Diese Stelle liegt auf dem Steig von Schloß Blühnbach durchs Hundskar in den Tiefenbach und nach Schönbichl). Vor dem ersten Weltkrieg hatten die Werfener Kapuziner das Recht, die ganze Werfener Gegend bis Golling hinaus von Haus zu Haus, ebenso auch die Almen des Hagengebirgs, abzugehen und um Spenden zu bitten; auf den Almen bekamen sie Butter und Käse.

Einer dieser Kapuziner — wohl schon ein älterer Mann — und sein Träger bekamen an der jetzt so genannten — etwas ausgesetzten — Stelle einen großen Schreck und getrauten sich nicht mehr weiter, sie drehten um und gingen ins Tal zurück.

Der Mannlgraben

(der frühere Hinteralblegggraben, vom Alblegg [Eibi'egg] nach Norden ins Blühnbachtal herunter)

Es war in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als der Oberjäger einem Jagdgehilfen schon dienstfrei gegeben hatte, damit dieser mit seinem Dirndl auf eine Hochzeit nach Pfarrwerfen gehen könne. Im letzten Moment aber hört der Oberjäger einen Schuß im Tal: das muß ein Wilderer sein. Er sagt zu seinem Gehilfen: "Du, mein Lieber, ich kann dir doch nicht frei geben, du mußt hinaufschauen, was da im Eibl'egg los ist." (früher stand ja eine Jagdhütte dort oben).

Jetzt hat der Gehilfe natürlich einen Mordszorn, das Treffen mit seinem Dirndl ist schon ausgemacht, von Verständigungsmöglichkeit - zu dieser Zeit - keine Rede. Voller Wut nimmt er sich vor: "Wenn ich den Hund erwische, dem blüht was!" Bald darauf hört er wieder einen Schuß in der gleichen Gegend und geht eilig in die Richtung. Als er vom oberen Graben aus hinunter schaut, sieht er auch schon den Wilderer, wie er einen Gams aufbricht, den er gerade geschossen hat; sein Gewehr lehnt neben ihm an einem Stein. Der Jagdgehilfe schreit den Mann an: "Keine Bewegung, gleich komm ich hinunter!" Da sieht er, wie der Wilderer eine Bewegung auf sein Gewehr zu macht und es fassen will. Eine ungeheure Wut hat er ja schon, so schießt er hinunter und trifft den Mann, wie's der Teufel haben will, tödlich. Von dem Namen des Toten: "s' Mannl" bekam dann der Graben seinen neuen Namen.

Nun zu ein paar Sagen bzw. Erzählungen, die meines Wissens noch nirgends schriftlich aufgezeichnet sind:

Die Arche am Göll

Blickt man von den Jochjagdhütten im Bluntautal auf den Göll, so sieht man einen Ein-

²⁴⁾ Freisauff, S. 556

²⁵⁾ ebenda, S. 556. Der "Zwoiastoa" liegt am Wanderweg von Hintertal zur Erichhütte; Spuren von Grabungsversuchen scheinen vorhanden zu sein. Der "Heidenweg" ist wohl die alte Römerstraße über den Filzensattel.

schnitt, eine Scharte im Massiv. Gerade in dem Einschnitt aber steht – ganz deutlich erkennbar – die Arche Noah, die nach der Sintflut hier niedergegangen ist. (Eduard Lonski)

Der "Schneidnudelhanseistoa"

(ein ca. 2–3 m hoher Felsblock ungefähr 300 m vor dem Bärenwirt an der Straße ins Bluntautal) Der Hansei (Hansl) hat Schneidnudeln ins Tal hineingetragen und sich aus lauter Jux ein paar auf den Hut gesteckt. Kaum hat aber der Teufel diesen Essensfrevel gesehen, kommt er schon dahergeschossen und wälzt einen großen Stein auf den Hansei. Geht man zur richtigen (Nacht-) Zeit an dem Stein vorbei, so sieht man heute noch manchmal die rotglühenden Augen des Hansei unter dem Stein herausleuchten. (Jäger Hornegger, Bluntau)

Der Geist auf der Schönbergalm

Ein ehemaliger Besitzer des Riedlguts in Dienten ging am Ostersamstag hinauf in die Schönbergalm, um am Sonntag zu wildern. Er machte sich im Heu eine Liegestatt zurecht und wollte einschlafen. Plötzlich aber zog ihn jemand an den Zehen; er richtete sich auf, konnte aber niemand sehen. Da wurde er ärgerlich und rief: "Wenn nicht bald Ruhe ist, schieße ich!" Der Jemand zog aber immer wieder und immer stärker, sodaß der Mann schließlich voller Wut in die Richtung, in der er den Unsichtbaren vermutete, schoß. Etwas polterte zu Boden und ein gräßliches Schreien erhob sich. Das Erlebnis erschreckte den Wilderer so, daß er sofort heimlief und nie mehr wildern ging.

(Herr Portenkirchner, Dienten)

Lassen wir diesen Abschnitt durch einen Einheimischen, mit der Materie vertrauten Mann abschließen, den 86jährigen Alexander Moßhammer: "Geisterg'schichten hat's allerhand (ge)geben, der eine hat wieder den Teufel g'spürt... Das war ja eine eigene Phantasie von die alten Leut', die haben noch ganz audere Ideen und eine ganz andere G'sinnung g'habt; heut' hört man ja nichts mehr. Das waren oft furchtbar leicht schreckbare Leut', die alles gleich für einen Geist ang'schaut haben."

Die Wilderei

Gerade im Salzburgisch-Berchtesgadischen Bergland drehte sich das Leben der Bewohner früher oft um die Jagd und das hieß für die einfachen Leute meistens: um das Wildern. So wird schon im 16. Jahrhundert aus Blühnbachtal und Hagengebirge berichtet:

Um den Raubtieren energischer begegnen zu können, als es die wenigen Wildhüter zu tun imstande waren, wurde von den Erzbischöfen den Bauern im Gerichte Bischofshofen sowie in der Plientauer Zeche in der Propstei Werfen die Erlaubnis gegeben, im Herbste "in den hohen scharfen Gebürgen" (die Grenzen sind genau umschrieben) mit Garn und Netzen auf Gemsen zu jagen, jedoch "ohne alles schießen und Pixntragen", sondern nur, "was sie mit Stecken und Geschrey in die Netze bringen können". Als Gegenleistung mußten sie sich bei den Jagden auf Raubwild verwenden lassen und dasselbe fangen helfen, sowie die dazu notwendigen Netze auf eigene Kosten anschaffen und in gutem Stande erhalten. Jedes solche Gesellengejaid mußte vorher dem Propste in Werfen angesagt werden, der dann zur Beaufsichtigung desselben einen Wildhüter hinschickte.

Wie weit diese Einrichtung zurückreichte, ist weder aus dem amtlichen Berichte noch aus den Aussagen der Bauern zu ersehen. Erstere erwähnen nur, daß den Bauern in den besagten beiden Aemtern die Gesellengejalde "seit Altersher" bewilligt worden seien; letztere dagegen behaupten, diese Bewilligung hätten ihre Voreltern schon vor undenklicher Zeit von den Erzbischöfen erhalten. Sicher aber ist, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei diesen Gesellengejaiden arge Mißbräuche eingerissen waren. Die Bauern begnügten sich nicht mehr, das Wild "mit Stecken und Geschrey" in die Netze zu jagen, sondern gingen "mit Pixe und Stachel" (Armbrust) bewehrt auf die Jagd, überschritten willkürlich die ihnen gesetzten Jagdgrenzen, ja sie sahen nicht selten das Rotwild für Gemsen an und erlegten es ohne weiteres. Um dabei sicher vorgehen zu können, verwehrten sie den zur Ueberwachung abgeschickten Wildhütern den Zutritt in ihr Revier gewaltsam, so daß diese ihres Lebens vor den Bauern nicht mehr sicher

Der letzte amtliche Bericht in dieser Sache datiert vom 17. September 1601. In demselben wiederholt der damalige Landrichter in Werfen, Josef Niggl, alle Grijnde, die das 1596 erlassene und 1598 wiederholte Verbot [der Gesellengeiaide] notwendig machten. empfiehlt aber, um dem fünfjährigen Streite endlich ein Ende zu machen, der Regierung einen Ausweg, durch den die Bauern für ihre durch eigene Schuld verlorene Jagd wenigstens teilweise eine Entschädigung erhalten könnten. Zu Ende seines ziemlich langen Berichtes sagt er: "..., zudem hat im Hagengebirge, im Stillingkar, in der Imlau nächst dem Plienbach auch das Rotwild seinen Stand und so glaube ich, das Jagen in diesen Orten nicht gestatten zu sollen. Was aber den untern Teil im Lueg, gegen Golling zu, betrifft. da gibt es wenig Wildbret und so kann man ihnen ohne Schaden die Jagd dort lassen, damit sie ihre Garne und Netze, die man auch gegen die schadhaften Tiere gebraucht, im Stande erhalten."

Gleichzeitig aber mußte der pflichtgetreue und unermüdliche [Werfener Pfleger] Mitterstainer einen viel schwierigeren und bei dem geringen Aufsichtspersonale (zwei Wildhüter und ein zeitweise beigestellter Jäger) faßt [!] aussichtslosen Kampf mit den zahlreichen Wildschützen führen, die ringsum auf allen Grenzen sich bemerkbar machten und in nicht geringer Zahl im eigenen Gerichte selbst wohnhaft waren.

Im Oktober desselben Jahres [1596] berichtet Mitterstainer an die hochfürstlichen Kammerräte: "Diesen Sommer und Herbst habe ich mit den Wildschützen, die sich auf allen anliegenden Grenzen setzen und hören ließen, schwere Arbeit gehabt. Deshalb gab ich auf Anordnung des Propstes dem Wildhüter in Blühnbach noch einen Gehilfen, "eine guete tapffere und teigenliche Person" und halte ihn seit zwölf Wochen ohne Festsetzung des Gehaltes. Nun kann aber ein solcher Jäger unter fünf Gulden monatlich nebst dem Schuh-Pulver- und Bleigeld nicht ausgehalten werden, weillen jetz und alle sachen so theuer".

"Nun steht im Herbst und Winter das Rotwild, besonders die Hirsche, zum Teile auf den Gütern der Bauern und ist so heimlich, daß die Bauern mit Scheitern darnach werfen. Deshalb ist eine starke Hut notwendig, "dan die Gotsschelbnen sind dahin gesinnt, wan sie das wildprät auf den Feldern nuer niederschießen, So lassen sie es eben liegen, wie mir an ferten über alles zue und aufsehen zween hirschen nit weit vom marckht werfen seind also auf dem platz bliben".

Freilich endeten die Episoden nicht selten mit dem Tod eines Kontrahenten im Kampf des Jägers gegen den Wilderer (man vergleiche nur die Geschichte zum Mannlgraben); auch war das Wildern oft nicht nur Spaß, sondern Kampf um das tägliche Essen für die Familie. Helm berichtet dazu u. a.:

Diese grobe Unsitte der unberechtigten und diebischen Jagd auf Wild aller Art besteht im Berchtesgadenerland schon seit altersher. In der Nähe des Grünseekasers am Steinernen Meer wurde wohl am Anfang des 19. Jahrhunderts von einem Ramsauer Jäger ein Tiroler Wilderer erschossen. Dieser hatte sich hinter einem gespaltenen Felsblock, der seitdem die Bezeichnung "Todtenstein" führt, vergeblich zu decken gesucht.

Der Forstgehilfe Landthaler wurde vermutlich am Regen (Kirchbichl) am 8. X. 1848 von einem Wilderer erschossen. An der Stelle ist ein Marterl angebracht.

Am 11. IX. 1868 wurde der Jagdgehilfe Pfnür von einem Wilderer am Brett erschossen, an der Stelle der Untat wurde ein Kreuz errichtet, das unter dem Namen "Jägerkreuz" bekannt ist.

1882 wurde ein Berchtesgadener Wilderer (Stangerlehen) am Torrenerjoch von dem Jäger Lonsky erschossen.

Die im Volksmund sogen, drei Eismänner drei Steinmarterln in der Wildalm — erinnern an drei Pinzgauer Wilderer, die 1886 in einem Schneesturm umkamen.

Lassen wir abschließend wieder Alexander Moßhammer aus Maria Alm zu Wort kommen; ich versuche dabei zunächst, die Mundart von Maria Alm, in der "Xandi" seine Geschichten erzählte, schriftlich wiederzugeben; dazu wird in einer rechten Spalte eine Wort-für-Wort "Übersetzung ins Hochdeutsche" gesetzt. Die Schreibung in der linken Spalte entspricht ungefähr den phonetischen Verhältnissen in der Mundart von Maria Alm: "å" ist dumpfes a; wenn es lang

²⁷) [Mudrich/Martin] Blühnbach, S. 33-37 ²⁸) Helm, A.: Das Berchtesgadener Land im Wandel der Zeiten. Berchtesgaden, o. J. (= Archiv des Berchtesgadener Landes 2), S. 392

gesprochen ist, ca. "åu", d. h. mit angehängtem unbetontem u; "åe" entspricht der Aussprache von "al", z. B. in "alt" (auch eine

Wiedergabe mit åi wäre möglich); "~" bedeutet die Nasalierung des entsprechenden Laures

Wie der Lettinger umgekommen ist

Da Lettinga, in seine schenstn Jån in Schdoanan Meh ent håd a si daschossn bein Ladschneireitn. Ea und sei

Bruada, da Grisda, is a a Wüdara gwen, de san ume wüdan und in Schdoanan Meh san s nåchan fonånd gånga, midanånda san s ned gånga. Dea õa håd gsågg, ea gehd då auße und da oa håd gsågg, ea gehd dache; ne? Und da Grisda hehschd nåcha åft an schuhs. Håd cam denkehd, ea håd no nix ådroffm, ea is nåchan an schuhs zuagånga, håd eam da Håns gschrihn: "Bruada, kim, i hå mi ågschossn." Jå wås wa dås? "Wia is då zuagånga?" – "Jå", sågg a, "Ladschneigridn bi i då åwa in Usining entn und bi in an Schdoa agschdassn, då håd s mi grissn und a drumm bin i dahigschossn", sågg a. "aufm Bauch, nå wer i ma an Hå aufgrissn håm bei da Bix." - und schiaßt eam an Bauch eiche! Iatz is da Deife los! Håd a n åft aufgrichd. Hinawe is a ned geh; san s håed zun Wüdaemhiddl aufa is ned weid wegg gwesn, scheinboa - zun Schafehiatahiddl und da Grista is nåcha uma: in ana ummiglicha Zeid is a umagschbrunga von då, gö. Da Dogda is ned gångfä'ig gwen ume. Håd eam håed eppas midgem, a Medizin, ne. Awa da Browisa is mid; då håm s n no lebend dawischd in da Wüdåemhiddn. Nå håd a n fasechn

und dån is a ent gschdåm, da Lettinga, jå.

Der Lettinger, in seinen schönsten Jahren im Steinernen Meer drüben hat er sich erschossen beim Latscheneinreiten (über Latschen hinunterrutschen). Er und sein Bruder, der Christa, ist auch ein Wilderer gewesen, die sind hinüber wildern und im Steinernen Meer sind sie nachher voneinander gegangen, mitcinander sind sie nicht gegangen. Der eine hat gesagt, er geht da hinaus und der eine hat gesagt, er geht dahin, nicht? und der Christa hört nachher . . . einen Schuß. Hat ihm (= sich) gedacht, er hat noch nichts angetroffen (kein Wild), er ist nachher dem Schuß zugegangen, hat ihm der Hans geschrien: "Bruder, komm, ich habe mich angeschossen!" Ja was wäre das? "Wie ist (es) da zugegangen?" - "Ja", sagt er, "Latscheneingeritten bin ich da herab im Unsinnigen (Winkel) drüben und bin an einen Stein angestoßen, da hat es mich verrissen und ein Trumm (Stück) bin ich dahingeschossen", sagt er, "auf dem Bauch, dann werde ich mir den Hahn aufgerissen haben bei der Büchse." - und schießt sich in den Bauch hinein! Jetzt ist der Teufel los! Hat er ihn . . . aufgerichtet. Hinab ist es auch nicht (zu) gehen; sind sie halt zum Wildalmhütti hinauf ist nicht weit weg gewesen, scheinbar - zum Schafhüterhüttl und der Christa ist nachher herüber: in einer unmöglichen Zeit ist er herübergesprungen von dort, gelt. Der Doktor ist nicht gehfähig gewesen hinüber. Hat ihm halt etwas mitgegeben, eine Medizin, nicht. Aber der Provisor ist mit; da haben sie ihn noch lebend erwischt in der Wildalmhütte. Dann hat er ihn noch versehen (letzte Olung gegeben) und dann ist er drüben gestorben, der Lettinger, ja.

Selber in die Grube gefallen

Da sind einmal der alte Hirsch, der Wilhelm, mein Vater und sein Bruder hinüber nach Funtensee. Bei der Brennhütte haben sie sich aufgehalten und dort auch übernachtet. Am nächsten Tag ist der Hirsch zum Kochen in der Hütte geblieben, und die drei andern sind jagern gegangen. Erst wie es dunkel gewesen ist, sind sie zurückgekommen, mit zwei Gams. Der Wilhelm - der war ja allweil ein Spaßvogel - sagt auf einmal: "Jetzt werd' ich den Hirsch derschrecken." Und obwohl die anderen meinen: "Laß gut sein!", tut er es. Er springt hin zur Hütte und ruft: "Sepp, pack zusammen, schnell, die Jager kommen!" Jetzt fangt der Hirsch halt in der Hütte zusammenräumen an, und seine Büchs schmeißt er beim Fenster hinaus. Da hat der Wilhelm draufgezahlt für seinen Spaß, denn die Büchs geht los, und ein Schuß trifft ihn am Hals. Ganz elendig hat er da ausgeschaut, gar nicht mehr gehfähig. Na, da haben sie ihn zu zweit geführt, mein Vater hat die zwei Gams getragen und die Büchsen noch dazu. So haben sie den Wilhelm hereingebracht bis zum Riemannshaus. Das war ein Dschach [große Anstrengung], bis sie ihn dann über den Steig hinunter gehabt haben! Wie sie zu den Latschen heruntergekommen sind, haben sie ein "Bett" aus Latschen gemacht, mit dem haben sie den Wilhelm dann bis zum Liebmann herausgezogen. Von da weg hat er sogar wieder selber heimgehen können.

Der alte Straubinger hat ihn geheilt; er hat gesagt: "Ein bißl tiefer und die Schlagader wär' abgeschlagen worden." Damals war die Zeit ja nicht so verhaßt über die Wilderer, also hat er den Wilhelm nicht angezeigt. Und beim Wilhelm hat man die Masen [Narbe] sein Lebtag lang gesehen!

Der Oberjäger Steiner

Ja, da sind sie hinübergegangen — der Baderhäusl Binder und der alte Pfeffer — ins Steinerne Meer. Sind sie oben gewesen, haben sie den Jäger hereinzu gehen gesehen in der Wildalm (der hat ja schon fünf derschossen gehabt!).

"Herrgott", sagt der Binder, "heut' geht's schön, der geht eh da herein. Heut' wachsen wir zusammen [kämpfen wir], den Teufel schieß ich nieder!" Der Pfeffer war nicht so, der hat gesagt: "Lassen wir's doch gut sein!"

— "Nein, Nein, weil er so schon daherkommt heut' so günstig, das schenk' ich ihm nicht!"

"Na ja, magst' tun, wie du willst", dann hat sich der Pfeffer zurückgeschlichen und hat zugeschaut.

Ist der Steiner hereingekommen zum Baderhäusl-Binder. Bis auf einen kurzen Schuß ist er hingekommen; da hat ihn der schon angeschrien: "Heut' rechnen wir zusammen, du hast uns schon fünf derschossn, heut' kost's dich dein Leben!" Na, jetzt war das Malheur da für den Steiner: keine Deckung, steht frei da, und der andere sitzt hinter einem Stein. Jetzt hat er halt Bitten und Betteln angefangen, der Binder soll ihn doch leben lassen. Drauf der: er derschießt ihn, da gibt's nichts! Na sagt der Binder auf einmal: "Tu ich dich halt nicht erschießen; aber die Büchs laßt fallen, laß sie herunterrutschen über die Achsel, daß dir ja keine dummen Gedanken kommen!" Hat der Jäger die Büchs fallen lassen; und wie der Binder sagt: "Ist eh gut ausgegangen für dich, daß ich dich nicht erschossen hab', gebühren tät's dir schon lang!", ist der Steiner auf und davon gerannt. Drauf der Binder schnell nach, aber er hat sich gestolpert und hat den Jäger nicht mehr erwischt (er wollte ihn ja noch windelweich schlagen).

Es seien mir zum Abschluß auch ein paar kritische Anmerkungen zu meinem eigenen Artikel (der mehr oder weniger Kurioses aus vergangener Zeit sammelt) gestattet: Ich halte es gerade heute, in der Zeit des immer stärker anwachsenden Fremdenverkehrs, für wichtig, daß man die Leute, bei denen man Urlaub macht (das sind die Berchtesgadener, Pongauer und Pinzgauer ja auch), als volle Menschen – wenn man will: als "Nächste" – ansieht, deren Probleme und Geschichte man verstehen lernen sollte. Gut und wichtig wäre es, könnte man über das Land und die Bevölkerung in der heutigen Zeit etwas schreiben.

Anschrift des Verfassers: Franz Dotter A-5020 Salzburg, Hellbrunner Str. 9 - T. 34

Der weiße Elefant und die Bergsteiger

GÜNTER HAUSER

Abbildung 1: "Die Lotosblume aber wurde zum göttlichen Symbol, am bekanntesten wohl durch das buddhistische Gebet ,Om mani padme hum - Oh du Juwel im Lotos', aber auch als Sitz göttlicher Figuren in zahlreichen Schnitzwerken."

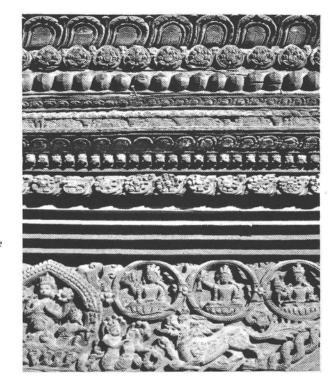


Foto: J. Winkler

1967 hat der DAV begonnen, außeralpine Bergfahrten für seine Mitglieder zu organisieren. Von da an waren die Berge der Welt nicht mehr nur einigen wenigen vorbehalten, die das Glück hatten, in eine Expeditionsmannschaft aufgenommen zu werden. Das Interesse der "Normalbergsteiger" an den Auslandsbergfahrten der Berg- und Skischule wuchs, und heute sind es bereits einige hundert Mitglieder, die jährlich allein an den 15 bis 20 ausgeschriebenen Wanderungen und Bergtouren in Nepal teilnehmen.

Dieser Trend zu den Bergen der Welt, insbesondere nach Nepal, hat die Schriftleitung des Jahrbuchs veranlaßt, einige Fotos des Meisterfotografen Jürgen Winkler aus diesem Land zum Abdruck zu bringen. Aber nicht etwa Fotos gewaltiger Himalayagipfel, auch nicht der ansprechenden Landschaft und der liebenswerten Menschen, sondern einige kleine Ausschnitte der kulturellen Leistungen, wie sie sich in Überfülle im Tal der Hauptstadt Kathmandu dem Besucher darbieten.

Wenn es auch den Teilnehmern der Berg- und Skischule in der Kürze des Aufenthaltes unmöglich ist, die 3000 Tempel, die unzähligen Götterstatuen und Opferstätten näher kennenzulernen, so kann doch schon ein kleiner Einblick in Religion und Sagengeschichte dazu beitragen, den einen oder anderen Ausschnitt transparenter und damit lebendig werden zu lassen. Überrascht stellt der Besucher dann fest, daß eine enge Verbindung zwischen dem Gebirge und der Götterwelt des Kathmandutales besteht, denn, so steht in einer uralten Hymne an die Götter geschrieben, "die ungeheuren Berge des Himalava sind für uns eine sehr bedeutsame Prophezeiung".

Zwar kam der Hinduismus einst aus dem Industal nach Nepal, doch hat das schützende Gebirge rings um das Tal dem Glauben Ausdrucksformen eigener Größe verliehen; so wurde z. B. im 3. Jahrhundert n. Chr. hier der Pagodenstil erfunden, der sich dann ab dem 6. Jahrhundert über ganz Asien verbreitete. Der Begründer der zweiten großen Religion Nepals und Asiens scheint ebenfalls durch "die ungeheuren Berge" zu seiner Prophezeiung veranlaßt worden zu sein, denn er hat 563 v. Chr. in Nepal das Licht der Welt erblickt: Gautama Buddha. Nach dem Glauben der Hindus ist er die 9. Inkarnation (Wiedergeburt) Vishnus, so daß auf diese elegante Weise nicht nur beide Religionen eng miteinander verknüpft werden, sondern auch eine fast vollständige gegenseitige Tolerierung der Glaubensrichtungen erreicht wird.

So wie die "industrial revolution" ausgehend von England eine Bewegung der Menschenmassen aus den Zentren dieses Geschehens in die Alpen ausgelöst und letztere nach einem Wort von L. Stephen schließlich zum "playground of Europe" hat werden lassen, so scheinen sich die Gebirge Asiens und Amerikas heute zum Spielplatz einer Weltbevölkerung zu entwickeln, deren Situation im "nachindustriellen" Zeitalter deutlich umrissen ist durch das Stichwort "Umweltnotstand". Unsere nachfolgende Dokumentation über Kundfahrten von DAV- und ÖAV-Mitgliedern in die "Berge der Welt" allein aus dem Jahr 1971 deutet diese Entwicklung an.

Eine Entwicklung, die sicherlich das Interesse an Kultur, Religion, Sitten, Brauchtum der Gastgeberländer wecken wird - ebenso wie alpenländisches Volks- und Brauchtum das Interesse der Besucher findet, seit die Alpen nach und nach zur heimgesuchtesten Ferienlandschaft Europas geworden sind. Das hat im Alpenbereich sicher dazu geführt, daß dieses Brauchtum nicht in Vergessenheit geraten ist und heute die nötige Pflege erfährt. Doch auch zu peinlich-überheblichen Mißverständnissen! Beispielsweise zur Vorstellung einer derb-dummen Lederhosen-Seppl-Jodleridylle mit all ihren beklagenswerten Randerscheinungen, die Franz Dotter im Schlußwort seines Aufsatzes auf Seite 80 brandmarkt, wenn er eindringlich genug mahnt, "Leute, bei denen man Urlaub macht, als volle Menschen, deren Probleme und Geschichte man verstehen lernen sollte, anzusehen".

Denselben Respekt haben auch unsere Gastgeber in Nepal, Pakistan, Peru und wo auch immer verdient. Dem eingedenk haben wir Günter Hauser darum gebeten — quasi als Einleitung und Hintergrund für die folgende Kundfahrtendokumentation — seine Betrachtungen über den weißen Elefanten und die Bergsteiger niederzusschreiben . . .





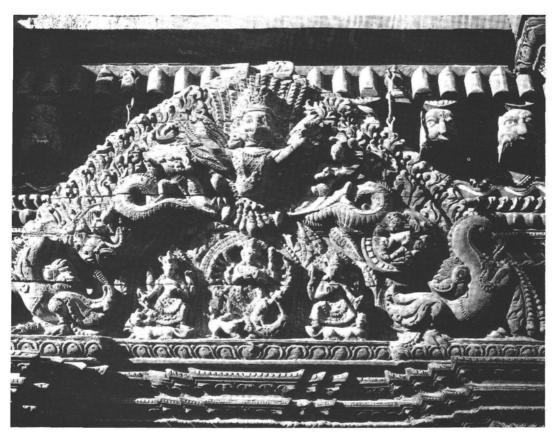




Abbildung 2 und 3 (Seite 82 oben und unten):
Kunstvolle Fenster- und Stützbalkenschnitzereien
aus dem Kathmandutal
Abbildung 4 (oben):
Garuda der Sonnenadler, das Reittier Vishnus
Abbildung 5 (links):
reichverziertes Kapitell, darüber Götterdarstellung, auf Lotosblume thronend.

Fotos: J. Winkler

Vishnu ist einer der drei bedeutendsten Hindugötter. Er wurde in Nepal vor dem 10. Jahrhundert fast ausschließlich, danach aber immer weniger häufig dargestellt. Hin und wieder über Eingangstoren erblickt man sein Reittier, Garuda, den Sonnenadler (Abb. 4). Später glaubten die Nepali, daß der "Herr der Berge", der Gott Shiva mit seiner Gattin Parvati, der "Bergsteigerin", ihnen besser stünde, und so finden wir auch in den hier abgebildeten Tempelschnitzwerken aus dem 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem Gestalten aus seinem Geschlecht. Der dritte Hindugott Brahma wird aber im ganzen Tal nirgends bildlich gezeigt, da er einst seine beiden göttlichen Kollegen am heiligsten Ort des nepalesischen Hinduismus, in Pashupatinath bei Kathmandu, fürchterlich belogen hat: Das himmlische Licht, das dort dem Boden entströmte, wo sich heute die Hauptpagode mit ihrem Dach aus purem Gold erhebt, sei keineswegs unendlich, er, Brahma, habe das Ende gesehen, behauptete er kühn, während Vishnu und Shiva erschöpft von ihrer Erkundung zurückkehrten, ohne ein Ende gewahr geworden zu sein. Der heilige Bulle Nandi, den sie zur Wahrheitsfindung befragten, nickte zustimmend mit dem Haupt, während er aber gleichzeitig zum Zwecke der Verneinung mit dem Schwanz wedelte.

Als sich dann herausstellte, daß das himmlische Licht wirklich unendlich war, wurde Brahma für alle Zeiten von einer bildhaften Darstellung ausgeschlossen, und der goldene Bulle vor der Goldpagode von Pashupatinath wurde mit dem "ehrlichen", daher verehrungswürdigen Hinterteil zum Eingang gerichtet aufgestellt und nicht umgekehrt, wie dies bei allen anderen recht zahlreichen Tempeltieren im Kathmandutal der Fall ist.

Nandi ist zugleich das Reittier Shivas, und nicht selten sieht man den Gott mit diesem dargestellt (Abb. 7). Überhaupt nehmen die Tiere im Hinduismus eine viel wichtigere Stellung ein als etwa in der christlichen Religion, die den Menschen scharf von der Tierwelt trennt, obwohl seine Handlungen — wie die Verhaltensforscher beweisen — im wesentlichen noch auf den vererbten Eigenschaften der Urahnen beruhen. Einer der beliebtesten und am meisten von den Gläubigen beider Religionen verehrten Götter in Nepal ist der weiße Elefantengott Ganesh, Sohn von Shiva



Symbole für das Geschlechtsorgan Shivas. Foto: J. Winkler

und Parvati, dem "Herrn der Berge" und der "Bergsteigerin". Diese Eigenschaften seiner Eltern haben wohl auch dazu geführt, daß ein ganzes Gebirge, der "Ganesh-Himalaya" nordwestlich von Kathmandu, nach ihm benannt worden ist. Vor allen wichtigen Unternehmungen begeben sich die Nepali zu einem der zahlreichen Standbilder des weißen Elefantengottes und bitten ihn um Weisheit, gute Ratschläge und Stärke, streuen hierzu nicht selten zum Zeichen der Verehrung ein rotes Pulver auf sein Haupt, so daß uns heute die einstens weißen Figuren fast alle in grellem Rot entgegenblicken.

Natürlich erbitten auch die Träger und Sherpa, die im Dienste der Berg- und Skischule stehen, vor jedem Aufbruch zu einer Trekkingtour das Wohlwollen des sympathischen Elefantengottes, über den sie allerhand zu berichten wissen. So hat z. B. Ganesh eine ganz besondere Vorliebe für Kuchen. Eines Tages hatte er so viel davon gegessen, daß er sich auf dem nächtlichen Heimritt nur noch mit Mühe auf seinem Reittier, der Ratte, halten konnte. Als diese beim Anblick einer Schlange stolperte, stürzte er herab, und sein praller Bauch platzte. Er ergriff daraufhin die Schlange, band damit seinen Bauch wieder zusammen und aß die verstreuten Ku-

chen zum zweitenmal auf. Der Mond brach darüber in schallendes Gelächter aus, was Ganesh so erzürnte, daß er sich den linken Zahn ausriß und mit einem Wurf den Mond vernichtete. Die Götter und Menschen baten ihn sehr, seine Wut zu vergessen und den Mond doch wieder scheinen zu lassen. Er ließ sich, da er ja ein gutmütiger Gott ist, erweichen, doch ganz ungestraft wollte er den Mond nicht wieder in den Himmel hängen. Daher scheint der Erdtrabant seither nicht mehr ständig, sondern muß alle vier Wochen einmal zur Strafe verschwinden. Ganesh aber wird seit ienem Ereignis in allen Darstellungen nur noch mit einem Elefantenzahn gezeigt und manches Mal mit einer um den Bauch geknoteten Schlange.

Warum der populärste Gott Nepals gerade einen Elefantenkopf besitzt, kann natürlich ebenso glaubwürdig erklärt werden wie die Entstehung des Mondwechsels. Sein Vater nämlich hatte einst die Sonne niedergeschlagen, worauf sich ein anderer Gott namens Kashyapa dadurch rächte, daß er dem Sohn den Kopf abschlug. Als daraufhin Shiva reumütig der Sonne das Leben wiedergab, erhielt auch Gancsh wieder einen Kopf – aber nicht seinen eigenen!

Es gibt an nepalesischen Häusern und Tempeln kaum ein Stück Holz, das nicht durch Schnitzereien geformt wäre. Mit Abstand hat es hierbei der Stamm der Newar im Kathmandutal zu größter künstlerischer Vollkommenheit gebracht. Die breitgerahmten Fenster aus Holzgittern ohne Verwendung von Glas (Abb. 2) gehören hierbei neben den mit reichem Schnitzwerk versehenen Stützbalken der Tempel (Abb. 3) zum Schönsten. Manches Mal ließen die Künstler ihrer Phantasie freie Entfaltung wie bei den als Köpfe ausgebildeten Balkenenden, in der Regel aber haben die Schnitzwerke einen religiösen Hintergrund. Die sehr häufigen erotischen Darstellungen und die ebenfalls nicht seltenen sogenannten Lingams, das sind symbolische Abbildungen des Geschlechtsorgans von Shiva (Abb. 6), werden als Zeichen der Lebenskraft gedeutet, ohne die das stets wicderkehrende Leben zu Ende wäre und die darum für den Glauben der beiden Religionen an die Wicdergeburt so eminent wichtig sind. Die andere Deutung für die erotischen Tempelfiguren, wonach diese den Blitz von

einem Einschlag in die Pagode abhalten sollen, da er als Jungfrau von deren Anblick abgeschreckt werde, erscheint daneben als originelle, aber weniger verbürgte Dreingabe. Dem Besucher des Kathmandutales wird auch sehr hald auffallen, daß Schlangendarstellungen nicht selten sind (Abb. 7). In der Tat verdient dieses Tier besondere Beachtung, denn rechtlich gehören den Schlangen Macht und Reichtum des 700 gkm großen Tales, Unter dem König der Schlangen Karkot Naga lebten sie einst allein hier in einem See, bis der Gott Manjusri die Berge mit einem Schwert spaltete, der See mit den Schlangen auslief und sich Menschen ansiedelten (das Tal von Kathmandu war tatsächlich vor 200 000 Jahren von einem See bedeckt). Gleichzeitig sank eine Lotosblume, die auf dem See schwamm, und aus deren Innern der Gott Swavambhu sich lichtvoll offenbarte, auf einen Hügel am Seegrund herab - an der Stelle, wo sich heute der älteste Stupa der ter ca. 2500 Jahre) erhebt. Die Lotosblume aber wurde zum göttlichen Symbol, am bekanntesten durch das buddhistische Gebet "Om mani padme hum - Oh du Juwel im Lotos", aher auch als Sitz göttlicher Figuren in zahlreichen Schnitzwerken (Abb. 1; 5). Es ist an dieser Stelle nicht möglich, mehr als nur einen winzigen Einblick in die mit der Sagengeschichte Nepals und seiner Religionen eng verbundenen Kunstwerke zu geben. Vielleicht genügen aber diese Fragmente in Bild und Text, um die Bergsteiger und Bergwanderer, die künftig sicherlich in steigender Zahl zu den Bergen Nepals reisen werden, zur Lektüre über diese interessante fremde Welt anzuregen. Dann werden sie nicht nur von den fantastisch schönen und gewaltigen Himalayariesen beeindruckt sein, sondern es wird sich eine andere, mit den Bergen eng verbundene geistige Welt offenbaren, in der ein liebenswertes Volk zu Hause ist. Und vielleicht wird der eine oder andere dann verständnisvoll mit seinem Sherpa und Träger dem behäbigen Elefantengott zunicken, bevor er Kathmandu verläßt, um in die Berge aufzubrechen.

Anschrift des Verfassers: Dipl.-Ing. Günter Hauser, 8135 Söcking, An der Linde 12.

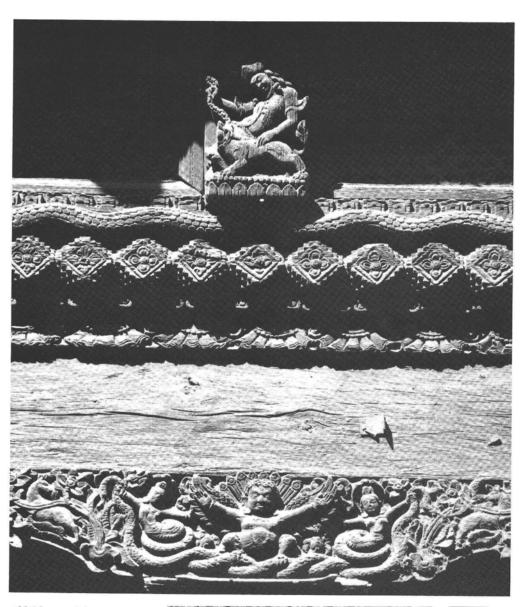
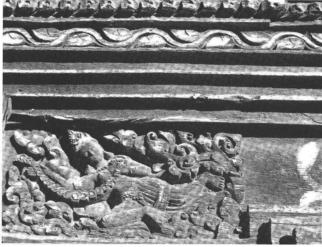


Abbildung 7 (oben): Shiva mit seinem Reittier Nandi; Schlangendarstellungen am Friesansatz. Abbildung 8 (rechts): Detail einer Friesgestaltung.



Fotos: J. Winkler

Im Rolwaling-Himal

FRIEDHELM BERTELMANN

Zu einer Zeit, in der — wie angedeutet (S. 82) — eine der Segnungen ihrer Zivilisation "überdrüssige" Weltbevölkerung sich anschickt, die großen Gebirge Asiens und Amerikas als ihren "playground" zu entdecken, haftet Großexpeditionen im Vor- und Nachkriegsstil schon beinahe etwas anachronistisches an, nachdem sogar 8000er mit Erfolg durch mehr oder weniger private Kleinexpeditionen berannt werden. Doch nicht nur immer breitere Schichten unternehmungslustiger Bergsteiger mit selbständigem Organisationstalent sehen die "Berge der Welt" ihrem Aktionsbereich greifbar nahe gerückt, auch auf die großen Reisegesellschaften strahlen sie unverkennbar bereits magnetische Anziehungskraft aus.

Für den Alpenverein kann das, will er sich wirklich zu seiner ursprünglichen Bestimmung bekennen — nämlich das Bergsteigen zu fördern, Möglichkeiten hierfür aufzutun — nur heißen, sich nicht an die Randbezirke dieser Entwicklung verdrängen zu lassen. Vielmehr wird von ihm verlangt werden, diese Entwicklung aktiv und entscheidend mitzugestalten, wobei er tunlichst seine Kenntnis von diesbezüglichen Fehlentwicklungen in den Alpen nutzen und mit allem Nachdruck zur Geltung bringen sollte.

Dem Rechnung tragend hat die Berg- und Skischule des DAV ein wohlausgewogenes Programm an Auslandshergfahrten ausgearbeitet, das heute den Bedürfnissen eines echten Querschnitts unserer aktiven Mitglieder gerecht werden kann. Es umfaßt Wanderungen in den Vorbergen des Himalaya bis hin zu sehr ernsthasten Unternehmungen, die zu bestehen noch vor Jahren so manche Großexpedition als Erfolg verbucht hätte. Und mit Recht.

Unser Autor, F. W. Bertelmann, berichtet hier vom derzeit wohl großartigsten derartigen Unternehmen aus dem Programm der Berg- und Skischule.

Kathmandu/Nepal, 8. Oktober 1971: Die Maschine der Royal Nepal Airlines setzt mit einer großen Linksschleife zur Landung auf dem kleinen Flughafen an. An den runden Fenstern des Flugzeuges ziehen begrünte Bergflanken vorüber. Dann taucht ein tiefes Flußtal auf, es wird überflogen und gleich darauf befindet sich die Rollbahn unter der Maschine. Das Flugzeug rollt aus und 10 000 km Flug von Europa nach Nepal liegen hinter uns.

Die Zollabfertigung geht schnell. Dann fahren wir in unser Hotel, ein großer, verschnörkelter weißer Bau, ein weiter Park, exotische Blumen, eine Menge Dienerschaft. So das übliche vornehme Hotel außerhalb Europas.

Am anderen Morgen. Ein großer Omnibus hält vor dem Hotel, er ist voller Menschen, es sind unsere Kathmanduträger, die die Ausrüstung auf der ersten Etappe bis in das Land der Sherpas tragen sollen.

Ein geschäftiges Leben und Treiben hebt an. Die ganze Ausrüstung, wie Zelte, Hochzelte, Biwaksachen, Seile, Haken und Verpflegung müssen auf dem Dach des Busses verstaut werden. Nach drei Stunden ist die Arbeit getan. Wir können abfahren.

Zuerst die steile Straße nach Kathmandu her-

unter. Im Bus herrscht großes Geschnatter und Palaver. Jeder Träger hat seinem Nebenmann lautstark etwas zu erzählen. Es geht jetzt zuerst ca. 100 km über die Chinastraße nach Norden. Die Straße ist schlecht und voller Schlaglöcher. Der Bus schaukelt und rüttelt, die Träger singen. Am Straßenrand stehen einige hohe Bäume, an ihren Asten hängen Tausende von großen Fledermäusen, die fliegenden Hunde.

Es wird Nacht, das Wetter wird schlecht, es regnet in Strömen. Wassermassen stürzen von den Felsen. Die Straße ist schmal, immer wieder liegen große Steine auf der Fahrbahn.

Plötzlich abrupter Halt, die Bremsen kreischen, ein Bergrutsch hat die Straße verschüttet. Das erste Abenteuer ist also schon da. Die Busfahrt ist zu Ende.

Wir laden im prasselnden Regen unsere Ausrüstung ab und machen uns zu Fuß auf den Weg. Es ist der Anfang eines 450 km langen Marsches in die Berge.

Der Regen ist zum Wolkenbruch geworden, wir haben irgendwo unter einem mächtigen Baum unsere Zelte aufgeschlagen. 100 m tief in einer Schlucht tost ein Wildfluß. Es ist stockfinster, alles ist durchnäßt, man kann kaum schlafen. Plötzlich durchdringt ein markerschütternder Schrei die Nacht — wir schnappen unsere Taschenlampen und stürzen aus den Zelten, aber es ist nichts, unsere französische Krankenschwester, Jacqueline, hat geträumt, ein Tiger sei im Lager — und rauhe Männerstimmen werden laut: "Für die zarten Nerven einer Frau ist das eben hier doch zu viel." Aber so ist es wohl nicht, denn Jacqueline ist eine gute und erfahrene Bergsteigerin, wenn sie auch zum erstenmal in den Bergen der Welt unterwegs ist.

Am Morgen hat es aufgehört zu regnen, der Marsch geht jetzt durch überflutete Reisfelder, kleine Ortschaften befinden sich am Wege, 2000 Höhenmeter sind zu überwinden. Tiefe Schluchten werden auf schwankenden Hängebrücken überquert, abends regnet es dann wieder. Wir lagern unterhalb eines Höhenrückens. Der Regen wäscht Erde und Schlamm von den Bergen. Wir sind von oben bis unten mit Schmutz bedeckt, Schlamm in den Zelten, Schlamm im Schlafsack und Schlamm in den Gesichtern.

Und dann kommen die "Blutrünstigen", es sind ungezählte Blutegel, sie setzen sich an jeder freien Körperstelle fest, man ist einfach machtlos, überall die ekligen "Litschis", an den Händen, zwischen den Fingern und nachts auch in den Zelten. Als ich nachts wach werde, hat sich ein dicker Blutegel auf meiner Stirn festgesetzt. Wir nennen dieses Lager den Blutegelcamp.

Morgens scheint dann die Sonne, ganz fern im Norden hebt sich eine lange Kette schnee-bedeckter Berge gegen den klaren Himmel ab. Es sind Sechs-, Sieben- und Achttausender. Aber der Weg bis dahin ist noch weit. Er führt zunächst durch Urwald, an den Bäumen blühen Orchideen. In der Krone eines Urwaldriesen entdecken wir zwei große Meerkatzen, sie haben schwarze Gesichter, sonst sind sie ganz weiß. Wir beobachten die Tiere, filmen und fotografieren.

Die Zeit vergeht, die Tage gleichen jetzt einander. Der Weg führt durch eine alte Kulturlandschaft, bebaute Terrassen ziehen sich auf 3000 m hohe Berge. Sieben bis acht Stunden Marsch liegen nun jeden Tag vor uns, aber man gewöhnt sich bald an den Rhythmus. Mittags wird eine Stunde gerastet, ein wenig gegessen, dann geht es weiter. Der Körper verliert an Gewicht, aber man fühlt sich wohl, merkt, wie die Kondition wächst. Wir sind jetzt fünf Tage unterwegs, das Flußbett des Bhota-Kosi weist uns den Weg, donnernd und tosend fließt das Wasser zu Tal. Es ist warmes Wildwasser. An einigen ruhigen Stellen und im Kehrwasser kann man baden, ein herrliches Vergnügen nach den langen Tagesetappen.

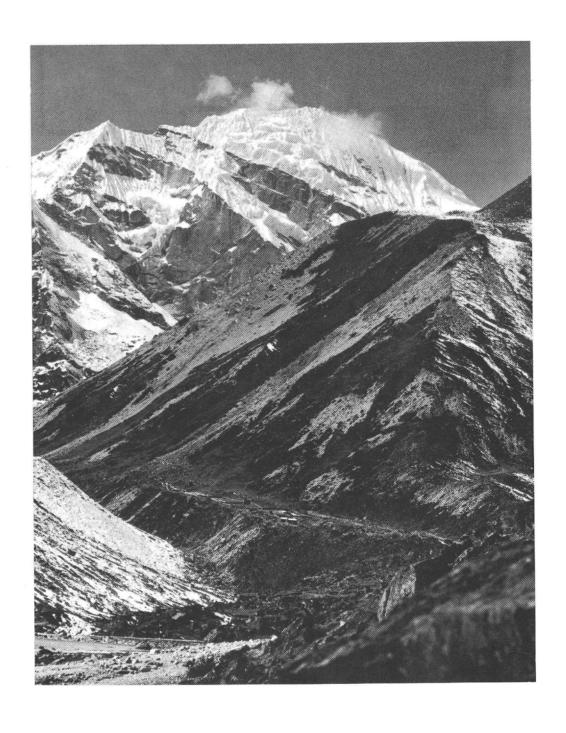
Aber die Freude wird uns bald verleidet. Es ist einen Tag später, der Weg führt dicht am Wasser entlang. Am anderen Ufer, da, wo ein Nebenfluß mündet, stehen einige Hütten. Die Menschen haben am Ufer, fast schon im Wasser, einen Scheiterhaufen errichtet. Auf dem Scheiterhaufen ruht eine Leiche, die Flammen fressen sich ins Holz, ein fürchterlicher Geruch erfüllt die Luft. Bald ist die Umhüllung der Toten verbrannt, wir wollen den Blick abwenden und weitergehen, da bäumt sich durch die Hitze die Leiche nochmal auf, ein schrecklicher Anblick, lange noch steht mir während des Tagesmarsches das Bild vor den Augen.

Wir kommen nun ins Rolwaling-Tal. Jetzt geht der Weg nur noch steil bergauf. Wir rechnen nach überwundenen Höhenmetern, 1000 – 1500 – 2000. Die Nächte verbringen wir oft in kleinen, am Wege gelegenen Tempeln. Milde und gütig lächelt Buddha dann auf die schlafenden Bergsteiger herab. Draußen drehen sich die vom Wasser getriebenen Gebetsmühlen, flattern die Gebetsfahnen im Nachtwind. "Om Mani Padme Hum, Om Mani Padme Hum."

Om Mani Padme Hum betet jeden Morgen der Vormann unserer Träger, bevor wir aufbrechen. Zwei Tage geht es nun schon durch einen abgebrannten Wald. Schwarz und verkohlt stehen die Baumstümpfe in merkwürdigem Kontrast zu den weißen Flanken des Gaurisankars, des über 7000 m hohen Berges, den man lange Zeit für den höchsten Berg der Welt gehalten hat.

Auf der Gaurisankarroute erreichen wir das hochgelegene Tempeldorf Behding. Die Häuser stehen am Felshang, direkt unter dem Siebentausender, inmitten der Ansiedlung befindet sich die Gompa. Der Lama lädt uns ein, wir erleben einen buddhistischen Gottesdienst.

In einem der Häuser des Dorfes befindet sich eine kranke Frau, sie hat den schwarzen Brand im Bein, man meint, sie muß sterben. Wir beraten, was zu tun ist und ob wir sie



Der Parchamo, 6272 m, einer der beiden schönen Himalayagipfel, die die "Expedition" Herrn Bertelmanns besteigen konnte. Foto: E. Reismüller

mit den Trägern nach Kathmandu ins Krankenhaus bringen lassen sollen, aber man weiß nicht, ob sie den Transport übersteht und im Krankenhaus wird sie nur aufgenommen, wenn jemand für sie den Aufenthalt bezahlt. Wir sind bereit, seitens der "Expedition" die Kosten zu übernehmen, aber wie ist es mit dem Transport? Den Angehörigen der Frau ist egal, was passiert, sie ergreifen keinerlei Initiative, es ist eben Sache des Schicksals. So entscheidet sich unser Expeditionsarzt für die Operation.

Zwei Tage bleiben wir in dem Dorf, jeden Morgen hält der Doktor und die Schwester Jacqueline Sprechstunde ab, zahlreiche Patienten finden sich ein. Es gibt eine Menge Krankheiten, von entzündeten Augen bis zu offenen eiternden Wunden. Es sind schreckliche Entzündungen, die man mit dem Allheilmittel dieser Gegend – dem Dung der heiligen Kühe – bestrichen hat. Und als wir den Leuten mit einem großen Stück Seife und einer Bürste den ganzen Schmutz abwaschen, schauen sie uns verständnislos an.

Hier in Behding werden auch unsere Kathmanduträger entlassen. Hier müssen wir Hochträger anwerben, denn nun liegen die Bergbesteigungen vor uns.

Eiskalte Hochlager, Glpfelsturm auf den Kang Pom-Ri

Behding, das kleine Tempeldorf, liegt schon wieder weit hinter uns. Der Weg führt nochmals 500 m bergan. Dann befinden wir uns im Basislager.

Die Träger entfalten ein ausgesprochen malerisches Leben und Treiben. Mehrere Feuerstellen sind errichtet, über den rauchenden Flammen, die mit dürrem Gesträuch und Yakfladen genährt werden, bereiten die Sherpas das Essen. Eine Ziege wird geschlachtet. Es soll noch einmal gut zu Abend gegessen werden, denn morgen früh brechen wir zu den Hochlagern am Kang Pom-Ri auf.

Die Sonne ist hinter einer steilen Felswand verschwunden, es wird sofort kalt, 5–6 Grad unter Null. Der Himmel ist klar, er hat eine stahlblaue Farbe. In weiter Runde steht die ganze "Himalayabescherung", Sechstausender und auch einige Siebentausender. Grün schillern ihre Eisflanken und Hängegletscher herunter, von den Gipfelwächten wehen Schnee-

fahnen. Bevor es Nacht wird, berührt die Sonne noch einmal die höchsten Berge, läßt ihre Gipfel purpurrot aufglühen, dann tauchen sie in das eisige Blau einer Himalaya-Mondnacht.

Es ist eine Stimmung, die sich mit Worten nicht beschreiben läßt, die kurze Dämmerung, glühende Bergspitzen und nachts der Mond über einer riesigen Gipfelwelt.

In der Frühe weckt uns der Expeditionskoch mit seinem obligatorischen Morning-Tea. Das heiße Getränk verscheucht den Schlaf und weckt die Lebensgeister. Die Bergausrüstung und die Sachen für die Hochlager werden zusammengepackt. Dann geht es mit sieben Sherpa und zehn Hochträgerinnen zur ersten Etappe auf einen ca. 5000 m hohen Gletscher. Hier sollten die Hochzelte errichtet werden.

(Himalayabergsteigen besteht zum größten Teil aus dem Vorantreiben von Hochlagern, denn die Nächte in der großen Höhe sind so kalt, daß man erst beim Aufgang der Sonne die Schlafsäcke und Zelte verlassen kann. Für die Gipfelbesteigungen bleiben somit ca. 8 bis 9 Stunden zur Verfügung, eine sehr kurze Zeitspanne, wenn man bedenkt, daß man z. B. bei Touren in den Westalpen schon um 2 Uhr nachts aufbricht, also heißt es im Himalaya, die Hochlager so hoch wie möglich am Berg zu errichten.)

Die erste Etappe unseres Aufstieges erfolgt über grobes, vereistes Blockwerk. Das ist sehr anstrengend und zeitraubend. Inzwischen wird es Mittag, wir halten nur eine kurze Rast, trinken einen Schluck Tee, essen ein Stück Schokolade, dann geht es weiter. Dikker Schnee bedeckt jetzt die Felsen, die Sherpani kommen nur noch schrittweise voran, auch wir keuchen, die dünne Luft macht sich bemerkbar. Immer länger werden die Verschnaufpausen, der Schnee reicht bis an die Knie, das Spuren wird zur Qual, wir wechseln uns mit den Sherpa dabei ab. Am Nachmittag erreichen wir eine flache Stelle, hier errichten wir das Hochlager. Der kommende Tag gleicht dem vorigen, tragen, spuren, kurze Rast und weiter. Am Abend stehen unsere Zelte wieder auf einer flachen Stelle auf dem großen Gletscher.

Wir schlafen zu zweit in den kleinen Sturmzelten, in denen eigentlich nur ein Mann Platz hat. Die Sherpa und Sherpani sind wieder abgestiegen. Sie sollen in einigen Tagen wiederkommen und das Lager abbauen. Die Temperatur ist in dieser großen Höhe rapide gesunken, wir messen 32 Grad minus, das ist bitter, bitterkalt, dazu macht sich die dünne Luft unangenehm bemerkbar. Man friert leichter, hat Kopfschmerzen und kann nicht atmen, die Nächte werden zur Qual.

Kälte, kaum ein wenig Geborgenheit in den Zelten, draußen Vollmond, der Höhensturm reißt Schnee von den Graten der Berge, reißt ihn hoch in die Luft, er glitzert wie Silberstaub im Mondschein. Vom Tal her wehen einige Wolkenfetzen vom Sturm getrieben über den Gletscher, am Himmel stehen Millionen von Sternen, Millionen kalt schimmernder Lichter. Sie sind unwirklich groß und ganz nahe. Hochlager im Himalaya.

Im Zelt kann man sich nicht bewegen, wir haben zwei Paar Angoragarnituren angezogen, dann das Bergzeug und darüber einen Schutzanzug aus Perlon und die Daunenhose und -jacke. So liegen wir wie die Mumien im Schlafsack.

An der Innenseite der Zeltwände hat sich durch das Atmen Eis und Rauhreif angesetzt, ebenfalls bedeckt dicker Reif die Schlafsäcke. Da, wo die Nasen- und Mundöffnungen in der Sturmhaube sind, haben sich kleine Zapfen aus Reif und Eis gebildet. So schleichen die Stunden der Nacht dahin, eine schlaflose Nacht, man kann sich nicht bewegen und langsam schleicht die Kälte vom Eis des Gletschers kommend durch die dichte Bekleidung. Dann, nach langer, langer Zeit wird es Tag, aber es heißt noch warten, die Sonne muß erst ein wenig Wärme verbreiten. Jetzt ist es soweit, ein Lichterbündel steht über den östlichen Bergen. Gigantische Lanzen stechen Lichtstrahlen in das kalte Blau des Himmels, kurze Zeit später steigt der Sonnenball über einem steilen Firngrat empor, taucht den Gletscher und die Zelte in ein warmes, gelbes Frühlicht. Wir brechen zum Kang-Pom-Ri auf.

Die Stunden verrinnen, wir kommen kaum voran, der Schnee ist zu tief, beim Spuren brechen wir bis zu den Hüften ein, das hält lange auf, wir werden heute unser Ziel nicht erreichen und entschließen uns, noch über eine Steilstufe auf einen großen, hochgelegenen Gletscher zu spuren, von dem ein steiler Firngrat zum Gipfel unseres Berges zieht. Dann geht es auf der Spur zurück ins Hochlager.

Morgens brechen wir trotz der grimmigen Kälte um 5 Uhr auf, die Gesichter sind dick vermummt, der Körper ist durch das Daunenzeug unförmig, aber die Spur ist schon getreten, so kommen wir gut voran. Während einer kurzen Pause will ich Tee trinken, mit klammen Fingern suche ich im Rucksack nach der dick eingepackten Flasche, wickele sie aus und merke, daß der Tee trotzdem zu Eis gefroren ist.

Um 10 Uhr befinden wir uns im steilen Eisbruch des großen Gletschers, es ist wärmer geworden, wir haben die Daunensachen deponiert. Schritt für Schritt arbeiten sich die Seilschaften höher, dann legt sich das Eiszurück und wir betreten das flache Stück des Gletschers.

Über den Seilschaften an den 500-800 m hohen Steilwänden hängen absturzbereite Lawinen. Wir sind froh, als wir in den frühen Mittagsstunden dieses Gebiet hinter uns gebracht haben. Jetzt gehen wir den steilen Grat an. Unsere Mannschaft ist kleiner geworden. Wir kämpfen jetzt nur noch mit zwei Seilschaften um den Gipfel, die anderen Kameraden sind zurückgeblieben, Luftmangel, Höhenkrankheit, rasende Kopfschmerzen, aber sie haben ihr Bestes getan und letzten Endes ist es egal, wer bei einem solchen Unternehmen den Gipfel erreicht. Der Erfolg gehört wohl der ganzen Mannschaft.

Der Firngrat hat sich inzwischen zu einem sehr steilen First aufgeworfen, seine Schneide ist zweimal handbreit, nach der linken Seite bricht die Eiswand ca. 700 m zum Gletscher ab, auf der rechten Seite geht es über grünes Eis, weißen Firn und schwarze Felsen Tausende von Metern bodenlos steil ins Tal. Die Schwierigkeiten sind ungefähr die des berühmten Biancogrates in den Alpen, nur dieses hier ist höher, viel viel höher.

Die Sonne hat ihren Höhepunkt erreicht, senkrecht fallen ihre Strahlen auf unseren Grat, sie weichen den Schnee auf. An den Steigeisen bilden sich Schneeklumpen, das ist gefährlich, die Zwölfzacksteigeisen können nicht mehr richtig greifen, man muß aufpassen, muß ein eventuelles Abrutschen mit dem Eispickel sofort auffangen. Wir sichern mit dem Seil besonders sorgfältig, kommen nur

noch meterweise voran. Jeder Schritt kostet unsagbar viel Mühe und Kraft. Ich zähle sieben bis acht Atemzüge für jeden Schritt, nach fünf bis sechs Schritten muß man stehenbleiben, beugt sich tief über die Eispickel und atmet mehrere Züge ganz schnell und tief, pumpt den spärlichen Sauerstoff in die Lungen.

Aber der Gipfel will und will nicht näherrücken, die Zeit drängt, wir werden auf alle Fälle in die bitterkalte Nacht kommen und mit unseren Stirnlampen absteigen müssen, und bei den letzten Metern des Aufstieges graust uns schon vor dem langen, langen Rückweg.

Dann endlich, die letzten zehn Meter zum Gipfel des Kang-Pom-Ri, dann noch fünf, noch drei – oben! Wir drücken uns die Hand, Berg-heil, klopfen uns auf die Schulter, der Himalayagipfel ist bestiegen.

Ober den Trashi-Labsta-Paß und auf den Parchamo

Unser erstes Ziel ist erreicht, der Kang-Pom-Ri bestiegen. Die Hochlager sind abgebaut, das Basislager wird geräumt, zusätzliche Träger sind angeworben. Die "Truppe" besteht jetzt aus den sieben Sherpa und fünfzig Sherpani und Trägern. Mit dieser gesamten Mannschaft müssen wir über den 5755 m hohen Paß. Bis zur Paßhöhe sind es noch vier bis fünf Tagesmärsche.

Der erste Tag hat es aber schon in sich. Zuerst geht alles ganz gut, die Sherpa überwachen das Verladen der Lasten, die Träger lachen und scherzen, es herrscht das übliche bunte Durcheinander wie vor jedem Aufbruch. Wir haben noch zusätzlich einen halben Yak gekauft. Das Fleisch befindet sich in den großen, aus Weiden geflochtenen Tragkörben. Jeder hat gut gegessen und die Stimmung ist ausgezeichnet.

Mittags rasten wir kurz vor Beginn eines langen Gletschers. Die Sonne scheint warm, man kann sich auf die Erde legen und ein wenig schlafen, so vergeht eine Stunde. Wir wundern uns, daß kein Sherpa und kein Träger mehr nachkommt, bis dann doch der Chef der Sherpa, der für den ganzen Transportablauf verantwortlich ist, erscheint und uns mitteilt, daß die Träger streiken.

Das ist eine schlimme Sache, ausgerechnet

jetzt, wo wir die Zeit dringend brauchen. Erich Reismüller geht mit dem Sherpa zurück. Die Träger hocken in einem weiten Kreis auf großen Steinen und beraten und debattieren hestig.

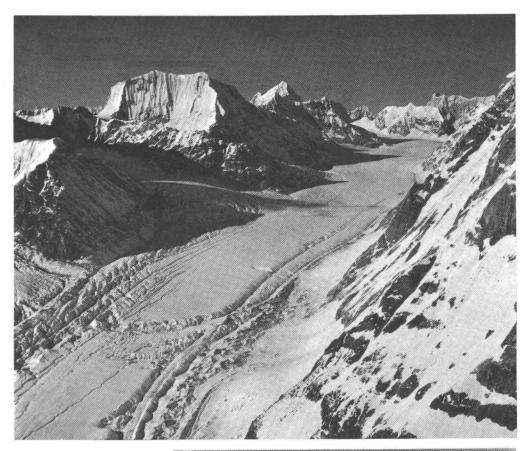
Aber so ist es wohl auf allen Himalaya-Expeditionen, ohne einen Trägerstreik scheint es nicht zu gehen.

Nach einiger Zeit gelingt es unserem Leiter, sich mit den Trägern zu einigen. Sie bekommen eine zusätzliche Höhen- und Kältezulage für die Überschreitung des Passes.

Nachdem die "Lohnerhöhung" zugesichert ist, steht einem Weitermarsch nichts mehr im Wege, aber durch die verlorene Zeit können wir heute unser Tagesziel nicht erreichen. Wir lagern deshalb an einem eiskalten, halb zugefrorenen Gletschersee. Feuer aus mitgebrachtem Holz werden entzündet und der halbe Yak wird gebraten. Wind kommt auf und fährt in die Feuer, die Flammen prasseln hoch empor. Sie beleuchten ein malerisches Lagerleben, nachts wird der Wind dann zum Sturm, er heult um die Zelte, bläht die Leinwand auf und singt in den Verspannungen. Der nächste Tag wird unangenehm, der Weiterweg erfolgt über eine Seitenmoräne des großen Gletschers, der Sturm streicht über die hohen Moränenrücken und reißt Tausende von Sandkörnern mit sich fort, wirbelt sie in die Lust und peitscht sie uns in die Gesichter. Wir sind froh, als der Tag zu Ende ist und wir abends in den Zelten liegen. Der Höhenmesser zeigt 4300 m. Morgen liegt eine besonders lange Tagesetappe vor uns.

In den frühen Morgenstunden legt sich der Sturm, die Wolken zerreißen und vereinzelte blaue Stellen erscheinen am Himmel. Unser Weg führt uns jetzt durch eine besonders steinschlaggefährdete Zone. Wir müssen, dem Gletscher folgend, brüchige, steil aufragende Bergflanken entlangmarschieren. Sobald die Sonne in diese Wände scheint, taut das Eis und der Schnee, und unzählige kleine Rinnsale waschen große und kleine Steinbrocken aus dem Berghang, die dann durch die Luft sausen und wie Granaten auf der Moräne zerschellen.

Es muß wohl an der Mentalität der Asiaten liegen, denn für unsere Träger ist es ein großes Vergnügen, zu beobachten, wie die Steine über die Wände poltern und zu sehen, ob nicht gar jemand von ihnen getroffen wird.



Oben: Blick vom Gipfel des Parchamo auf den oberen Drolum-Bau-Gletscher. Unten: Eine Steilstufe mit Eisbruch am Drolum-Bau-Gletscher, die es für die Teilnehmer an der beschriebenen Rolwalingfahrt zu überwinden gilt.



Fotos: E. Reismüller

So vergeht der Tag. Es beginnt schon zu dämmern, wir sind immer noch unterwegs. Dann sperrt eine 300 m hohe Eiswand den Weiterweg. Wir schlagen an ihrem Fuß die Zelte auf. Vorher müssen ca. 50 cm Neuschnee festgetreten werden. Die Höhe dieses Lagers beträgt 5000 m.

Morgens finden wir dann an der rechten Hälfte der Eiswand eine Stelle, die aussieht, als könnte sie so hergerichtet werden, daß wir die 300 m hohe Steilstufe aus Eis mit unserem ganzen Treck überwinden können. Zuerst werden Stufen in das blanke Eis geschlagen, dann bringen wir Eisschrauben an. An den Eisschrauben werden die Seile befestigt.

Das erfordert alles viel Anstrengung und Zeit. Gegen Mittag, als die Sonne senkrecht in die Eismasse scheint und das Licht sich so grell wie in einem riesigen Hohlspiegel in Abertausenden von Eiskristallen bricht, daß man kaum mit der schwarzen Gletscherbrille in das Glitzern und Gleißen sehen kann, haben wir die Hälfte der Eiswand überwunden. Aber es gibt heute keine Pause, keine Rast, das Gebiet hier ist zu gefährlich, hoch oben, wo sich die Kante des Eises gegen den tiefblauen Himmel abzeichnet, stehen zahlreiche absturzbereite Eistürme, hängen absturzbereite Eisbalkone.

Man hört, wie der Gletscher sich bewegt, wie er lebt, wie er arbeitet, hört das Rauschen und Plätschern vieler Wasserläufe, die nachts erstarren, in der Mittagshitze aber auftauen und über glatt polierte Steilstufen aus blauem Eis in ausgespülte Eiswannen fließen, dann überlaufen und weiter zu Tal strömen. In den Steilabbrüchen des Gletschers birst das Eis, es donnert und grollt wie ein sich näherndes Gewitter, dann erfolgt ein Prasseln und Poltern und viele Zentner Eis stürzen in den Abgrund.

Die Träger und die Sherpani kommen langsam aber stetig mit Hilfe der Seile und der Stusen voran. Und am späten Nachmittag liegt auch dieses Gebiet hinter uns. Es geht jetzt noch zwei Stunden über den wieder flacher gewordenen Gletscher und abends steht das Hochlager unterhalb des Passes. Morgens liegen somit noch 400 m Steilaufstieg vor dem Expeditionstreck, dann ist der Trashi-Labsta-Paß erreicht.

Von hier bricht die Gipfelmannschaft unter

der Führung von Erich Reismüller zur Besteigung des Parchamos auf. Über eine ausgesetzte, abschüssige Eisflanke kann auch dieser Gipfel (6275 m) von der Expedition bestiegen werden.

Damit haben wir unser Vorhaben abgeschlossen, zwei Himalayaberge sind bestiegen und der Trashi-Labsta-Paß mit dem gesamten Expeditionstreck überschritten. Wir steigen ins Mt.-Everest-Tal ab, kommen zu dem bekannten Sherpadorf Namche-Bazar und besuchen den berühmten Tempel Tengpoche am Fuße des höchsten Berges der Welt, und wieder wird es Nacht über den Bergen, scharf heben sich die Umrisse des Everest in den roten Abendhimmel und wieder reißt der Wind Schneefahnen von dem Gipfel des großen Berges. Unten im Tal wehen Gebetsfahnen, drehen sich endlos die Gebetsmühlen, Om Mani Padme Hum, Om Mani Padme Hum, d. h. oh, du Juwel in der Lotosblume.

Rolwaling-Himalayafahrt des Deutschen Alpenvereins

Das Unternehmen wurde von der Berg- und Skischule des DAV durchgeführt. Die Fahrt stand unter der Leitung von Erich Reismüller.

Teilnehmer waren:

Dr. Gerd Adler, München; Jürgen Bechler, München; Romain und Jaqueline Heyer, Mulhouse, Frankreich; Hans Kronast, München; Dr. Klaus und Dr. Gertrud Kubiena, Wien; Dr. Wolfgang Schlüter, Bielefeld; Roland Trawnik, München; Friedhelm Bertelmann, Minden.

Das Ziel des Unternehmens war, das Rolwaling-Himalaya-Gebirge von Westen nach Osten zu durchqueren. Dabei sollten der Kang Pom-Ri und der Parchamo bestiegen werden.

Gleichzeitig galt es, mit dem ganzen Expeditionstreck, der aus den Bergsteigern, 7 Sherpa und ca. 50 Trägern und Trägerinnen bestand, den 5755 m hohen Trashi-Labsta-Paß zu überschreiten.

Alle diese Ziele konnten dank der guten Vorbereitung der "Expedition" unter der hervorragenden Führung von Erich Reismüller erreicht werden

Die Auslandsbergfahrt wurde in der Nachmonsunzeit von Anfang Oktober bis Mitte November durchgeführt.

Anschrift des Verfassers: Friedhelm Bertelmann, D-4950 Minden, In der Brache 13.

"Wir waren eine Mannschaft von Freunden und sind Freunde geblieben"

Tiroler Lhotse Expedition 1970 des ÖAV

Rüdiger Litz

Die Einladung, über den Lhotse zu berichten, kam unerwartet und fast unwillkommen. Wer kennt ihn auch schon - den Lhotse II oder Lhotse Shar (8400 m)? Lag doch auch sein großer Bruder, der schöne Lhotse I mit 8511 m, immer im Schatten des alles überragenden Mount Everest. Die alpine Literatur ist zur Genüge strapaziert und angefüllt mit Erlebnisberichten; wenn wir uns heute doch entschließen, mit diesem Beitrag an die Öffentlichkeit zu gehen, dann nur deshalb, weil unsere Expedition vielleicht anders war. Weil wir glauben, den "kleinen Bergsteigern" Mut machen zu können, weil wir überzeugt sind, daß auch kleine, selbstfinanzierende Bergsteigergruppen neben den modernen Großexpeditionen erfolgreich sein können.

Erfreulich für uns war die Tatsache, daß diese herrliche, 3000 m hohe Steilwand des Lhotse Shar solange unbeachtet geblieben war. Erst 1965 unternahm eine starke japanische Mannschaft der Waseda Universität einen Ersteigungsversuch; sie kam nach dramatischem Einsatz bis auf etwa 8000 m. Dipl.-Ing. Schneider hatte uns die Fotos vom Lhotse und damit die Herausforderung in den Klub gebracht. Siegfried Aeberli, sein jahrelanger Begleiter bei Vermessungsarbeiten im Himalaya, bewarb sich daraufhin um die Genehmigung, setzte uns vor die Alternative, etwas zu tun oder nicht und wurde so zu unserem Expeditionsleiter. Im Juli 1969 hielten wir, ein paar Männer der HG "Alpiner Klub Karwendler Innsbruck", überraschend die Genehmigung zur Besteigung des Lhotse Shar in der Hand. Wir wurden nicht eingeladen zu diesem Unternehmen, sondern wir mußten uns die Voraussetzungen dafür selbst erarbeiten.

Die Aufgabe schien unsere Kräfte zu über-

steigen. Monatelang haben wir fast jede Nacht gearbeitet, Berechnungen und Skizzen des Berges angefertigt, das nötige technische Material und die Verpflegung errechnet. Zuletzt wurde die Ausrüstung beschafft und vorpackt. Trotz umsichtiger Planung und vieler Vorbilder haben wir manches falsch gemacht. Die letzten Tage waren erfüllt von Hast, wir waren froh, als wir endlich die Reise nach Nepal antreten konnten. Anfang März bestiegen wir in Zürich das Flugzeug: Siegfried Aeberli (Expeditionsleiter), Hansjörg Köchler, Walter Larcher, Dr. Rüdiger Lutz, Rolf Walter (alle HG Karwendler Innsbruck), Dr. Gert Garbeis (Arzt) und Sepp Mayerl, vulgo "Blasl Sepp" von der "Alpenraute

Neun Briefe hatten wir von drüben an unsere Freunde geschrieben. Ich mußte diese nochmals lesen, um jetzt wieder dabeizusein, um hier überhaupt berichten zu können; aber es scheint mir vermessen, über Freude und Leid und über die Gefühle meiner Gefährten zu schreiben. Man möge mir verzeihen, wenn ich versuche, mit wenigen Worten zu schildern, wie es war, oder zumindest wie ich es erlebte.

Überschäumende Freude klingt aus unseren Berichten über Kathmandu, über die Schönheit der Landschaft, der Kultur und über die Freundlichkeit der Menschen. Hier werden wir von unseren Sherpas erwartet, unser Shirdar Urkien ergänzt unsere Vorräte. 1200 kg haben wir mitgebracht, Hochverpflegung, Bergausrüstung und Sauerstoff. 2000 kg Grundnahrungsmittel werden nun zugekauft, und mit 105 Trägern machen wir uns auf den langen Weg zum Berg. Von manchem Experten belächelt. 19 unvergeßliche Tage wandern wir unserem Ziel entgegen - immer gegen Nordosten. Die tiefen Täler der von Norden nach Süden fließenden Himalayaflüsse müssen überquert werden. Es geht immer auf und ab. Stundenlang steigt man über kleinste Reis- und Getreideterrassen den Berg hinauf - vorbei an den einfachen strohgedeckten Bauernhäusern; jeder Meter Kulturland ist hier dem Berg abgerungen. In der Höhe schließen vollblühende Rhododendronwälder an. Faustgroße rote, rosa und weiße Blütenbüschel hängen über uns, die weißen Himalayariesen glänzen in der Ferne. Nach Überschreiten der Kämme senkt sich der Pfad wieder tief in die nächste Schlucht. Feuchtwarme Luft, blühende Orchideen, Moose, Farne und riesige blühende Magnolien vermitteln uns den Eindruck des Regenwaldes. Auf primitiven Hängebrücken überqueren wir die Flüsse.

Unvergeßlich ist der erste Blick auf Everest und Lhotse! Über Namche Bazar, die Distriktshauptstadt, erreichen wir Kum Chung (3500 m), den Heimatort der Sherpas, Jetzt sind wir vollständig. 7 Sahibs und 7 Sherpas. Hier werden die meist barfuß gehenden Talträger entlohnt und heimgeschickt. Sherpaleute übernehmen den weiteren Transport unserer Lasten. Hier erfahren wir von zwei großen japanischen Expeditionen, die vor wenigen Tagen mit 1800 Leuten zum Mount Everest durchgezogen sind. Wir selbst kommen uns klein vor, und ein unausgesprochener Zweifel beschleicht uns beim Blick auf die hoch vor uns aufragende Lhotse-Wand. Immer höher hinauf führt unser Pfad. In einmalig schöner Erinnerung sind uns die bereits auf 4000 m liegenden buddhistischen Klöster Tengpoche und Dingpoche. Malerisch stehen die Silhouetten ihrer Tempel, Tschorten und Gebetsfahnen am wolkenlos blauen Himmel, kilometerlange Schneefahnen reißt der Sturm von den umstehenden Eisriesen.

Die Nächte werden kälter, minus 20 Grad, es schneit. Eng aneinandergekauert verbringen die Träger die Nacht im Freien. Am Morgen liegt der beißende Rauch der Yakmistfeuer über unserem Lager. Nach 19 Tagen, am 4. 4. 1970, erreichen wir am Wandfuß des Nuptse-Lhotse-Kammes den Platz für das Basislager (5200 m). Viel Mühe kostet das Aufrichten der Zelte. Eine große Charka (bambusgedecktes Steinhaus) entsteht. Zwei Monate ist sie für uns Aufenthaltsraum und Küche zugleich.

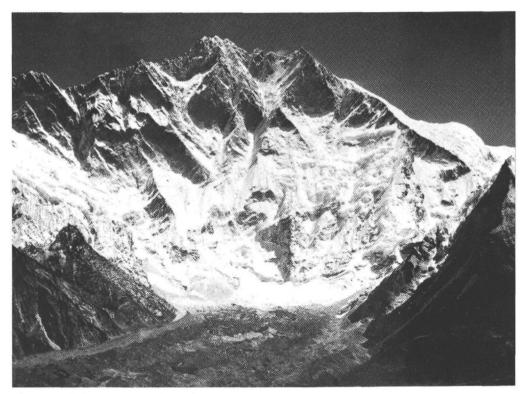
Bereits nach zwei Tagen ist der Platz für Lager I (5900 m) erreicht, eine ebene Fläche mit herrlichem Blick auf die im Halbrund stehenden Sechstausender und Siebentausender. Einige 100 m Seil hängen bereits in der Wand und erleichtern den Aufstieg. Sechs Tage arbeiten wir abwechselnd am Ausbau dieses Lagers. Eine große Eishöhle mit Küche, Sherpa-Raum und Sahib-Raum — so groß, daß man aufrecht stehen kann — dient uns von nun an als vorgeschobenes Ausgangslager. Verpflegung, Sauerstoff und Ausrü-

stung alles, was wir für den weiteren Angriff benötigen, kommt nun täglich hier herauf. Inzwischen arbeiten Rolf, Sepp und Walter am Vortrieb zum Lager II. Ein steiler Eissporn weist den Weg, ieder Meter muß hier versichert werden. Entweder schneit es. oder der Sturm macht ein Vorwärtskommen unmöglich. An manchen Tagen schaffen sie eine einzige Seillänge, und doch wandert Seilbund um Seilbund nach oben, jedesmal 300 m. Mit Holzpflöcken, Eisschrauben, Haken und meterlangen Aluminiumprofilen wird dieses schier endlose Seilgeländer verankert. Hie und da kommt ein Stück japanischer Versicherung zum Vorschein und wird mitverarbeitet. Eine ganze Woche kämpfen sie in den Sturmpausen um einen 300 m hohen Felssporn aus flach geschichtetem Schiefer; am 18. 4. ist der Platz für Lager II (6700 m) erreicht. Eine winzige Plattform wird aus dem scharfen Wächtengrat geschlagen und nach mühevoller Arbeit steht ein Zelt, daneben ist kaum Platz zum Stehen. Ein zweites stellen wir in eine vom Sturm ausgefressene Höhle, aber bereits am nächsten Tag wird es verschüttet und wir müssen es wieder aufgeben. Das Übernachten ist ungemütlich, der Boden unter uns ist trügerisch. und auch während des Schlafens bricht der Grund immer wieder ein, alles ist hier vom Sturm unterhöhlt. Zusätzlich mit einem 40m-Scil umwickelt, kann unser Zelt dem ungeheuren Sturm standhalten. Während die Klettermannschaft ins Basislager geht, um sich zu erholen, bemühen wir uns um den weiteren Ausbau dieses Vogelnestes.

Tief unten, mit dem freien Auge sichtbar, liegt das Basislager mit seinen bunten Zelten. In den Erholungspausen ist es dort herrlich. Man wird von Giggi betreut, bekommt warmes Wasser zum Waschen. Sepp hat einen Yak geschlachtet, so haben wir Frischfleisch. Zweimal feiern wir Geburtstag, von Hansjörg und von Sepp; drei Flaschen Schnaps, zwanzig Dosen Bier, etwas Pudding und Kompott sind unser einziger Luxus.

Aber auch Rückschläge stellen sich ein. Hansjörg hat sich auf Lager II die Füße erfroren, täglich bekommt er vom Arzt Infusionen. Sepp fällt für einige Zeit aus, er trägt den Zeigefinger geschient — beim Yakschlachten hat er sich infiziert.

Doch oben zwischen 6000 und 7000 m muß



Lhotse I und Lhotse II von Süden.

die Arbeit weitergehen. Auf Rolf und Walter liegt nun unsere ganze Hoffnung. Das Eisbeil in der einen, den Pickel in der anderen Hand klettern sie aus der Höhle von Lager II in die Höhe. Unverläßliches, steiles Eis, steiler Fels, dazu Pulverschnee. Hinter ihnen folgt Kacherry oder Pasang Phutar mit Seilrollen und Haken. Meter um Meter wächst das Geländer. In tagelangem Kampf kommen sie bis auf 7000 m, dann bricht auch dieser Angriff im dauernden Schneesturm zusammen. Rolf muß zurück, und dann auch Walter. Die gesamte Mannschaft geht zur Erholung ins Basislager.

Ein neuer Angriff bringt uns auf 7200 m, jetzt ist auch Sepp wieder dabei. In einer steilen Eiswand muß Lager III entstehen. Sepp und zwei Sherpas krallen sich hier fest. Da es keine Möglichkeit gibt, ein Zelt aufzustellen, hacken sie an einer dritten Eishöhle. Notdürftig verbringt Sepp allein die Nacht. Zwei aufgestiegene Sherpas helfen am nächsten Tag, aber wegen des Sturmes können sie nicht mehr absteigen. Zu dritt verbringen sie

die Nacht mit nur zwei Schlafsäcken. Einen weiteren Tag halten sie sich, aber es gelingt ihnen nicht mehr, Schnee zu schmelzen und zu kochen. Am Morgen des dritten Tages müssen sie aufgeben. Sie kommen herunter zu uns nach Lager II, erschöpft, blau im Gesicht. Mit heißem Tee versorgt und kräftig durchmassiert, können sie weiter absteigen bis ins Basislager.

Nun gilt es, Lager III auszubauen. Wir hakken weiter an der Höhle, langsam, aber stetig. Diese letzte wird nur mehr ganz niedrig, hier kann man nur mehr kriechen und hokken. Anfangs hilft Pasang Themba, aber nach einer Nacht phantasiert er und wir müssen ihn hinunterschicken, dafür helfen Rolf und Walter. Eigentlich sollten sie weiterklettern, aber jetzt hacken sie. Langsam erreicht die Höhle eine tragbare Größe. An die Ausgesetztheit des Platzes haben wir uns längst gewöhnt, 2000 m Abgrund liegen unter uns. Ungesichert bewegen wir uns auf der schmalen Leiste vor dem Eingang. Auch von hier aus kann man das Basislager sehen. Heute

ist alles weiß unten. Eine große Eislawine hat das "sichere Lager" erreicht. Zelte zerrissen und die Charka abgedeckt. Wir erfahren es von Hansjörg über Funk. Es ist nichts passiert, und zur Zeit sind sie schon wieder am Flicken und Erneuern. Anulu kommt mit seinen Leuten, bringt Ausrüstung, Sauerstoff und Seile. Ans Leben im Eis haben wir uns längst gewöhnt. Was man morgen essen will, muß man heute in die Tasche stecken, damit es auftaut. Selbst in den Eishöhlen hat es oft minus 20 Grad. Alles, was von Wert ist, wandert mit in den Schlafsack. Immer wieder schneit es, und in kurzen Abständen gehen Lawinen über unsere Behausung, Der Eingang ist verschüttet und es wird angenehm warm. Erst funktionieren die Kocher nicht mehr, dann gehen die Kerzen aus, und auch die Zündhölzer brennen nicht mehr. Nur langsam begreifen wir, daß der Sauerstoff knapp wird. Endlos ist der Kampf um eine Offnung ins Freie, die jeder Schneerutsch von neuem verschüttet. Aber es muß Luft herein. Dann wieder Stunden schönen Wetters, frei geht der Blick über die Berge des Himalaya, Kaum mehr auszunehmen sind die formenschönen Sechstausender und Siebentausender von hier heroben, denn nun liegen sie unter uns. Nur die ganz großen Berge sind noch da, der Makalu (8400 m) und der Lhotse ganz hoch über uns.

Nach Vollendung von Lager III geht die gesamte Mannschaft ins Basislager zur Erholung. Der Lhotse-Pfeiler ist praktisch erstiegen, über 3000 m Seil hängen in der Wand. Hansjörg geht es nun besser, dafür hat Athenu Lungenentzündung, ich habe vier blaue Finger, erfroren beim Teekochen auf Lager III. Sonst sind alle wohlauf. Im Zelt vom Bara-Sahib (Siggi) wird lange beraten. Der Plan muß gelingen. Bei aufklarendem Wetter wird alle verfügbare Kraft eingesetzt. Alle Träger transportieren nun zwei Tage lang ausschließlich Sauerstoff von Lager II nach Lager III, so kommen 24 Flaschen dorthin. Erst dann geht die Spitze nach oben. Rolf und Sepp haben die erste Chance. Walter, Siggi und ich folgen mit einem Tag Abstand. Das Wetter ist herrlich, wolkenlos und warm. In Hemdsärmeln steigen wir hinauf, alles tropft und rinnt, die Haken schmelzen aus. Das Fieber der großen Entscheidung hält uns gefangen. Rolf und Sepp erreichen Lager III und versichern noch am selben Tag den Ausstieg auf's "Dach", den flacheren Teil des Berges zwischen Pfeilerkopf und Gipfelaufschwung. Sie sind in prächtiger Verfassung.

Am folgenden Tag steigen sie mit den vier noch einsatzfähigen Sherpas von Lager III weiter und erreichen den Platz für Lager IV (7600 m). Sie bringen ein Zelt, einen Kocher, Schlafausrüstung und sechs Flaschen Sauerstoff für beide, je eine für die Nacht, eine für den Gipfelaufstieg, eine für den Heimweg. Während die Sherpas wieder absteigen, verbringen die beiden im einsamen Zelt auf Lager IV die Nacht ihres Lebens, einen Achttausender zum Greifen nahe. Walter und Urkien verbringen die Nacht auf Lager III. Sie sollen einen Tag später denselben Versuch machen. Siggi und ich sind auf Lager II. Am für uns denkwürdigen 12. Mai 1970 schieben wir uns alle ein Lager höher. Unsere Spitze geht zum Gipfel - wir warten . . .

Der Weg zum Giptel

Originalbericht von Rolf Walter

"Die Nacht haben wir gut verbracht, nur ungern verlassen wir unser Zelt, um die letzten Vorbereitungen für unseren heutigen Gang zu treffen. In bequemer Höhe trete ich mir eine ebene Fläche in den Schnee, um die Steigeisen anziehen zu können, Bücken ist mühsam in gut 7500 m Höhe. Neben mir stöhnt Seppl, auch er vermißt die sauerstoffschwangere Atmosphäre unseres Zeltes.

Über einem inselreichen Wolkenmeer wölbt sich ein strahlend blauer Himmel, uns wärmen die ersten Sonnenstrahlen. Lager IV steht auf der breiten Südost-Abdachung unseres Berges, von hier zieht ein breiter Hang hinauf zu einem Gratkopf mit 8050 m Höhe, dahinter baut sich die Gipfelflanke auf, dazwischen soll eine breite Schlucht liegen, die große Unbekannte unseres Aufstieges.

Eigentümliche Last ziert heute unsere Rucksäcke, jeder von uns hat zwei lange französische Sauerstoffflaschen eingepackt, aus ihnen erhoffen wir uns die Luft für die letzten 400 m. Vorerst heißt es aber den Gratkopf zu erreichen und dabei mit dem "einheimi-



Aufstieg nach Lager II (6700 m); im Hintergrund Ama Dablan.

schen" Sauerstoff auszukommen. Der Hang wechselt zwar oft die Neigung, Schwierigkeiten bietet er keine, schwer ist's im Windbruchharsch zu spuren, erleichtert betreten wir immer wieder blankgefegte Firneisflächen. Langsam sinken um uns die Bergspitzen tiefer, allein der Makalu im Osten bleibt schier unverändert in seiner Größe. Zahlreich sind die Atempausen, die wir einlegen müssen, schwer ziehen die Riemen an unseren Schultern. Endlich, gegen 9 Uhr, nach drei Stunden, erreichen wir den Gratkopf, ab hier wollen wir uns den mitgebrachten Sauerstoff genehmigen, gespannt warten wir auf seine Wirkung, unsere Kräfte sind bereits schwer angeschlagen. Sorgfältig schrauben wir das Reduzierventil auf eine Flasche, schließen den Schlauch der Atemmaske an und setzen letztere auf. Nun fließt das kostbare Element von der kleinen Flasche in die "Große". Sepp ist zum Astronauten geworden, leider bleibt die Schwerkraft unvermindert. Nach den ersten tiefen Atemzügen fühlen wir uns gleich merklich gestärkt, beim Blick ums nächste Wächteneck haben wir diese Stärkung bitter nötig. Eine breite, in mehrere Rinnen gegliederte Schlucht trennt uns von der Gipfelwand. Die einzige Verbindung bildet der obere Rand der Schlucht, ein wilder, schaurig steiler Wächtengrat.

Wir überlegen nicht lange, Zeit ist Sauerstoff, schon tänzeln wir auf den vordersten Zacken unserer ausgezeichneten Steigeisen, in der Linken das Eisbeil, in der Rechten den Pickel, überm Abgrund. Auf's Seil verzichten wir, Sichern würde uns zu lange aufhalten. In den Heimatbergen würde es uns niemals einfallen, diese Schwierigkeiten ohne Seil zu gehen. Gutes Firneis baut die tollen Formen der Wächten auf, es verningert das Risiko und macht trotz der Steilheit ein rasches Weitersteigen möglich. Hie und da schauen wir vorwitzig über eine Wächte und sehen hinunter auf's Dach der Welt, nach Tibet. Für einen kurzen Augenblick zeigt sich der Mount Everest. Blau wie ein Eislaufplatz schillert sein Südsattel herauf. Wir nehmen uns nicht viel Zeit zum Schauen, wir müssen unserer eigenen Lage zuviel Aufmerksamkeit schenken.

Ein kurzer Abstieg bringt uns endgültig in die Gipfelflanke, fast unvermindert bleibt die Steilheit, ungebrochen ist aber auch unser Auftrieb. Nebeneinander steigen wir höher, vier feine Einstiche der Frontalzacken zeichnen die Spur.

Noch befinden wir uns im rechten Wandteil, eine lange Linksquerung bringt uns in Gipfelfallinie. Ein Felsblock lädt zu kurzer Rast ein. Wir essen ein bißchen und beobachten eine Dohle, die hier auf 8200 m ihr Spiel treibt. Der nahe Gipfel über uns reißt uns wieder hoch. Eine breite, pulverschnee-erfüllte Rinne zur Linken meiden wir, wir steigen lieber in den begrenzenden, gut gestuften Felsen höher,da sparen wir uns das Spuren. Das Gelände ist hier flacher, um so steiler hängt die Gipfelwand über uns. Der Gipfel wird von einer waagrechten Schneide gebildet, die von vielen kleinen Wächten gekrönt ist. Sepp, der sich als Kirchturmdecker auf Spitzen versteht, bestimmt eine Wächte im linken Teil zum Gipfel. Das heißt, noch ein Stück nach links steigend queren. Die Felsen bleiben zurück, wir kleben in der Schlußwand. Gegenseitig stellen wir uns die Saucrstoffzufuhr von drei auf vier Liter pro Minute, rasselnd dringt der Sauerstoff in den Atembeutel. Jetzt heißt's alle Kraft und Konzentration zusammenreißen, was sich da über unseren Köpfen aufbaut, scheint kriminell. Keine 30 m trennen uns von oben, aber die wollen erst erstiegen sein. Ein Blick hinunter: Tief unten sehe ich Lager IV, und stecknadelgleich erkenne ich unsere Sherpas, die Nachschub bringen. Die werden schauen!

Weiter geht's, aber wie? Das gute verläßliche Eis geht hier in faulen Schnee über, tief stoße ich Pickel- und Eisbeilstiel hinein. Mühsam ziehe ich mich daran höher, unsicher stapfen die Beine nach. Wenige Meter unter unserer Gipfelwächte bleibe ich hängen, es ist unmöglich, hinaufzukommen, alles gibt nach. Sepp gelingt es weiter rechts die Wächte zu durchschlagen, ich steige zu ihm zurück. Direkt über den Wächtenkamm erreicht Sepp den höchsten Punkt der Wächte, mit flauem Gefühl im Magen folge ich. Es ist 12.30 Uhr. Wir setzen uns, ein Bein baumelt links, eins rechts überm Abgrund. Nebelschwaden umspielen uns, plötzlich sind sie da. Schnell mache ich noch ein paar Aufnahmen vom Mt. Everest, der Gipfel des Lhotse I ist bereits im Nebel verschwunden, nur schemenhaft tauchen wildzerklüftete Teile des Verbindungsgrates auf.

Ich binde unsere Wimpel auf den Pickel, den Wimpel vom Land Tirol, meinen Klubwimpel, den Wimpel der A.V.-Jugend und den des Gastlandes. Unsere gefährliche Lage, die schnelle Verschlechterung des Wetters und die Sorge um den Abstieg lassen keine große Gipfelfreude aufkommen, doch unvergeßlich sind mir die Bilder, die sich zeigen. Schlicht und ehrlich der Handschlag mit Sepp. Gern wollte ich ein Steinchen vom Gipfel für meine tapfere Frau mitnehmen, doch weit und breit nur Eis und Schnee. Rasch wechseln wir die leere Sauerstoffflasche gegen die volle, der Rucksack wird dadurch um einiges leichter. Die ersten Schritte zurück in die Wand, die inzwischen vollständig in Nebel getaucht ist, kosten mich nicht wenig Überwindung, doch rasch kehrt die alte Sicherheit wieder. Pausenlos steigen wir ab, nur schwer können wir uns orientieren; wenn es nur nicht stärker zu schneien anfängt, doch von diesem Übel bleiben wir heute verschont.

Wir müssen nun im Abstieg den Weg des Aufstiegs bewältigen, was bleibt uns anderes übrig, als ohne Zaudern die steilsten Stellen hinunterzusteigen. Mit Freude erkennen wir im dichten Nebel, daß wir soeben das letzte schwierige Gratstück abgestiegen sind. Da fällt mir ein, im Rucksack habe ich noch ein paar getrocknete Aprikosen, sie schmecken uns herrlich. Was nun? Vor uns liegt eine kilometerbreite Flanke und darin irgendwo unser Zelt. Die Sicht reicht kaum fünf Meter. Wir beginnen auf gut Glück weiter abzusteigen, anfangs geht's ganz gut, plötzlich tut sich zwei Meter vor mir ein bodenloser Abbruch auf. Also links, wieder ein Abbruch, dann rechts, Abbruch, wieder links, doch rechts, es geht weiter . . . Wir haben uns verirrt.

Sepp hat die glorreiche Idee: Immer nach rechts queren, dann müssen wir zum Grat kommen, an dem wir uns orientieren können. Wir queren und queren und lösen dabei einander in der Spurarbeit ab. Der Höhenmesser sagt uns, daß wir bald die Höhe unseres Zeltes erreicht haben müssen. Wir rufen nach den Kameraden, keine Antwort. Sepp schreit "ein Zelt!", leider ist es ein Felsblock. Der Nebel lichtet sich ein bißchen und jetzt erspähen wir tatsächlich unser Zelt. Fast waagrecht queren wir hinüber.

Walter empfängt uns, wir befreien ihn von

einer großen Sorge. Heißer Tee möbelt uns wieder auf. Neu gestärkt beschließen wir, heute noch nach Lager III abzusteigen. In einer knappen Stunde schaffen wir den Abstieg. Ein Schrei läßt Siggi und Rüdiger aus ihrer Schneehöhle fahren. Männer werden zu Kindern.

Mich erfüllt große Dankbarkeit meinen Kameraden gegenüber, jeder einzelne hat sein Bestes gegeben, um uns den Weg zum Gipfel zu ermöglichen. Nur wer selbst schon um einen hohen Berg gerungen hat, weiß, was es heißt, gut in Form zu sein, und doch zugunsten eines anderen zurückzustehen.

Langsam beginne ich, das Glück des Tages zu begreifen, es wird zur Freude des Lebens."

... Als das letzte rosa Licht über das Wolkenmeer unter uns streicht, knirscht der Schnee, und dann stehen sie draußen auf der schma-



len Leiste von Lager III. Eisüberkrustet, lachend, siegreich. Es ist kaum Platz zum Stehen für uns vier — aber Platz zum Weinen. Eine qualvolle Nacht verbringen wir im überfüllten Lager. Am Morgen steigen sie alle ab. Ich bleibe hier und warte weiter auf Walter. Heute hat er mit Urkien seinen großen Tag. Der 51jährige großartige Anulu liegt neben mir. Wir warten. Mit kleinen Gefälligkeiten bringen wir uns über die Spannung, eine Tasse Tee, etwas Tsampa, eine Scheibe Wurst, auf der freien Flamme gebraten. Wir sprechen kaum.

Ich zähle die Tropfen, die vom Dach der Höhle fallen. Einmal geht es zu Ende, das Warten auf einen Freund, der zum Gipfel geht. Dann sind auch sie wieder da, Walter und Urkien. Ausgehöhlt und enttäuscht. Wenige hundert Meter unter dem Gipfel mußten sie aufgeben, Walters Maske war vereist. So nahe liegen hier Enttäuschung und Erfüllung.

Wir räumen den Berg. Hansjörg kommt uns auf der Moräne entgegen, bringt uns Kompott, nimmt uns die Rucksäcke ab. Nun sind wir alle wieder im Basislager vereint. Nur langsam ordnen sich unsere Gedanken. Wir können noch nicht begreifen, daß der Traum vom Gipfel nun innerhalb weniger Tage Wirklichkeit geworden ist. Aber wir freuen uns, daß alle da sind, wir sind stolz und wir feiern, wir schicken Briefe und Telegramme an unsere Angehörigen in der Heimat. Wehmütig brechen wir die Zelte ab, und fast traurig verlassen wir den Berg, an dem wir die höchste Kameradschaft üben durften. Jeder einzelne von uns hat sein Bestes gegeben. Wir waren eine Mannschaft von Freunden und sind Freunde geblieben.

Wir besitzen neun Briefe von "drüben", auch diese bleiben uns.

Anschrift des Verfassers: Dr. Rüdiger Lutz, A-6020 Innsbruck, Gumppstraße 45.

"Wir waren eine Mannschaft von Freunden und sind Freunde geblieben" — wir sind geneigt, durch diesen Satz das eigentlich-wesentliche Expeditionsergebnis der so erfolgreichen Tiroler Lhotse Shar-Expedition umrissen zu sehen. Das wollen wir nicht als billigen Seitenhieb auf die spektakulären Ereignisse der jüngsten Expeditionsgeschichte verstanden wissen. Auf Expedition zu gehen bedeutet, sich Ausnahmesituationen zu unterwerfen, und in Ausnahmesituationen sind zwischenmenschliche Schwierigkeiten unausbleiblich. Je ernsthafter das Ziel, desto schwieriger also das Problem, die Mannschaft zusammenzuhalten und desto delikater auch seit jeher die Frage, soll die Mannschaft möglichst aus einem Stoßtrupp der derzeit leistungsfähigsten Bergsteiger oder — selbst auf die Gefahr, sich dem Vorwurf der Cliquenwirtschaft auszusetzen hin — aus einem gewachsenen Freundeskreis bestehen?



Zwischen Lamas und Büßereis

Erste Begehung des Grates Pico del Norte — Illampu

HEINZ ZEMBSCH

Endlich ist es in unserer winzigen Behausung ruhig geworden. Drei Stunden haben wir dazu gebraucht, unter dem schwachen Schein einer Stirnlampe aus der 50 Grad geneigten Eisflanke mit Pickel und Kochgeschirr einen einigermaßen ebenen Platz herauszuarbeiten. Dabei ist es 23 Uhr geworden. Nun liege ich in meinem Daunensack, eng zusammengepfercht neben Toni und Coco. Das dritte Biwak an diesem gewaltigen, unendlich langen Grat des Illampu. Etwas leichter haben wir uns die Sache schon vorgestellt, damals, als wir daheim die Luftbilder studierten. Aber dann, als wir den Grat zum erstenmal zu Gesicht bekamen, fielen mir unwillkürlich die Sätze Dietrich Hasses ein: "Mit unwahrscheinlich steil abfallenden Flanken zieht ein beiderseits überwächteter Grat vom Illampu-Südgipfel hinüber zum noch unbetretenen Nordgipfel. Ein kühnes Gebilde, zweifellos höllisch zu begehen. Elegant auch der Grat, der den Pico del Norte mit dem Nordgipfel verbindet. Die fällige Gesamtüberschreitung von Nord nach Süd wird wohl ein aufreibendes und interessantes Unternehmen, aber vermutlich das bedeutendste, das die Königskordillere noch zu vergeben hat . . . "

Nun, dieses Unternehmen hatten wir zum Ziel, als wir vor vier Tagen, am 11. August, von Lager I (5100 m) am orogr. rechten Ufer des Coco-Gletschers aufbrachen. Wir, das waren Coco Sanchez, unser bolivianischer Begleiter, Toni Putz und ich. Die zweite Gruppe unserer Expeditionsmannschaft sollte den Illampu über seinen Südgrat besteigen und diesen für unseren Abstieg versichern.

Langsam überquerten wir den Gletscher und nahmen unser am jenseitigen Rand deponiertes Gepäck auf. In der 100 m hohen Eiswand, die uns auf die Gratschneide führte, kam uns das Gewicht unserer Rucksäcke erst richtig zu Bewußtsein. Mit 20 kg auf dem Buckel schien uns die Kletterei in einer Höhe von 5000-6000 m kaum mehr möglich, Und dabei hatten wir doch nur das notwendigste für fünf Tage eingepackt!

Der 5760 m hohe Gipfel, den wir an diesem Tag als Auftakt zu unserer 2 km-Überschreitung erstmals bestiegen, bescherte uns gleich mehr Mühe und Anstrengung als Freude. An hand von Luftbildern hatten wir geglaubt, einen leichteren Weg als den von den Berlinern vorgeschlagenen gefunden zu haben. Diesen Irrtum mußten wir mit der ersten bitteren Enttäuschung bezahlen: Der Weiterweg über den Grat wurde plötzlich unmöglich, wir mußten uns bis tief in die Nacht durch die Steilflanke abseilen, um den Sattel nördlich des Pico del Norte zu erreichen, auf dem wir unser Biwakzelt das erstemal aufstellten.

Der Anstieg zum Pico del Norte (6080 m) am darauffolgenden Tag gestaltete sich zu einer unsäglich mühsamen Schinderei. Zuerst anstrengende Spurarbeit durch ekelhaften Preßschnee, dann Büßereis in einer 50 Grad steilen Flanke. Den Firnhaken wie ein Brecheisen benützend, bahnte ich einen Weg durch die meterhohen, aufrechtstehenden Eisschollen. Alle paar Meter mußte ich stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Die letzten Hänge zum Gipfel wieder aufreibende Spurerei... Um 17 Uhr waren wir endlich oben, unser erster Sechstausender, und doch nur eine unbedeutende Station auf unserem beschwerlichen Weg. Ich war völlig ausgepumpt, dem Weinen nahe...

Langsam stapften wir über das breite Gipfelplateau weiter. In der Nachmittagssonne lag der Nordgipfel des Illampu greifbar nahe in spätestens zwei Tagen, so hofften wir, würden wir dort oben stehen... doch es sollte anders kommen.

Am südlichen Ende des Plateaus gruben wir unser "Guerilla"-Zelt in den Schnee ein. Bis zum Sonnenuntergang blieb uns noch etwas Zeit, uns an der eindrucksvollen Umwelt zu erfreuen. Im abendlichen Dunst verschwamm die trocken-braune Hochfläche des bolivianischen Altiplano. Über dem Urwald der Amazonas-Niederung erstreckte sich ein unermeßliches Wolkenmeer. Beim Anblick der südöstlich liegenden Negruni-Gruppe wurden wieder Erinnerungen wach. Vor einer Woche konnten wir in diesem Gebiet eine Erfolgs-

serie abschließen, die uns 24 Fünftausender einbrachte, davon 23 Erstbesteigungen!

Über einen steilen Eishang stiegen wir am Morgen des dritten Tages in die sogenannte "Japanerscharte" ab. Über den jetzt leichteren, schönen Firngrat konnten wir stellenweise sogar gleichzeitig gehen, wir kamen gut voran. Den ersten Turm überkletterten wir noch, doch beim zweiten war es plötzlich aus. Wir fanden einfach keine Möglichkeit, darüber zu kommen. So entschlossen wir uns denn in den Nachmittagsstunden, uns in die Westflanke hineinzuseilen. Insgesamt mußten wir über 100 m an einer Felsrippe entlang abklettern, bis wir sie endlich queren konnten. In dieser steilen Flanke wurden wir von der plötzlich einbrechenden Dämmerung zum Biwak gezwungen. Während Toni für uns Schnee schmolz, pickelten wir mühsam eine Plattform aus dem spröden Eis. Denn ein kräftezehrendes, unbequemes Biwak konnten wir uns nicht erlauben. Wir mußten in der Nacht Kräfte sammeln, um am nächsten Tag wieder weiterklettern zu können.

Jetzt liege ich also endlich unter dem schützenden Perlondach und wälze alle möglichen Probleme. Seit wir von der Gratschneide abweichen mußten, haben wir keine Funkverbindung mehr mit unseren Freunden aus dem Lager I. Hoffentlich klappt es morgen wieder... Welche Schwierigkeiten liegen noch vor uns? Wie weit ist die Gruppe am Südgrat? — Fragen, die ich nicht beantworten kann. Endlich schlafe ich ein. Leise knattert die Perlonhaut.

Wie in den zwei vorhergegangenen Nächten schlafen wir vor Erschöpfung durch. Nur der eingezwängte Zustand dünkt uns nicht gerade bequem, besonders beim Aufstehen. Am Morgen wird es erbärmlich kalt, 20 Grad unter dem Gefrierpunkt. Da wir hier in der Westflanke die wärmende Sonne nicht abwarten können, müssen wir wohl oder übel unser Nachtquartier in frostiger Kälte verlassen. Nur gut, daß wir unseren Morgentee und unsere Suppe immer schon am Abend kochen und in Thermosflaschen abfüllen. Für unsere kältestarren Muskeln ist die 55 Grad geneigte, beinharte Eiswand, die uns wieder zum Grat hinaufbringt, gleich ein harter Brocken. Erst in der wärmenden Morgensonne tauen wir etwas auf. Endlich wieder Funkverbindung ...! Doch das erste Gespräch mit den Freunden auf dem Gletscher unten wirkt gleich wie ein Schlag in den Magen: Als ich eine Rakete schieße, um unseren Freunden den eigenen Standort zu markieren, hören wir erstaunte Stimmen aus dem Funkgerät: Wir seien ja noch überraschend weit vom Gipfel weg, die Hauptschwierigkeiten stünden uns noch bevor... Keine schöne Nachricht, aber noch nicht genug damit: Der Versuch am Südgrat sei gescheitert, die Kameraden seien höhenkrank, alle bis auf Helmut und Christl würden ins Basislager absteigen. Saubere Aussichten!

Entmutigt stapfen wir weiter. Wieder spure ich, Toni hat eine Spiegelreflexkamera und eine 8 mm-Kamera zu schleppen. Ich beneide ihn nicht um seine Aufgabe als Filmer und Fotograf. Mit dem Fernglas habe ich unter dem Nordgipfel eine riesige Wächte, vergleichbar mit der Schaumrolle an der Königspitze, ausgemacht. Dort oben erhoffen wir uns eine Biwakmöglichkeit für diesen Abend. Wieder versperrt uns ein Gratgendarm den Weiterweg. Heikle Querung in die Ostflanke. Nun wird der Granit so schwierig, daß ich die Steigeisen abnehmen muß. In den Alpen wäre das eine Genußkletterei! Denke ich mir und schinde mich glatte Risse hinauf, schleiche über steile, geschlossene Platten. Das Nachziehen des Rucksackes ist eine Qual. In der Dreierseilschaft erfordert das Sichern unendlich viel Zeitaufwand, aber ich denke gar nicht daran, irgendwelche Risiken durch mangelnde Umsicht einzugehen.

Die Gratschneide wird nun schmal und zerklüftet, zwischen den Felsbrocken lauert tückisches, morsches Eis, das jederzeit abbrechen kann. Unseren vorgeschenen Biwakplatz unter der Wächte erreichen wir nicht mehr, wir haben heute nur sieben Seillängen geschafft, haben an diesem Tag die größten technischen Schwierigkeiten des ganzen Anstieges überwunden. Um 16 Uhr richten wir uns für die Nacht ein, mitten am Grat wird ein Platz eingeebnet und das Zelt aufgestellt. Wie üblich kocht Toni den Trinkvorrat für den nächsten Morgen. Unser Proviant besteht ausschließlich aus konzentrierter Trockennahrung: Fruchtschnitten, Trockenwürste, Dextro.

Vor Erschöpfung schlafen wir ein, noch ehe es dunkel ist. Auch die beachtliche Höhe von 6000 m stört unsere Nachtruhe nicht mehr,

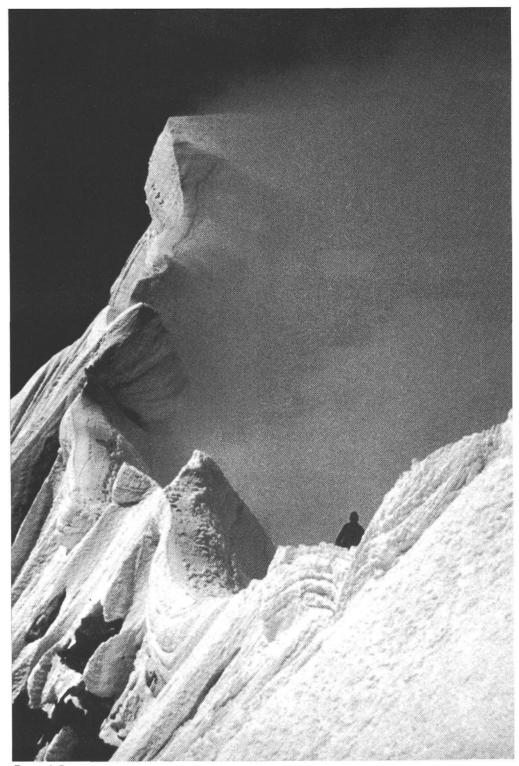


Foto: A. Putz

wir sind von den vorhergehenden Touren gut akklimatisiert. Coco hat in dieser Hinsicht sowieso keine Beschwerden.

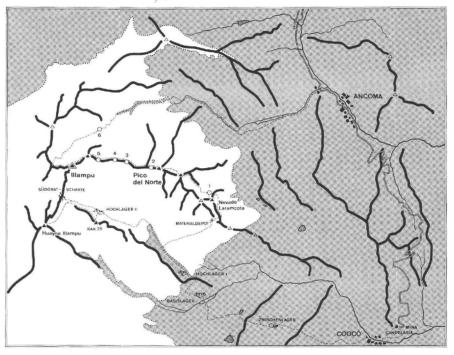
Das Aufstehen fällt uns mit jedem Tag schwerer. Bevor nicht die ersten Sonnenstrahlen die schützende Perlonhaut in flammendem Rot aufleuchten lassen, ist gar nicht daran zu denken.

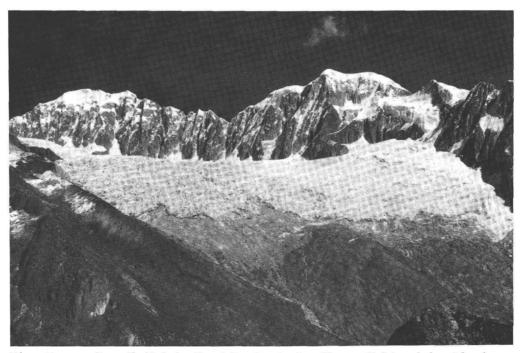
Der Morgen des fünften Tages bringt uns über kombiniertes Gelände auf ein waagerechtes Plateau. Heute müssen wir den Gipfel schaffen! Unbarmherzig brennt die Sonne auf die Schneewüste nieder, die in ihren Ausmaßen zwar minimal ist, uns aber das letzte abverlangt. Durch knietiefen, aufgeweichten Firn arbeite ich mich vorwärts, bis mir plötzlich schwarz vor den Augen wird und ich zusammenbreche. Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr, mir ist alles wurst...!

Wir rasten ein wenig aus und Coco übernimmt die Spurarbeit. Nach einem kurzen Steilaufschwung sehen wir den ersehnten Nordgipfel direkt vor uns. Nur noch ein waagerechtes Stück und die große Wächte...! Doch plötzlich stehen wir vor einer tiefen Querspalte, die unmöglich zu überqueren ist. Langwierige Umgehungsmanöver durch die Westflanke bringen uns endlich unter das letzte, vier Meter ausladende Bollwerk, an dem wir schon gestern Abend biwakieren wollten! Das Gelände links der Wächte, auf der Windseite, zeigt sich als äußerst gefährlich, die morsche Schneeauflage kann jederzeit abrutschen.

So schlagen wir in der behaglichen Mulde unter der Wächte zum fünften Mal unser Zelt auf, das sich mit jedem Tag mehr bewährt. Mit den letzten Esbittabletten kochen wir noch eine Suppe. In der Abendsonne liegt der gesamte Grat unter uns ausgebreitet. Am Mittag des sechsten Tages erreichen wir endlich den Nordgipfel des Illampu. Noch nie war vor uns ein Mensch hier oben. Wir hocken im nassen Schnee und sind fast krank vor Durst. Nach Cocos Meinung ist der Grat zum Südgipfel eine harmlose Sache von höchstens zwei Stunden, wir sind optimistisch. Nach beiden Seiten stürzen gewaltige Wandfluchten in die Tiefe. Silbern blitzt der Titikakasee durch den milchigen Dunst, der



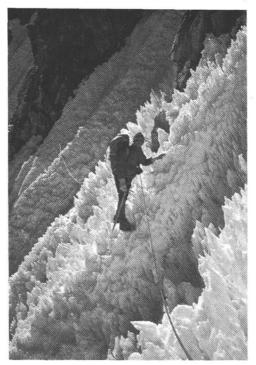




Oben: Der grandiose Abschluß des Coocó-Kessels mit dem Illampu (links) und dem 2 km langen NO-Grat zum Pico del Norte (rechts). Foto: A. Putz

Unten: Unterwegs auf der großen Überschreitung.







über den braunen und grauen Altiplano-Vorbergen lastet.

Doch wir müssen weiter. Vom Südgipfel erwartet uns ein völlig unbekannter Abstieg in irgendein Hochtal. Die Sehnsucht nach Bier, nach Essen, zwingt uns vorwärts. Schon von den ersten Schritten an stellt der Verbindungsgrat alles in den Schatten, was ich bisher in den Bergen erlebt habe. Meterweit hängen links und rechts absturzbereite Wächten in die Tiefe. Der Firn ist durchwegs morsch und unzuverlässig, wir haben keiner-Sicherungsmöglichkeiten. Vor äußerst gefährlichen Gebilden habe ich Angst. Coco geht vor, unendlich langsam und vorsichtig, von Toni und mir gesichert. Möglichst weit auseinandergezogen schieben wir uns weiter, immer ein Mann von den beiden anderen gesichert. Ständig halte ich mich sprungbereit, um mich bei einem Sturz von Coco oder Toni sofort auf die andere Seite fallen zu lassen. Wir kriechen stellenweise auf dem Bauch liegend über die mürbe Schneide, dann müssen wir wieder einige Meter darunter durch die äußerst steile Flanke balancieren, ständig in der Angst, mit einem der Schneebalkone in die Tiefe zu rauschen.

Nebel hüllt uns plötzlich ein, die Temperatur sinkt sofort ab. Für die letzten Schritte auf den Gipfel, zur Erfüllung all unserer Wünsche, überläßt uns Coco, unser bolivianischer Freund, den Vortritt. Eine edle Geste! Kaum bin ich oben, verspüre ich ein mir wohlbekanntes Knistern in den Haaren und in der Pickelspitze. Doch die Spannung in der Luft läßt nach und bald können auch Toni und Sanchez den Gipfel betreten. Wir haben unser großes Ziel erreicht, nach sechs Tagen unendlicher Mühen über einen abenteuerlichen Grat. Umarmungen, Gipfelfotos, Tränen der Erlösung. Es ist Sonntag, der 17. August, 17 Uhr. Zwischen den Nebelschwaden können wir den Ancohuma erkennen, der uns direkt gegenüberliegt. Coco erklärt uns den Anstiegsweg, auf dem er vor zwei Wochen mit einer Münchner Expedition diesen Berg bestiegen hat.

Nach einigem Suchen entdecke ich endlich eine Abstiegsmöglichkeit in die Westflanke, durch die vor gut vierzig Jahren die Erstbesteiger heraufkamen. Der Südgrat kommt für uns ohne Unterstützung von unten nicht in Frage. Über einen leichten Schneegrat kommen wir schnell tiefer. Noch eine Abseilstelle, und wir stehen in einer Flanke, die uns ohne Schwierigkeiten auf den Illampu-Gletscher führt. Bis um 22 Uhr stolpern wir vorwärts, dann haben wir genug. Während Toni das Zelt mitten am Gletscher aufstellt, tasten Sanchez und ich uns noch eine Stunde durch die Nacht, um Wasser zu beschaffen. Unser Durst ist unerträglich.

Um Mitternacht kommt ein Schneesturm auf, der unser Zelt völlig eindrückt und unsere Rucksäcke zuweht. Am Morgen ist der Spuk vorbei, wir folgen dem Gletscher bis zu seiner Zunge und stehen nun vor einem 250 m hohen Steilabbruch, der mit riesigen Granitplatten in ein einsames Hochtal hinunterstürzt. Mit den letzten sechs Haken und einer Menge von Seilschlingen, die wir aus unseren insgesamt 90 m Reepschnur knüpfen, seilen wir uns in der Plattenflucht von Band zu Band ab. Haken schlagen ist manchmal unmöglich. Die letzte Schlinge lege ich nur über einen lockeren Block, den ich festhalte, während die Kameraden abseilen und dem ich anschließend selbst mein Leben anvertraue. Ein Condor zieht seine weiten Kreise über mir am Himmel. Nach sechs Tagen am Berg nimmt man manches Risiko in Kauf, um ins Tal zu kommen.

Endlich wieder Gras, Wasser, Warme, Wir lassen uns vollaufen. Pferde und Lamas leben hier heroben in paradiesischer Einsamkeit. Der Gedanke an Bier treibt uns das unbekannte Tal weiter hinaus. Ein schmales, verstecktes Steiglein führt uns am Bach entlang zu der Furt, die wir bereits auf der Anfahrt mit dem Lastwagen passiert hatten. Wir treffen wieder auf Menschen. Während Toni und ich erschöpft am Straßenrand liegen, treibt Coco bei den Indios gebackene, kleine, kartoffelähnliche Knollen auf, die wir heißhungrig verschlingen. Unsere erste richtige Nahrung seit sieben Tagen! Nachts sind wir endlich in dem Dörfchen Ancoma. Essen, Trinken, ein Nachtlager in einer Indiohütte. Hier warten wir noch zwei Tage auf unsere Freunde, die die Lager am Coocó-Gletscher geräumt haben und noch einen Fünftausender besteigen konnten.

Glücklich fallen wir uns in die Arme.

Anschrift des Verfassers: Heinz Zembsch, 823 Bad Reichenhall, Nonnerstraße 23.

Feuer, Els und steile Gipfel

Im Neuland an den Vulkanen Ecuadors

ERICH GRIESSI.

Schon 1802 bemühte sich Alexander von Humboldt um den Chimborazo, der als "Dach Ecuadors" mit seinen 6310 Metern damals als höchster Berg der Erde galt. Dennoch ist das Land mit den meisten Vulkanen der Erde als bergsteigerisches Ziel in unseren Breiten kaum bekannt geworden. Auf der Suche nach alpinem Neuland fiel uns ein Bild der Altar-Gruppe in die Hände. Die eindrucksvollen Eisgipfel mitten in der Wildnis begeisterten uns. Der Plan war fertig!

Informationsmaterial gab es kaum. Dr. Richard Hechtel aus Kalifornien vermittelte uns wichtige Hinweise. Immerhin wußten wir nun, worauf es besonders ankam und daß das Klima dort launisch ist. Durch Zufall erfahren wir von italienischen Bergsteigern, die vor 6 Jahren einen Gipfel der Gruppe eroberten. Ein Telefonat, und wir treffen die "Scoliattoli"s) Lorenzi und Zardini in Cortina zum Gedankenaustausch.

Konzentrierte Vorbereitung, Buchung, Kassensturz, wir fliegen mit 190 kg Gepäck. Weihnachten in Quito. Neues Erlebnis für uns. 30 Grad im Schatten. Angenehme trokkene Wärme. Kurzer Rundgang. Doch wir wollen uns an die Höhe gewöhnen. Eine zweifache Akklimatisierung ist nötig, eine Gewöhnung an die Höhe und an das Klima. Der Iliniza erscheint uns als geeignetes Ziel; doch der Anstieg auf den 5290 Meter hohen Berg wird eine Schinderei. Die Gipfelbesteigung gelingt dennoch auf Anhieb. Iliniza ist ein sonderbarer Vulkan. Er hat zwei gleichhohe Gipfel, einer davon ist fast schneefrei, der andere rundum wild vergletschert.

Dann lassen wir in Quito Silvester über uns ergehen und starten anschließend in Richtung Zielgebiet. Im inneren Hochland Ecuadors leben nur Indios, ohne Handel mit ihrer Umwelt. Um einen Sucre zu sparen gehen sie gut und gern 30 Kilometer zu Fuß. Vor ihnen wurden wir gewarnt: Sie seien unberechenbare Menschen, launisch und unzugänglich, ") Bergführer-Club in Cortina

zwar keine Kopfjäger, aber die lebten auch nicht weit weg. Wir erwarteten, daß die Indios uns nicht helfen würden, die Lasten zu tragen. Daß sie uns auflauern und, so oft es irgend ging, bestehlen würden. Nichts davon geschahl Im Gegenteil, wir waren eher Freunde. Und wir bezahlten sie gut.

Wir begegnen den Spuren der unruhigen Erde. Das ist uns neu. Auf der Anfahrt gähnt plötzlich vor uns ein riesiger Abgrund. Die Straße fehlt: Das letzte Erdbeben, 14 Tage vorher, hat sie in die Tiefe gerissen. Hier an diesen gewaltigen Hängen wohnen die Indios, bebauen die Felder und leben, ohne viel Kontakt mit anderen, nach eigenen Riten und recht impulsiv. Sie vergessen z. B. augenblicklich ihre Aufgabe. Sobald sie Wild entdecken, wird gejagt. Welch ein Gegensatz zu unseren Planarbeiten. Dafür haben wir abseits der Zivilisation immer frisches Fleisch.

Dann nähern wir uns dem Sangay, 5235 m. Er gilt als der aktivste Vulkan der Erde. Drei Tage wollten wir ihm opfern, sieben hat er uns gekostet. Allein drei Tage schlagen wir uns durch mannshohes Paramogras. Drei Indios helfen uns schleppen, ein vierter schlägt den Weg mit der Machete. Die Arme kämpfen mit den harten, meterhohen Gräsern, die jede Sicht versperren, die Beine kämpfen mit dem Sumpf. Ununterbrochenes Stolpern in Höhen um 4000 Meter. Regen. Wir sind durchnäßt. Aber Schlechtwetter in Ecuador ist -zig mal angenehmer als in den Alpen. Dann lagern wir am Fuß des unregelmäßig fauchenden "Sitz des Feuergottes": Abgekämpft, fast ausgezehrt. Angriff bei Sauwetter, Nebel, keinerlei Sicht. Nur Lärm, Geräusche stürzender Lava. Wo sollen wir durch? Der Berg hat beim letzten Erdbeben seine Eruptionsrichtung geändert. Unser Plan: Wir umwandern ihn aufwärts, bis wir auf Eis treffen. Wo Eis ist, läuft keine Lava. So haben wir geglaubt. Wir steigen an. Im Eis. Plötzlich liegt Asche darauf, schwimmt uns entgegen. Sie ist angenehm warm. Unser Optimismus steigt: Endlich ein Gipfel mit einem warmen Sitzplatz. Noch vor dem Platznehmen ein Ausbruch. Ein lächerlicher Huster. Wir nehmen die Beine unter den Arm und rennen bergab. Gedankenlos-ziellos. Als uns die Luft wegbleibt, müssen wir passen. Bange Gedanken: Vor uns hatten schon einige Abenteurer den Berg auf der Suche nach Inka-Schätzen aufgesucht. Einige kamen nicht mehr zurück. Nüchterne Überlegung: Die Lava schießt viel zu schnell. Es gibt gegebenenfalls kein Chance zur Flucht. Die ganze Nacht hatten wir beobachtet: Die Glut braucht nur wenige Sekunden für die halbe relative Höhe des Berges, für 700 Höhenmeter. Das dürfte einer Geschwindigkeit von vielleicht 300 Stunden-Kilometern entsprechen. Ein geisterhafter Funkenregen. Keiner denkt mehr an Flucht. Aber an Gas; wo ist die Maske? Aufsetzen oder nicht? Es wurde erzählt, die Schwefeldämpfe seien am Krater so intensiv, daß sich Metalle grün färben. Wie mögen diese Gase auf die Lungen wirken? Wieder ein Ausbruch. Rußwolken türmen sich wie unglaublich schnell quellende Haufenwolken. Die Windrichtung ist günstig. Wenn der Wind aufhört, dann hören wir das Schnaufen auf, war unsere Befürchtung.

Noch nie haben wir im Nebel einen Gipfel so leicht gefunden. Der betäubende Lärm aus dem Krater kennzeichnet die Zielrichtung. Er hilft zwar zur Orientierung, aber er verstärkt auch unsere Angst. Wir setzen Helme auf, falls Steine kommen. Die Einschläge in der Asche verheißen nichts Gutes. Wo ist der höchste Punkt des Kraters? Es ist nichts zu sehen außer Nebel, Gischt, Rußwolken, Dampfschwaden und dazwischen kurze Augenblicke vielleicht ein Streifen blauer Himmel und dieser Lärm. Die Fruptionen waren angeblich auch schon im 200 km entfernten Guayaquil zu hören.

Wir kennen alpine Schwicrigkeiten, senkrechten Fels, Steinschlag, Unwetter, Spalten. Aber die zwei oder drei Minuten auf dem Gipfel des Sangay waren für uns neu. Sie gaben uns völlig andere Eindrücke vom Bergsteigen. Nichts ist hier mehr berechenbar, kalkulierbar. Wir müssen alle Energie zusammenhalten, allen Willen aufbringen, um der Nervenbelastung hier am Puls der Erde zu widerstehen. Das war nicht mehr nüchternes Abwägen, erfahrungsgemäßes Entscheiden, das war neu. Der Rückweg bereitete keine Schwierigkeiten mehr. Wir hatten uns voll an die Höhe gewöhnt.

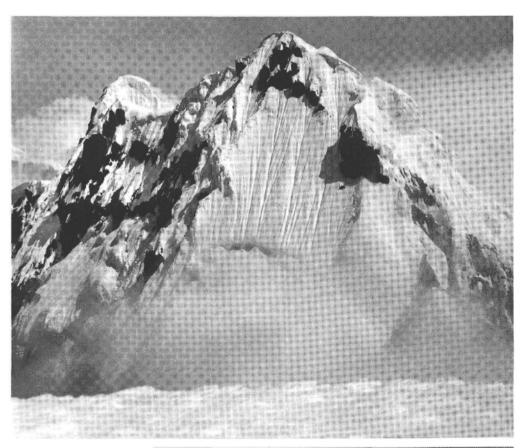
Vor uns wurde der Sangay bereits einige Male versucht und bestiegen. Festgehalten ist nichts. Die Angaben der anwohnenden Indianer widersprechen sich.

Mit 12 Indianern als Träger suchen wir

dann einen neuen Zugang zur El Altar-Gruppe. Entgegen allen Warnungen gelingt uns der Weg durch unbekanntes Gelände vom Hochtal von Alao aus. Unsere Träger überraschen uns erneut. Am Fuß des Sangay hatten sie plötzlich die Lasten abgelegt, ein Kreuz in die Asche gezeichnet und uns unserem Schicksal überlassen. Sie flüchteten. Hier am Altar kneifen sie, sobald Schnee berührt wird. Wir bieten unsere Reservestiefel an, mit mäßigem Erfolg. Drei Mann bleiben und schleppen mit uns bis 4400 Meter. Dort steht bald unser Lager, einem Adlerhorst gleich, mit direkter Blickrichtung zum Oriente, dem Amazonasurwald.

Wir lernen hier schnell das "Barometerlesen": Wenn der Wind von Westen bläst, wird das Wetter gut. Zunächst kommt er jedoch von Osten. Nebel, Sturm, Graupeln, dazwischen ein Aufreißen. Der Blick nach oben wird frei. Staunen über so steiles Eis. Anderntags brechen wir auf, a tempo. Das Eis wird zu schnell weich, bremst und gefährdet die Aktionen. Das Ziel ist bald klar: Monja chicita, 5120 m. Zeitig stehen wir am Beginn der Schwierigkeiten des Südwest-Grates. Die scharfe Schneide ist wie mit Schlasahne garniert, die zu beiden Seiten herabtropft. Nicht zu erkennen, wo die Wächten beginnen, wo sie enden. Sie hängen links und rechts. In der Mitte darüber eine scharfe Schneide, unser Weg. Noch trägt der Firn. Bei jedem Schritt wird uns auf schauerliche Weise klar, wie porös der Firn ist. Alles klingt hohl, verdächtig, nichts gibt echten Halt. Der Pickelschaft fällt durch, die großkalibrigen Firnstifte halten keiner Belastung stand, auch nicht die Ein-Meter-Profile.

Der anstrengende Marsch zum Sangay hat unsere Kondition kräftig gebessert. Dennoch: 5200 Meter Höhe in mürbem Eis am Aquator sind kein Waldspaziergang. Eine senkrechte Eiszapfengalerie sperrt den Grat. Wie hier hinaufkommen? Alles ist morsch, locker, bricht ab. Verzweiflung. Was tun? Die Zeit verfliegt. Eine rettende Idee! Hinter dem Vorhang könnte ein Kamin verborgen sein. Zunächst ein heftiger Kampf mit den mürben Eiszapfen. Sie bersten unter den Pickelschlägen und stürzen in die 1500 Meter hohen Abbrüche ins Innere des Altarstockes. Schauderhafter Tiefblick. Die Galerie ist offen. Zu unserem Glück ist sie an dieser Stelle nicht höher



Oben: Tabernaculo I vom Monja chicita aus. Über die von Lawinen zerfurchte SW-Wand führten Auf- und Abstieg. Im Bildhinter-grund links Tabernaculo III. Nach links unten bricht der Kraterrand ca. 1500 m tief ab. Rechts: Auf dem Gipfel des Monja chicita. Über den schmalen Grat in der Bildmitte führten Auf- und Abstieg. Im Hintergrund (links) Monja grande und Obispo. Die Abbrüche setzen sich nach rechts unten in den Krater fort.



Fotos: E. Grießl

als 10 Meter. Es ist uns unvorstellbar, wie man größere Eisvorhänge abnimmt, ohne von ihnen mit in die Tiefe gerissen zu werden. Nächstes Problem, ein Kamin aus morschem Eis. Heikel, hier eine Stufe zu schlagen, doch es gelingt. Aber wird sie auch halten?

Der Kamin ist unter uns. Jedoch nur scheinbar? Geht er weiter bis zum Gipfel? Bei iedem Schritt fallen wir durch, bis zu den Hüften und weiter. Poröser Firn. "Schweizer Käse". Wir sind am geräumigen Gipfel. Aber bange Gedanken. Wo beginnen die Wächten? Der Firn taut immer mehr auf. Leichte Panik jagt uns abwärts. Wann bricht das Zeug? Wir sichern nicht. Es hätte keinen Sinn mehr, Wir hoffen, daß alles hält und auf die richtige Reaktion des Gefährten, wenn die Wächten brechen sollten. Abscheulicher Gedanke! Sie haben gehalten. Im Gletscherkessel große Freude. Erst jetzt ist uns der Gipfelsieg sicher. Rundblick. Hinter "unserem" Gipfel lockt ein anderer Berg, schöner in der Form, als wir ie einen sahen. Neues Ziel.

Auch diese Eisspitze ist schon benannt. Vermutlich hat das Salesianer-Kloster am Nordausläufer der Gruppe die Namen gegeben. Die Eispyramide heißt danach Tabernaculo I. 5180 m. Die Vorbereitung für die Besteigung weckt Erinnerungen an die Planung der Kundfahrt. Damals wurde uns von vielen Sciten mitgeteilt: In der Altar-Gruppe herrscht wegen des klimatischen Einflusses des nahen Amazonas-Urwaldes mehr als die halbe Zeit schlechtes Wetter, Drei Tage halten uns Schneeschauer und Stürme jetzt schon im Zelt fest. In der ersten klaren Nacht brechen wir um Mitternacht auf und steigen eilends über den spaltenreichen Gletscher zum Fuß des Berges. Sechs Stunden im Finstern. Am Aquator sind Tag und Nacht das ganze Jahr ungefähr gleich lang.

Inzwischen wissen wir, daß die "zugänglichen" Flanken an den Altar-Gipfeln Südwestseiten sind. Hier ist das Eis zwar meist am steilsten, die senkrechten Eiszapfengalerien sind jedoch kleiner. Die übrigen Seiten erscheinen wegen hoher Eiskaskaden unbegehbar, auch wenn flachere Absätze dazwischen kommen. Fels tritt nur wenig zutage und er liegt uns nicht. Es ist vulkanisches Gestein, oder in der Klettersprache: aufgestellter Dreckhaufen. Festgepreßter Schutt, keinerlei Hilfsmittel sind anwendbar.

Schnell einigen wir uns über den Zustieg zum Tabernaculo I. Am besten über die pralle Eiswand. Über den Daumen ist sie gut 60 Grad steil und um die 300 m hoch. Erschauernd stehen wir darunter. Lawinenschußbahnen durchziehen den Firnschild von der Gipfelwächte bis zur Randkluft und weiter. Nur sie erscheinen als der einzig mögliche Weg: Man kann annehmen, Lawinen haben den lockeren Firn heruntergefegt. Die anderen Partien wären zu riskant, zu abenteuerlich. Unser Augenmerk gilt dem Wächtengrat über uns. Die Sonne beleuchtet ihn bereits, macht ihn morsch und brüchig.

Die Steigeisen greifen gut. Rasch kommen

wir höher, unter uns gähnt ungeheuer tief

einer der größten Krater der Erde, Schon

eine kleine Lawine würde uns hineinreißen. Es gäbe keinen Halt mehr. Mit keuchendem Atem und fliegendem Puls hetzen wir aufwärts, kommen gut über den Grat und auf den schmalen Gipfel. Er ist nur eine spitze Schneide, Schon eine Wächte? Rundschau. heimliche Hoffnungen auf einen leichteren. sichereren Weg für den Abstieg schwinden jäh. Wir müssen den gleichen Weg zurück. Sofort! Einer verschwindet plötzlich am Gipfel mehrmals bis zur Gürtellinie im Firn. Seine Füße zappeln im Leeren, SOS für uns. Auch diesen Gipfelsieg feiern wir erst nach dem Abstieg, müde, abgehetzt, zufrieden. Inzwischen wieder Sturm, Schneefall. Dennoch rechnen wir mit der nächsten Schönwetterperiode. Bisher hatten wir Glück. Während unseres Aufenthaltes taute mehr Schnee ab als neu fiel, und ein weiterer Schönwettertag kommt. Ziel ist diesmal Tabernaculo III. 5130 m. Hier gibt es ein neues Problem. Dieser Berg hat südwestseitig nur einen zerklüfteten Grat. Über ihn muß der Weg führen. Im oberen Teil sperren Eiszapfenbalkone. Sie sind zu traversieren. Ein heikles Unterfangen. Zum drittenmal feiern wir den Gipfelsieg nach der glücklichen Rückkehr in das

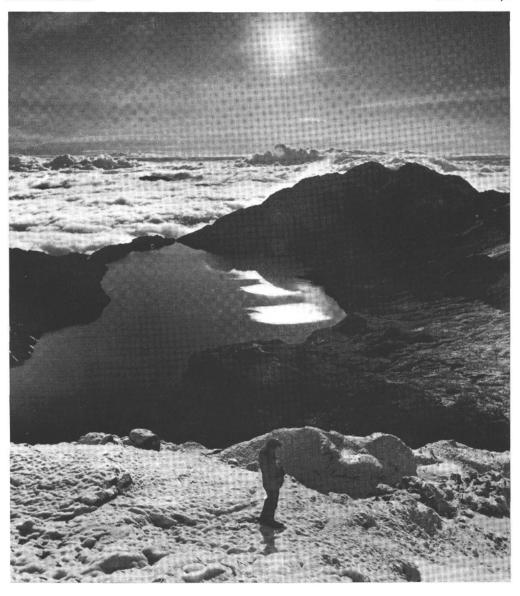
Dann zichen wir Bilanz: Ein ersterstiegener Gipfel war das Ziel unserer Kundfahrt. Drei haben wir erreicht. Das genügte uns. Denn für uns war Bergsteigen im unwahrscheinlich steilen Tropenfirn Ecuadors mehr Abenteuer als in den Alpen.

sicherere Gletscherbecken.

Der Rückmarsch bringt keine neuen Probleme, wir kennen bereits alle: Verhandeln mit den Indios, die als Analphabeten außer Ketschua teilweise einen eigenen Dialekt des Spanischen sprechen.

Von der Bergwelt Ecuadors verabschieden wir uns noch mit einem Besuch des Chimborazo, dem ganzen Stolz des Landes. Der letzte Höhepunkt der Kundfahrt ist jedoch unsere offizielle Mission. Der Schirmherr unserer Unternehmung, Willy Daume, Präsident des Organisationskomitees für die Spiele der 20. Olympiade, hatte uns beauftragt, die Einladung für die Spiele an das Nationale Olympische Komitee Ecuadors zu überbringen. Zuvor Empfang beim Botschafter, dann feierliche Übergabe. Die Ecuadorianer versprechen mit großer Mannschaft zu kommen. Anschrift des Verfassers: Erich Grießl, 8 München 8, St. Wolfgangplatz 3

Blick vom Lager über die Laguna Pintada in Richtung zum meist von Wolkenschichten verdeckten Amazonasurwald. Foto: E. Grießl



Basislagerhöhe "0"

Oberhessische Grönlandkundfahrt 1971 zu den Halbinseln Qioge und Alfred Wegener

WOLF REUTER

Der 9. 7. 1971 war für uns, das waren Anne und Robert Kreuzinger aus Lich, Hans Lautensach aus München, Karl-Heinz Bock aus Leihgestern, Wolfgang Rauschel aus Wetzlar, Kurt Diemberger aus Salzburg sowie für mich, auch aus Wetzlar, ein besonderer Tag, denn Grönland war nach langen Vorbereitungen Wirklichkeit geworden und das erstemal ging für uns die Sonne nicht unter. Der lange Tag, der uns von Deutschland über Kopenhagen nach Sondre Strömfjord gebracht hatte, der uns weiterführte nach Umanak, der kleinen Insel an der grönländischen Westküste, 80-100 km von unserem Expeditionsgebiet entfernt, dieser lange Tag hatte erst angefangen und sollte uns mit der Sonne über alle Gipfel auf der Halbinsel Qioge und der Wegener Halbinsel begleiten und erst Anfang August zusammen mit unseren Unternehmungen ein Ende finden.

21 Gipfel gelangen uns in dieser Zeit, 14 davon waren Erstersteigungen, und alle waren sie phantastisch schön und hielten dem Vergleich mit uns bekannten Alpengipfeln durchaus stand. Die Berge an der Westküste Grönlands erreichen nicht die Höhe der Gipfel in den europäischen Alpen, denen sie gleichen, den Westalpen nämlich oder den über 3500 m hinausgehenden Gipfeln der Ostalpen, stellen jedoch in bezug auf körperliche wie auch technische Anforderungen durchaus gleich-

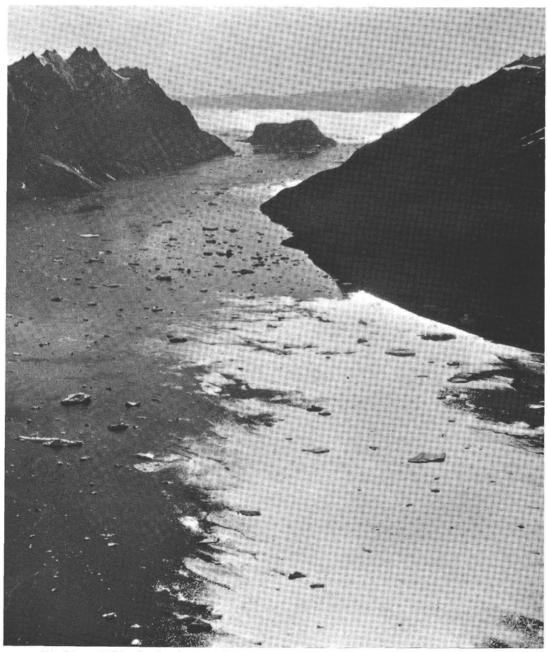
wertige Ansprüche.

Basislagerhöhe "0" ist ein für Grönland durchaus nicht außergewöhnlicher Anfang, und 1800-2500 Höhenmeter waren es immer, die von dort aus auf uns warteten und uns mit Eis und Schnee in stark von den Alpen abweichender Qualität oftmals vor Probleme stellten.

Das erste Hochlager auf der Insel Qioqe lag an einem Paß, den Kurt Diemberger 1966 mit einer italienischen Expedition der Sektion Tortona bei der ersten Überschreitung der Halbinsel Qioge schon einmal überschrit-



ten hatte, und ermöglichte uns den Weg hinein in vollkommen unberührte Gipfellandschaften. Zwei weitere Hochlager, das höchste in ca. 2000 m Höhe, brachten uns vier unbestiegene Gipfel und einen Versuch, der kurz vor dem Ziel, nach zum Teil schon überwun-



Die Qioqe-Halbinsel; über dem Fjord erheben sich bis zu 2300 m hohe Gipfel. Foto: K. Diemberger

denen extremen Anforderungen im steilen Eis, an den schlechten Eisverhältnissen scheiterte.

Dann zwangen uns Proviantmangel und die Zeit wieder zurück ins Basislager, und außerdem wartete doch einer der mächtigsten Berge der Halbinsel Qioqe noch auf seine Erstersteigung. Ein Berg, massig wie der Montblanc, die Wege zum Gipfel genauso lang, und Fels und Eis ähnlich verteilt wie beim höchsten Berg der Alpen, verhalfen ihm, als es Kurt Diemberger und Wolfgang Rauschel,

unterstützt von einer dreiköpfigen Mannschaft, nach drei Tagen gelungen war, ihn über einen langen Felsgrat zu ersteigen, zum gleichen Namen wie seinem europäischen Vetter über Chamonix. Die Freude über diesen schönen Gipfel war natürlich groß und auch die gesamte Ausbeute bis dahin schon beachtlich, waren doch neben den Erstersteigungen auf der Halbinsel Qioqe noch drei Zweitersteigungen auf zum Teil neuen Routen hinzugekommen.

Auf unseren Lorbeeren auszuhen wollten wir jedoch nicht, und so wurden die letzten Tage, bis das Schiff uns abholen sollte, noch voll genutzt. Zwei Mannschaften machten sich auf, Kurt, Anne und Karl-Heinz, um eine Besteigung zu vollenden, die ihnen ganz am Anfang durch einen Schlechtwettereinbruch verwehrt wurde, und die sie dann doch noch als erste Menschen auf einen Gipfel mit dem fast unaussprechlichen Namen Akuliarusek-Kavsak brachte und Wolfgang und mich hinüber über den Fjord zur Nordkette der Wegener-Halbinsel, die uns schon lang in der Nase gelegen hatte. Alle fünf begannen die Unternehmung gemeinsam mit der Überfahrt im Schlauchboot, und dieser erste Teil fast aller unserer alpinistischen Unternehmungen in Grönland endete auch hier wie üblich, nämlich mit nassen Hosen und mit einem tiefen Aufatmen beim Betreten festen Landes. Besonders "sectüchtige" Schlauchbootfahrer unter uns behaupten auch heute noch fest, nichts wäre schlimmer gewesen in Grönland als eben diese Bootsfahrten.

Trotzdem war das Schlauchboot von der DSB einer unserer wichtigsten Ausrüstungsgegenstände und zusammen mit dem 20-PS-Chrysler-Außenbordmotor sozusagen unser Grönlandmuli, hatte es doch oft fünf Personen mit voller Ausrüstung und einer Notausstattung, die immer im Boot war, über 20—30 km hinweg bei unterschiedlichem Seegang zu tragen.

Kurz vor dem Wegener-Gletscher, einem riesigen, ca. 5 km breiten Gletscher, der vom Inlandeis kommt und direkt ins Meer fließt, setzte man uns an Land, und die Überschreitung von 13 Gipfeln konnte beginnen. Ein Schlechtwettereinbruch zwang uns kurz nach Erreichen des ersten Gipfels zu einer fast eintägigen Unterbrechung, die wir in unserem Zelt jedoch gut überstanden. Durch die Mit-

ternachtssonne begünstigt, konnten wir danach nun auch hier, wie schon während der gesamten Unternehmungen auf der Qioqe, ohne Unterbrechung durch die Dunkelheit, nur durch Hunger und Müdigkeit zur Rast gezwungen, sozusagen rund um die Uhr das Ziel angehen. Das Wetter hatte sich wie üblich an Grönlands Westküste schnell wieder gefangen, und bei unserem Gang über die Grate, fast 2000 m über dem Meer, zeigte uns Grönland noch einmal alles, was es zu bieten hatte. Unser Arbeitsgebiet auf der Qioge lag nahe und plastisch vor uns und bildete mit seinen weißen Firngipfeln und dem braunen Fels den für uns so beeindruckenden Kontrast mit dem tiefgrünen Meer und den riesigen, von den Bergen aus aber doch so winzigen Eisbergen darin.

Dieser Weg hoch über dem Meer, dessen Probleme alle zu lösen waren, der Strecken der Konzentration und Strecken des Ausruhens hatte, war typisch für Grönland und ließ uns Zeit, diese großartige und bestimmt einmalige Verbindung von Gebirge und Meer voll auszukosten, Von dieser Verbindung lebt Grönland; Gipfel und Fjorde, das ist Grönland, und Eis, Fels und Wasser sind die faszinierenden Komponenten eines Bergsteigerlandes par excellence und machen zusammen mit dem beständigen Wetter und der Unberührtheit und Weite der Landschaft den arktischen Sommer für jeden, der einmal dort war, zu einem unvergeßlichen Erlebnis und lassen ihn hoffen auf neue Fahrten unter der Mitternachtssonne.

Für uns waren die bergsteigerischen Unternehmungen damit abgeschlossen, bald ging es zurück nach Umanak, die Ausrüstung wurde wieder verpackt, und einen Monat nach unserer Ankunft befand sich die Mannschaft bis auf Wolfgang und mich schon wieder im Flugzeug, das sie nach Hause brachte.

Ein Monat, vier bis fünf Wochen, reichen also durchaus, um noch Neuland erobern zu können, und Grönland liegt nur vier bis fünf Flugstunden von uns entfernt.

Probieren Sie es aus, es lohnt sich bestimmt!

Anschrift des Verfassers: Wolf Reuter, D-633 Wetzlar, Dilichstr. 2.





Gipfel auf der Qioqe-Halbinsel: Oben: Pkt. 2165 m "Montblanc" von Osten. Erstersteigung am 26. 7. 71 über den SW-Grat. Unten: Pkt. 2030 "Imaka" von NNW. Wandhöhe ca. 550 m, im Sommer durch Tag-Nachteinstrahlung und Wärme sehr schlechte Verhältnisse. Ein Besteigungsversuch mußte abgebrochen werden. Fotos: K. Diemberger

Treffpunkt Kulakmali

Kölner Hindukuschfahrt 1971 ROBERT WAGNER

Dreizehn Meter fehlen dem Vermessungspunkt Kulakmali bis zur Viertausendmetergrenze, keine außergewöhnliche Höhe für das Basislager einer Expedition. Auch keineswegs außergewöhnlich alpin ist die Lage dieses Rastplatzes am Fuß des Phargam An, eines 5000 m hohen Passes mitten in der Buni-Zom-Gruppe in Westpakistan, denn keine spektakulären Siebentausender umgeben die sandige und spärlich bewachsene Niederung, sondern nur Fünf- und Sechstausender, alle ein wenig am Rande des Expeditionsrummels im Hohen Hindukusch.

Ein wenig ungewöhnlich ist jedoch die Ankunft von vier Mitgliedern der "Kölner Hindukusch-Fahrt 1971", die am 13. August hier eintreffen, deshalb erstaunlich, weil selbige Kundfahrt am 13. Juli mit neun Leuten in Köln aufgebrochen ist. Sollten die anderen angesichts der asiatischen Temperaturen es sich unterwegs anders überlegt haben, sollten sie sogar...?

Abwarten. Achtundvierzig Stunden später erreichen die weiteren fünf Teilnehmer mit ihrer Trägerkolonne das Basislager Kulakmali und begrüßen ihre Kameraden, als hätten sie sie seit der Abfahrt nicht mehr gesehen.

Nur zehn Tage ist es jedoch in Wirklichkeit her, daß sie sich in Chakdarra, einer Straßengabelung in der pakistanischen Niederung am Südfuß des Hindukusch, getrennt haben, um auf zwei verschiedenen Wegen das Hauptlager zu erreichen.

Wenn man vermeiden will, daß bei einem Expeditionsgepäck von eineinhalb Tonnen alle erforderlichen 65 Träger in einem einzigen Ort aufzutreiben sind, scheint der Anmarsch auf zwei Routen gar keine schlechte Idee zu sein; wenn man bedenkt, daß somit eine Expedition zwei Anmarschmöglichkeiten erlebt und Erfahrungen vergleichen kann, erscheint diese Lösung sogar recht sinnvoll; wenn man schließlich miterlebt, wie herzlich die Teilnehmer sich im Basislager wieder begrüßen, dann scheint sich schließlich die in Europa bereits



Der Awi Zom (6484 m), zweithöchster Gipfel der Buni-Zom-Gruppe, konnte erstmals über die SW-Flanke und den W-Grat erstiegen werden.

Foto: G. Holtmann

durchdachte Theorie bestätigt zu haben, daß die Trennung in zwei Gruppen durchaus nützlich war, um die Spannungen, die sich zwangsläufig zwischen Expeditionsteilnehmern ergeben, herabzusetzen, einfacher gesagt: um das "Betriebsklima" zu verbessern. Sicher hätte es auch bereits in den zwei Jahren der Vorbereitung manche Krise mehr gegeben, wenn sich nicht kleine Gruppen von zwei bis drei Teilnehmern zu verschiedenartigen Aufgaben zusammengefunden hätten, sich verantwortlich gefühlt hätten für Kraftfahrzeuge, Ausrüstung, Verpflegung, Medikamente, Gebietsstudium oder Versicherungen. Mit ebenso großer Sicherheit hätten sich größere Konflikte ergeben, hätten alle neun Teilnehmer die fast 9000 km lange Strecke vierzehn Tage und vierzehn Nächte lang eingepfercht in einen einzigen Fahrzeugraum zurücklegen müssen. Trifft man sich andererseits nach mehrstündiger Fahrt in drei Busmannschaften zu je drei Personen an einem Rastplatz wieder, so ist der Drang zum Gedankenaustausch größer als die Klage über die seltsamen Angewohnheiten des ewig dieselbe Melodie singenden und pfeifenden Beifahrers.

Man sieht auch eher ein, die neunzig zurechtgestellten Dosen Bier zu Hause zu lassen oder, nehmen wir ein anderes Beispiel: die

Spätschicht nur bis 22 Uhr statt bis 24 Uhr zu fahren, oder: gar vier statt zwei Hochträger anzuwerben, wenn diese Entscheidungen sieben von neun Leuten in einem Mehrheitsbeschluß treffen, als wenn sie ein einziger Leiter fällt. Anders gesagt: Auch innerhalb einer Expedition lassen sich Abstimmungen über allerlei Probleme erreichen, die den Expeditionsleiter zwar nicht entbehrlich machen, aber zu einem Koordinator werden lassen. Selbst Träger aus den Tälern des Hindukusch scheinen durchaus auch Achtung vor "Sahibs" zu haben, die selbst einen fünfzehn Kilogramm schweren Rucksack tragen, ihnen beim Aufheben der Lasten hier und da behilflich sind und mit ihnen gemeinsam Tagesetappen und Rastplätze ausmachen. Auch wenn die drei englischen Worte des Kuli und die drei Worte Urdu des "Sahib" sowie je zwei Füße und Hände die einzigen Verständigungsmittel sind, lassen sich auf diese Weise die gefürchteten Trägerstreiks mancher anderen Expedition anscheinend vermeiden. Fest steht, daß sich von insgesamt zweihundert Trägern keiner genötigt sah, die "Sahibs" auch nur um eine einzige Reepschnur, einen einzigen Skistock oder einen einzigen Eispickel zu erleichtern.

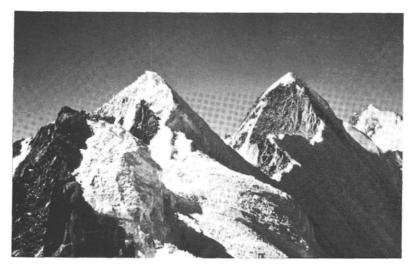
Sicher sind mit allen diesen Überlegungen viele Probleme auf der Durststrecke vom Beginn der Vorbereitungen bis zum Wiedersehen in Kulakmali erst gar nicht aufgetaucht; dennoch gibt es eine Fülle von Risiken, die das Unternehmen auf den 9000 km vom Rhein zum Indus genug gefährdeten. Mit Unbehagen denkt man im Messezelt in Kulakmali zurück an das Fieber, das mehrere Teilnehmer schon hinter der türkischen Grenze erwischte, an die Fahreigenschaft mancher

Perser, die sämtliche Verkehrssicherheit durch Gottvertrauen zu ersetzen scheinen, an die einsamen Wüstengegenden Afghanistans, in denen sich mehr Überfälle als Verkehrsunfälle ereignen sollen. Wenn man schließlich an alle die reißenden Bäche denkt, die beim Anmarsch über abenteuerliche Stege zu überqueren waren, dann ist es fast dennoch ein Wunder, daß sich alle neun Teilnehmer hier gesund wiedertreffen, um zunächst bei einem heißen Shai ihre Erlebnisse auszutauschen.

Nach wenigen Stunden des Gedankenaustausches steht bereits der nächste Abschied bevor; das Treffen im Basislager Kulakmali kommt allen vor wie eine Zwischenlandung auf einem Flughafen, auf dem man zufällig einen guten Freund getroffen hat. Der "Höhenflug" beginnt, und auch die 30 Tage des Aufenthalts am Berg werden nach Plan in zwei getrennten Gletscherbecken verbracht. Es mag zunächst nicht ganz einleuchtend sein, warum sich die vier Teilnehmer der Arbeitsgruppe "Nord" wieder einen Tagesmarsch hinab nach Phargam begeben, um von ihrem dortigen Depot mit Hilfe zweier Hochträger den noch unbetretenen Phargam-Gletscher zu erreichen, während die Arbeitsgruppe "Süd" mit fünf Leuten und ebenfalls zwei Hochträgern unmittelbar von Kulakmali fast in entgegengesetzter Richtung zum Sohnyoan-Gletscher aufbricht, der bisher auch nur von zwei kleinen Gruppen besucht worden war. Unklar scheint diese Trennung auch, als zwei Sahibs im Lager 2 hoch oben auf dem einsamen Eisstrom des Phargam-Gletschers mehr mit Schüttelfrost, Kopfschmerzen und Durchfall kämpfen als an einen Kampf um den Gipfel zu denken, während alle fünf Gefährten im Süden so guter Dinge sind, daß

Die Shupel-Zom-Gruppe, aufgenommen aus der Nordflanke von P. 6100 (6000). Von links: Shupel Zom W (5917 m), Golen Zom (5810 m), Shupel Zom E (5923 m). Foto: E. Wagner





Blick von
P. Phargam II
(6000 m)
nach Westen;
v. l. n. r.
P. Phargam II
(6000 m)
Buni Zom IV
(6100 m)
Buni Zom II
(6551 m).
(Vergl. dazu die
Kammverlaufskizze
auf Seite 159).

Foto: G. Holtmann

sie gleich dreimal die Steilstufe im Sohnyoan-Gletscher mit 20 kg schweren Kisten hinaufhasten, um sich das Leben auf der Mittelmoräne mit extrageräuchertem Schinken oder mit besonders delikaten Fruchtschnitten bei Ovomaltine und heißem Zitronensaft zu verschönern. Verständnislos könnte man mit den Achseln zucken, wenn man miterlebt, wie plötzlich das einzige Paar Ersatzsteigeisen der Sohnyoan-Leute gegen die zerbrochenen Zwölfzacker eines Sahibs ausgetauscht werden muß, so daß der gut konditionierte Hochträger für den weiteren Lastentransport mangels Steigeisen ausfällt, deshalb unbegreiflich, weil zur gleichen Zeit das Ersatzmaterial der Phargam-Gruppe - mühsam über die 700 m hohe Felswand unterhalb des Gletschers emporgeschleppt – unberührt für drei Wochen in Lager 1 auf dem Phargam-Gletscher ruht. Wie froh wäre Heribert, als er nach äußerst hartem Anstieg das 6000 m hohe Hochlager auf dem Märchengrat erreicht, wenn er mit Freund Anno von der Südgruppe bei einem Gespräch über die Kunstschätze der persischen Moscheen die Anstrengung in dieser Höhe vergessen könnte; wie sehr würde Manfred aufleben, als sein lädiertes Kniegelenk nach zehntägigem Lageraufbau fast die gesamte Gipfelfreude in Frage stellt, wenn er auch nur einen Abend mit Nordgruppenspezi Albert über das unerschöpfliche Thema "Frauen" plaudern

Erst bei einem weiteren Shai nach noch herzlicherem Wiedersehen am Abend des 9. Septembers in Kulakmali stellen neun Teilnehmer nach vier Wochen fest, daß die bereits in Köln bei Bier und Cola gefällte Entscheidung der Aufteilung in zwei Arbeitsgruppen auch gar nicht so sinnlos war:

Sind die vier vom Norden nicht überrascht, wieviele Gipfel und Übergänge im Sohnyoan-Becken erreicht worden sind, wie aufschlußreich der Ausblick der Kameraden in die Nachbartäler gewesen ist und wie entscheidend die Kartenskizze des Sohnyoan-Gletschers korrigiert werden konnte? Staunen die fünf vom Süden nicht darüber, daß es den Nordleuten überhaupt gelungen ist, die vieldiskutierte Steilstufe unterhalb des Phargam-Gletschers zu überwinden, daß sie mehrere 6000 m hohe Graterhebungen an einem Tag erstiegen und schließlich noch einen Zugang zum Awi Zom entdeckt haben? Bei dem Bericht der Erkunder des Phargam-Beckens über die atemberaubende Erstbesteigung des zweithöchsten Gipfels der Buni-Zom-Gruppe, des 6484 m hohen Awi Zom, weicht die Enttäuschung über den Mißerfolg am Sechstausender des Sohnvoan-Beckens sogleich der Freude über den Gipfelsieg im Norden.

Keineswegs verwunderlich ist es somit, daß jeder beim gemeinsamen Abmarsch von Kulakmali über den Phargam An nach Chitral fast zu der Überzeugung kommt, er selbst habe nicht vier, sondern acht Wochen, nicht ein, sondern zwei Gletscher-Becken in der Buni-Zom-Gruppe erlebt.

Anschrift des Verfassers: Robert Wagner, D-5062 Hoffnungsthal, Am Mittelberg 4.

Über dem Meer die weißen Gipfel

Skitouren in Griechenland

RUDOLE LINDNER

Kreta

Die Lichter von Piräus flammen auf und spiegeln sich bunt im schwarzen Wasser des Hafens. Das Schiff löst sich vom Kai und gewinnt das freie Meer, das unruhig und heftig ist. Der Bug teilt die hohen Wogen und der Wind wirft Gischt auf das Deck. Unsere Gesichter sind feucht davon und wir spüren den Geruch von Salz und Ferne. Wir sind glücklich, unterwegs zu sein und voller Erwartung. Morgen zum Sonnenaufgang werden wir in Kreta sein. Ob wir schon vom Meer die schneebedeckten Gipfel sehen werden? Eine Reise nach Kreta bringt man in Zusammenhang mit einem Badeurlaub, der Besichtigung der minoischen Paläste, mit Orangenhainen, süßem Wein und subtropischem Klima. Wir wollen die Insel zwischen Europa und Afrika mit Ski durchqueren.

Kreta ist der Rest einer in der Agais versunkenen Landmasse. Vom Festland, in einem Bogen bis nach Kleinasien, zog sich einst das Rückgrat einer Gebirgskette, deren Erhebungen heute nur noch als Inseln aus dem Meer ragen. Die drei Bergmassive Kretas haben in der Ost-West-Richtung der Insel keine Verbindung zueinander. Hügelland und Ebenen trennen sie zu isolierten Gebirgsstöcken. Die drei ehemaligen Bergketten sind im Süden und Norden ins Meer getaucht, das Diktegebirge, der Berg Ida und die Lefka Ori sind die verbliebenen Brückenpfeiler zu den Bergen des Peloponnes. Kretas Gebirge haben nicht die Großartigkeit der Alpen. Sie erreichen nur eine Höhe von knapp 2500 m und sind keine ausgeprägten, schroffen Gipfel. Vom Meer über den fruchtbaren Ebenen und kahlen Hügeln erheben sich die rauhen, verkarsteten Höhenzüge. Unter der südlichen Sonne bieten sie das typische griechische Bild der nackten Ursprünglichkeit.

Diktegebirge

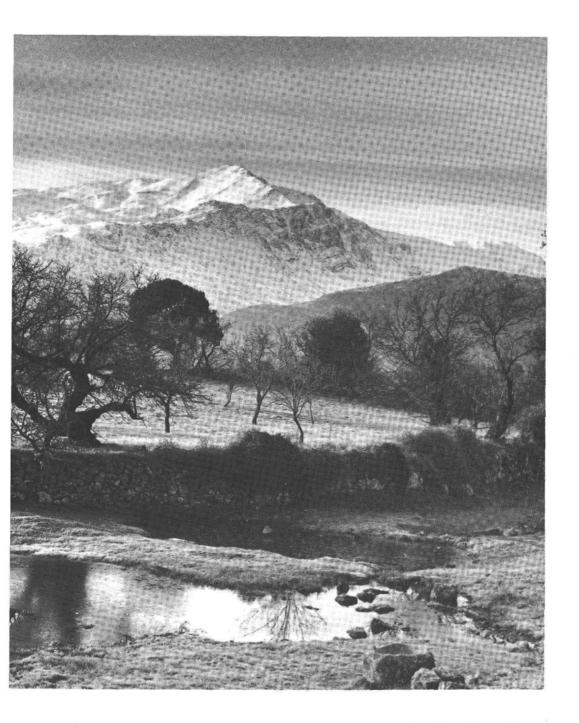
Als unser Auto in Heraklion aus dem Bauch des Fährschiffes kriecht, empfängt uns strömender Regen. Wir werden noch erfahren müssen, daß es im Februar auf Kreta viel Niederschlag gibt. Über eine kurvenreiche Bergstraße fahren wir über einen von klobigen Windmühlen bewachten Paß und erreichen ienseits die Lassithiebene. Dies ist eine kilometerweite Karstsenke am Fuß des Gebirges, sehr fruchtbar, im Sommer von 10 000 weißgeflügelten Windmühlen bewässert. Das Dorf Psychro, 700 m hoch, soll der Ausgangsort für die Besteigung sein. Vom Berg ist nichts zu sehen, die Wolken hängen tief und es regnet unablässig. Im Auto, zwischen überschwemmten Feldern und triefenden Bäumen, übernachten wir. Es ist nicht sehr ermutigend. Am nächsten Tag wecken uns Sonne und blauer Himmel, und im Rahmen blühender Kirschzweige strahlt uns ein blendend weißer Berg entgegen. Das Diktegebirge ist mit seinem höchsten Gipfel, dem Spathi (Schwert), 2147 m hoch, Über Geröll, durch Bäche und Schlamm fahren wir an den Fuß des Berges heran, bis sich ein Tal öffnet. Dort, zwischen Karstfelsen und wilden Olbäumen, steht unser Caravan als Ausgangslager. Abends zieht ein Hirtenjunge mit seiner Ziegenherde talaus, mit dem braungebrannten Gesicht unter den schwarzen Locken und auf einer Syrinx flötend, glauben wir Pan persönlich zu begegnen.

Frühmorgens brechen wir auf. Zaghafte Vogelstimmen, ungewisses Licht zwischen Nacht und Tag, melodische Rufe der Steinhühner. Als es hell wird, endet der Pfad zwischen winzigen Terrassenfeldern auf 1000 m Höhe. Wir suchen im dornenbewachsenen und zerrissenen Karstgelände weiterzukommen. Die Sonne steigt aus den Wolken und gelbrotes Licht flutet über die kahlen Hänge. Selten nur ein Baum. Fremdartig anmutende Prinuseichen, spindel- oder kugelförmig, die Laubkrone aus lackgrünglänzenden, scharf gezahnten Blättern auf knorrigen grauen Stämmen. Das Holz dieser Bäume ist ungewöhnlich hart und schwer. Wind kommt auf, peitscht das freie Gelände, schüttelt die Macchia, bringt Wolken von Süden. In einer Hirtenhütte suchen wir vor dem Schneetreiben

Zuflucht. Als es kurz aufhellt, sehen wir den Spathigipfel, gehen weiter, es zieht wieder zu und es graupelt, blitzt und donnert. Wir steigen einen zunehmend steiler werdenden Hang hinauf, der Schnee ist beinhart verharscht und verglast. Als das Wetter zu arg und der Hang zu steil wird, wollen wir umkehren. Hinunter ist es noch unangenehmer als herauf. Es ist eine verteufelte Sache, hier die Ski anzuschnallen. 200 m tiefer sehen wir scharfe Geröllblöcke aus dem Schnee ragen. Vorsichtig seitrutschend, im Flachen dann schwingend, kehren wir zur Hütte zurück. Beinahe war sie im Schneetreiben nicht mehr zu finden. Hier sind nur die rohen Steinmauern, der nackte Boden und eine Lage Dornengestrüpp als Bett. Wir finden etwas Holz und endlich gelingt es uns, Feuer zu machen. Wir sind zufrieden.

Es kommt ein neuer Tag und es scheint die Sonne und wir steigen hinauf zum Spathi. In einer Mulde, dann an einer Rippe, geht es besser als gestern. Rechts ist der Steilhang des Gipfels, etwa 500 m hoch, 35-40 Grad Neigung, zuletzt vielleicht noch mehr. Wir kommen auf den Kamm und der Blick weitet sich. Erst sah man nur das braungrüne Schachbrett der Lassithifelder, nun sehen wir im Süden das Meer. Über 2000 m tiefer liegt es in bleifarbenem Glanz, und ein Dampfer teilt es mit bewegungsloser Stetigkeit von Osten nach Westen. Hinter dem Horizont ist Afrika. Von unserem Berg zieht ein wächtengekrönter Grat nach West und steile, rauhreifbehangene Felsen stürzen nach Norden ab. Vom Meer, aus einer Wolkenbank, steigen weiße Bauschen auf, segeln über das braune Vorgelände und gleiten, einen Schatten voraussendend, die Hänge herauf. Über unserem Gipfel lösen sie sich auf in flatternde Nebel, sammeln sich und dringen langsam nach Norden vor. Wir fahren vom höchsten Punkt des Spathi direkt in den Nordhang hinab. Angst vor den ersten Metern, mehr noch vor dem ersten Schwung. Ganz ganz vorsichtig muß man es machen und die kleinen und dünnen Neuschneeflecken ausnützen. Nach dem steilsten Stück warte ich auf Helga. Es sieht unheimlich steil aus, wie sie da ober mir in den Hang kommt. Der Wind treibt den Schnee herab, im Gegenlicht ein goldener Fließbach, und Helga schwingt darin in weiten Bögen.





Das Diktegebirge auf Kreta. Sein höchster Gipfel, der Spathi (Schwert), ist 2147 m hoch. "Kreta ist der Rest einer in der Agäis versunkenen Landmasse. Die drei Bergmassive Kretas, Dikte, Berg Ida und Lefka Ori sind die verbliebenen Brückenpfeiler zu den Bergen des Peloponnes." Foto: R. Lindner

Kronos aus dem Geschlecht der Titanen verschlang alle seine Kinder, aus Furcht, die Herrschaft zu verlieren. Zeus, der Gott aller Griechengötter, wurde auf dem Berg Ida geboren. Rhea gelang es, den Kronos zu täuschen. Sie gab ihm statt des Sohnes einen in Tücher gewickelten Stein. Zeus versteckte sie in einer Höhle am Berg Ida und die Ziege Amalthäa und die Melissabienen ernährten ihn. Als Zeus groß und kräftig war, ging er und stürzte seinen Vater. Er zwang ihn, seine Geschwister wieder von sich zu geben und kämpfte mit diesen gegen die Titanen. Als Zeichen einer neuen Weltordnung und für die Menschen stellte Zeus den Stein, der ihn einst rettete, als "Nabel der Welt" in Delphi auf. Kreta gilt als die Wiege des Abendlandes. Vor 6000 Jahren begann dort die europäische Kultur, beeinflußt von Kleinasien und Ägypten; die großen Städte Knossos und Phästos waren der Mittelpunkt der damaligen Welt. Die Sage von Zeus und Europe ist ein Gleichnis. Zeus, in der Gestalt eines weißen Stieres, entführte die Jungfrau Europe von den Gestaden Phöniziens nach Kreta, und sie gebar ihm die Söhne Minos und Rhadamanthis. Sinngemäß ist es die Verbreitung der in Blüte stehenden Kultur Kleinasiens nach Europa. Von der Geisteshaltung der Kreter ist kaum konkretes bekannt. Hinterlassen sind uns nur die Trümmer ihrer riesigen Paläste; Fresken und Bilder in herrlichen Farben, voller Ausdruckskraft und Lebendigkeit. Phästos liegt auf einem beherrschenden Hügel über der blühenden Messaraebene. Wir sitzen auf graubraunen Steinquadern, und der Wind singt in den Nadeln der Pinien und bringt uns ihren Duft. Wir denken an die Menschen. die hier vor tausenden Jahren lebten. Von Phästos sicht man die schneebedeckten Gipfel des Berges Ida.

Der Psiloritis (Ida), 2456 m hoch, ist von den Bergen Kretas das Skiziel mit relativ bestem Zugang und größter Abfahrtshöhe. Von NO, vom Dorf Anoghia, 800 m, führt ein Fahrweg bis zum Nidiplateau, 1500 m. Der Zustand der Straße ist sehr schlecht. Grober Schotter, gewachsener Fels, Steinblöcke, die wir immer wieder wegwälzen. Für ein Auto wie unseren Opel Caravan ist es beinahe nicht zumutbar. Aber die Aussicht, fünf Stunden zu Fuß mit allem Gepäck zu marschieren, läßt uns alle Bedenken über den Haufen werfen. Wir montieren Schneeketten und fahren los. Über einen Paß mit Hirtenhütten und jenseits wieder hinab, erreichen wir das Plateau; eine ebene Wiesenfläche, umrahmt von den Nordosthängen des Ida.

Aufbruch im Morgengrauen und bei brausendem Südwind. Als wir zur Kapelle des Propheten Elias kommen, geht die Sonne auf. Vor den gelben Wolken steht dunkel der einfache, kreuzgeschmückte Kuppelbau und das schwarze, tausendfach verzweigte Astwerk einer mächtigen Sykomore. Vorbei an der Kulthöhle des Zeus steigen wir die Steilhänge hinauf, Wieder ist der Schnee beinhart und mit zunehmender Höhe wird er glasig vereist. Zurück könnten wir gar nicht mehr, wir müssen hinauf, treten winzige Kerben in den Harsch, versuchen jedes Fleckchen Neuschnee auszunützen. In Kammnähe verflacht sich der Hang, aber nun packt uns der Sturm mit aller Kraft. Ähnliches haben wir noch nicht erlebt. Wir kriechen am Bauch, die Ski hinter uns herziehend, über die abgewehte Geröllfläche, unsere Gesichter immer wieder vor den Schneekörnern in den Armen verbergend. Wo bleibt Helga? Ich richte meinen Oberkörper auf um mich umzuschen.

Da reißt mich der Sturm hoch und weg und vor sich her, und ich wanke an Helga vorbei, unfähig mich zu halten. Bevor die Flanke steil wird, fange ich mich im angewehten Schnee. Jenseits des Kammes sind parallel Dolinenmulden eingeschnitten, im Lee ihrer Wächten können wir mit angeschnallten Ski weitergehen. An der Küste, 2400 m tiefer, sehen wir das Weiß der Brandung. Der Sturm kommt von Süden über das Lybische Meer, bringt Staub aus der Sahara mit, der den Schnee rotbraun färbt. Ungebändigt ist er in seiner Kraft. Gewiß hat er mehr als 100 km/h Geschwindigkeit. Wir sind müde, aber er läßt uns keine Ruhe zur Rast. Aus der Harschdecke nagt er Platten, die wie Vögel davonfliegen. Wir sehen den Gipfel, die Schneefahnen schreiben eine weiße Diagonale in den blauen Himmel. Es ist ein totaler Aufruhr der Elemente und in uns ist ein Gefühl des Ausgeliefertseins, das von Angst nicht weit



Berg Ida (Psiloritis), 2456 m, vom Dorf Anoghia, 800 m.

Foto: R. Lindner

entfernt ist. Ohne Ski, robbend, den Rucksack vor uns herschiebend und uns gegenseitig haltend, versuchen wir den kurzen Gipfelhang hinaufzukriechen. Es gelingt uns nicht, der Wind wirft uns einfach zurück. Nur 20 m zum Gipfel und doch unmöglich. In einer Mulde schnallen wir die Ski an, fahren in den Dolinen ein Stück talaus und mit Hilfe des Windes einen leichten Gegenhang hinüber. Dann kriechen wir über den Kamm, um in die NO-Flanke zu kommen. 900 m hoch ist dieser Steilhang, anfangs extrem steil, besonders weil es wieder ganz harten Schnee gibt. Ziemliche Furcht bei der Einfahrt, wir rutschen weit seitwärts, bis wir endlich den ersten Richtungswechsel wagen. Ein Sprung, Versuch, die ratternden Ski zu beruhigen und

das Tempo zu bremsen. Dann endlich etwas griffiger Harsch. Es folgen viele, viele Schwünge an diesem traumhaften Hang, erst in Rauhreifflecken, in großen Flächen angewehter Schneekörner, zuletzt im Firn. Wir kommen zurück zu den grünen Wiesen des Nidiplateaus. Da ist ein idyllischer Flecken: eine Steinhütte, umstanden von Kirschbäumen, und auf den Wiesen blühen gelber Krokus und blaue Szilla. Über dem Berg Ida steht immer noch eine weiße Sturmfahne in den Himmel.

Lefka Ori

Die "Weißen Berge" sind das Land der Sphakiaten. Groß und schlank, blond und blau-

äugig, sind sie direkte Nachkommen der Dorier. Sie kamen 1400 v. Chr. von Norden und eroberten Kreta, unterwarfen mit unverbrauchter Kraft die überzivilisierten, verweichlichten Eteokreter. Seit diesen Tagen hat die Insel ihre sprühende Lebendigkeit verloren. Die Römer, Araber, Venezianer, Byzantiner und Türken kamen, unterjochten die Bewohner, und die blutigen Schrecken dieser Zeit sind noch heute gegenwärtig. Die Landschaft der Sphakia, die Lefka Ori, hat in ihrer Unzugänglichkeit die Menschen geschützt. Nie wurden sie wirklich unterworfen. In der Abgelegenheit dieser Berge entwickelte sich eine Sippengesellschaft mit eigenen Ehrbegriffen und Gesetzen. Von den Bergdörfern gingen sie in die Ebene und raubten das Vieh. Ein Schimpfwort führte zu Totschlag und die Blutrache ging von Generation zu Generation. Als die Deutschen im 2. Weltkrieg Kreta besetzten, stießen sie auf heftigsten Widerstand. Viele der Partisanen kamen aus Sphakia. Der Jäger Manoli wurde zu Lebzeiten Legende und auch Geschichte. Schon bevor der Krieg kam, bekreuzigten sich die Weiber, wenn sie ihn sahen, er war - wie im Fassatal Tita Piaz - die Personifikation des Luzifers. Manoli kletterte tollkühn in den Wänden der Samariaschlucht den Steinböcken nach und stürzte sie in die Tiefe. Er durchstieg die 1000 m hohe Wand des Gingolos, die 20 Jahre danach mit Seil und Haken von Alpinisten erklettert wurde. Manoli entführte den deutschen Major von Kreippe und übergab ihn den Engländern, die diesen nach Ägypten brachten. Als Vergeltungsmaßnahme brannte man Dörfer nieder und liquidierte alle männlichen Bewohner. In einem Kafenion in Anopolis sitzen wir mit verwegen aussehenden Männern zusammen. Hochgewachsen, mit Adlernasen, blondem Bart und blauen Augen. Mit Gamaschen, Pluderhosen, Felljacken, bestickten Gürteln und einem turbanähnlichen Fransentuch bekleidet. Sie fragen natürlich, ob wir verheiratet sind und ob wir Kinder haben. Und da wir Letzteres verneinen, begreifen sie nicht, warum wir hier herumfahren und auch nicht, warum wir keinen gemeinsamen Schlafsack statt unserer zwei einzelnen haben. Wir wollen für den Aufstieg zur Schneegrenze ein Tragtier mieten, aber die Escl sind nicht auffindbar. Es würde die Ruhe dieses schönen

Frühlingstages stören, das Plauderstündchen hier abzubrechen. So tragen wir denn unsere Ski und Säcke selbst, mit Blicken im Rücken, die unseren gesunden Geisteszustand gewiß bezweifeln. Wir folgen einem Pfad durch steinige Felder, vorbei an blau gestrichenen Bienenkästen und hinauf zu kahlen Hängen. Heiß ist es, und wir denken an das Baden an der Südküste gestern. Einzelne Bäume, dann geschlossener Wald. Zwischen den zimtbraunen Stämmen und dunkelgrünen Kronen leuchtet in einer Orgie von Blau das Meer herauf, Föhren, dann bizarre Zypressen und dicke Prinuseichen bilden einen dichten Wald in dem scharfzerrissenen Karstgelände. Wir sind von Mittag bis abends unterwegs gewesen, nun haben wir in einer Doline, wo fallendes Laub einen winzigen Humusflecken gebildet hat, unser Zelt aufgebaut. In einem tiefen Schacht finden wir - welches Glück -Schneereste, und wir können schmelzen, kochen und trinken. Über uns in der Eiche ruft ein Käuzchen.

Am nächsten Tag erreichen wir in einer Stunde die Baum- und Schneegrenze. Zwischen kahlen Hängen führt ein Dolinental bergan, die Hänge sind abgeweht, aller Schnee liegt in den Mulden. Das Tal von Amutsera ist flankiert von gelben Schutthalden, grotesken Felstürmen und im Grund, aus dem Schnee, ragen schwarze Steinhügel. Es ist sehr eigenartig hier mit Ski eine Spur zu ziehen. Vor uns erheben sich drei drillingsgleiche Kegelberge, wir biegen nach links ab, dort vermuten wir die höchsten Gipfel. Wir ziehen nach NW, dann entschädigt uns der Anblick des Trocharis, 2452 m hoch, für alle Mühsal. Herrliche Hänge sind es. Am Gipfel wieder Sturm, aber wir nennen es nur mehr Wind. Während der Rast binden wir die Ski an Felszacken fest. Die Abfahrt ist ein Rausch im Firn. Weiter geht es in Mulden, dann wieder Aufstieg durch Täler, über Hänge, bis es Abend wird. Morgen wollen wir das ganze Hochplateau durchquert haben. Helga und ich, wir haben uns getrennt, um einen guten Lagerplatz zu finden. Die Dämmerung dringt in den Karsturwald. Die Bäume sind dunkle, drohende Gestalten. Helga ruft mich, und der Wind, die Felswand und die Mauer des Waldes verwandelt ihre Stimme. Es klingt wie ein Jagdruf aus längst vergangenen Zeiten.



Lefka Ori: Trocharis, 2452 m. "Die Abfahrt ist ein Rausch im Firn."

Foto: R. Lindner

Peloponnes

Der Golf von Korinth trennt die Halbinsel des Peloponnes vom griechischen Festland. Die Gebirgsketten, die sich einst von Nordwest- und Mittelgriechenland bis zum Peloponnes erstreckten, sind nur durch diesen tektonischen Bruch getrennt. Für den Skibergsteiger sind die Gebirge des Pelops durch die unmittelbare Nähe des Meeres von besonderem Reiz. Um so mehr noch, da man jenseits des Kolpos, beinahe greifbar nah, die verschneiten Gipfel des Parnaß und seiner Nachbarn Giona und Vardousia erblickt. Hier in Südgriechenland empfindet man die Gegensätze von milder Mittelmeerlandschaft mit Oliven-, Wein-, Orangenhainen und die schneebedeckten Gipfel ganz besonders. Nirgends als im Peloponnes ist Mythos und Geschichte des Altertums mit den Bergen so stark verbunden. Alle Gebirge sind aus der Antike bekannt - auch die höchsten Gipfel -, auf denen Kultstätten errichtet waren und auf deren Trümmern heute die Kapellen des Propheten Elias, des Schutzheiligen der Hirten und Herden, stehen. Vier große Berggruppen mit Höhen über 2200 m hat die Halbinsel, jede hat ihren eigenen landschaftlichen Charakter und Reiz, keine möchte man weniger schön oder lohnend bezeichnen. Mit Ski sind großzügige Überschreitungen zu unternehmen oder eine Vielzahl von Steilabfahrten mit etwa 1000 m Höhenunterschied zu machen. Ursprüngliche Wälder, die windumbrausten Schneegipfel und in der Tiefe das Meer; die weite Reise lohnt sich.

Das südlichste Gebirge des Peloponnes ist auch das höchste und ausgedehnteste. Unmittelbar aus dem Messinischen Golf aufstrebend, erreicht es eine Höhe von 2407 m, der Gipfelkamm hat eine Länge von über 20 km. Wenn man vom kahlen Hochland Arkadiens kommt, bevor man hinabfährt in die Tiefebene von Sparta, erblickt man – beeindruckt und überrascht - den Taygetos. Er nimmt das ganze Gesichtsfeld von Nord nach Süd ein, und seine felsdurchsetzten, weißen Flanken bieten ein hochalpines Bild. Den Gratkamm trennen tiefe Jöcher, teils felsig; wir wollen ihn gesamt überschreiten, aber es wird sicher nicht einfach sein. In Sparta kaufen wir Lebensmittel. Von zu Hause haben wir wenig mit, es ist einfacher und natürlicher, sich vom Land zu ernähren. Helga übernimmt das, sie hat einen hausfraulichen Blick für die besten Dinge und außerdem wird sie kein Krämer betrügen. Die Griechen sind Kavaliere. Helga bringt saures weißes Brot, Fetatiri (Ziegenkäse), Oliven, Zwiebeln und herrliches Joghurt - die Bananen, die wir daruntermischen, sind auch am Peloponnes gewachsen. Wir fahren von Sparta einige Kilometer nach Süden, dann weist eine Tafel nach Anoghia und zum Taygetos. Aus der üppigen Gartenlandschaft und den Olhainen kommen wir etwas höher zu Orangen- und Zitronengärten. Wunderbar ist der Anblick des Grüns, der Früchte, und darüber der weiße Berg unter einem tiefblauen Himmel. Wir fragen einen Bauern, ob wir die am Boden liegenden Früchte aufsammeln dürfen. Er verneint entrüstet und pflückt die schönsten und ausgereistesten vom Baum, um uns alle freien Säcke und Schachteln zu füllen. Zum Mittagessen lädt er uns auch gleich ein. Während seine Frau kocht, zeigt er uns seine Felder, Gärten, Obstbäume und seinen ganzen Stolz – zwei kleine, langfellige Kühe. Es gibt Milchsuppe mit Nudeln, Tintenfisch im eigenen Saft gekocht, saure Bohnen, Salat, Radieschen, Oliven und Eier. Zum Nachtisch Helga ist total verzweifelt – tischt man uns "Zichles", gebratene Singvögel, auf. Was sollen wir tun, sie zurückweisen? Unser Gastgeber wäre sicher beleidigt und könnte es nicht verstehen. Schon in der Antike gehörten

sie zu einem Festmahl, und die Jagdgöttin Artemis Dictymua fing die Vögel in Netzen. Immerhin werden bei uns Abertausende mit Pflanzenschutzmitteln gemordet. Über eine schmale Erdstraße fahren wir bis zu den Hütten von Krionerion auf etwa 1000 m Höhe. Die Straße ist noch einen Kilometer befahrbar, dann versperrt sie ein Erdrutsch. Unser Auto ist wieder Ausgangslager. Schleierwolken ziehen von Süden über den Himmel und es wird sehr warm. Schlechtwetterzeichen. So wunderbar Griechenland ist, das Wetter im Frühling könnte einen manchmal in Verzweiflung bringen. Von strahlend blauem Himmel ungemein schnell wechselnd zu Sturm, Regen und Schneetreiben. Im feuchtwarmen Morgengrauen brechen wir auf. Der Wildbach rechts im Tal rauscht vom Schmelzwasser. Wir folgen, solange es dunkel ist, der Straße, dann einem Pfad. Durch Tannenwald gehts hinauf, vorbei an Quellen; über dem Parnongebirge geht blutrot die Sonne auf. Bei lichterem Föhrenwald beginnt die geschlossene Schneedecke, ca. 1300 m. Die mächtigen Panzerföhren mit ihrer zerrissenen, zimtbraunschwarzen Borke und den dunkelgrünen Wipfeln bilden einen schönen Kontrast zum reinweißen Neuschnee und den frühmorgendlich-blauen Schatten. Um 8 Uhr hat sich der Himmel völlig überzogen, um 10 Uhr kehren wir auf 2200 m Höhe im Schneesturm und in Angst vor den lahnigen Steilhängen um. Es schneit bis unter unser Lager, um nicht eingeschneit zu werden, fahren wir ins Tal.

Die Kette des Taygetos setzt sich weit nach Süden fort, bis sie beim Kap Tainaron im Meer versinkt. Sie bildet das Rückgrat der Halbinsel Mani. Die Höhenzüge sind kahl und baumlos, nur in Küstennähe wachsen einige kümmerliche Olbäume - nicht nur, wie sonst in Grèce, aus steiniger Erde, sondern aus dem kompakten Fels, in Karrenlöchern wurzelnd. An den Berghängen sind schmale Terrassenfelder angelegt, welche die Gipfel ringbandartig umgürten. Die aufgebauten Steinmauern waren gewiß die Arbeit von Generationen. Ein rauher Wind weht stetig über das freie Gelände, und mit den scharfen Felsgraten wirkt die Gegend abweisend und menschenfeindlich. Die Küste der Mani ist ein ursprünglicher, einsamer Traum: kristallklare Fluten, winzige helle Sandbänke



Sturm am Taygetos.

Foto: R. Lindner

in den kleinen Fjorden der Steilküste und von der Brandung zerfressener Fels mit tiefen Kavernen. Diese Meeresgrotten setzen sich vielfach tief ins Landesinnere fort, bilden weite Tropfsteinhöhlen, die man mit einem Boot befahren kann. Die Bewohner der Halbinsel, die Manioten, sind Nachkommen der Spartaner, der Lakedämonier, welche einst vor dem Slawensturm hierher geflüchtet waren. In der Unzugänglichkeit dieser Felseinöde bewahrten sie auch in der Frankenund Türkenzeit ihre Unabhängigkeit. In der Abgeschlossenheit, dem Kampf mit dem unfruchtbaren Boden, bildete sich eine straff geordnete Sippengesellschaft unter der Herrschaft der Beys. Diese Klanältesten bildeten sich ein, direkte Nachkommen der Spartanerkönige zu sein. In überspitzten Ehrbegriffen, wobei aus einer Beleidigung und geringfügigem Streit Mord und Totschlag wurde, erstreckte sich die Blutrache praktisch von Generation zu Generation, und niemand war seines Lebens sicher. Nur zur Saat- und Erntezeit schlossen die Sippen untereinander einen Waffenstillstand. Einzigartig in Griechenland sind die burgartigen Dörfer der Manioten. Massige Steinhäuser mit Schießschartenfenstern und hohen Wehrtürmen, von denen sich die Einwohner mit Steinen gegenseitig zu erschlagen suchten.

Sparta hinterließ der Nachwelt das Staatsbild einer kommunen, asketisch-kriegerischen Gesinnung. Das rauhe Gebirge Taygetos war den Lakedämoniern bestens bekannt. Wurde ein Knabe 12 Jahre alt, mußte er am Berg die Zeit vom Frühling bis zum späten Herbst völlig auf sich allein gestellt verbringen. Das rauhe Klima, der Hunger und die Raubtiere ließen nur zwei Möglichkeiten offen: sich dagegen behaupten oder umkommen. Das Gesetz des Lykurg war hart. Flucht vor dem Feind, auswandern, üppig leben, wurde mit dem Tod bestraft. Der Richtfelsen, über den man die Verurteilten hinabstürzte, ist von der Passtraße nach Kalamata zu sehen. Wir kehren zum Taygetos zurück. Der Vollmond steht noch am Himmel, als wir aufbrechen. Es ist sehr kalt und das Schmelzwasser am Fahrweg ist gefroren, wir torkeln auf der Eisbahn dahin. Wir folgen dem Steig durch den Tannenwald noch im Finstern. Die ersten Vogelstimmen, dann ein heller Schein am östlichen Horizont; später der aufsteigende Sonnenball hinter dem blauschwarzen Parnongebirge. Wolkenlos ist der Himmel. Wir spuren im tiefen Pulver, zwischen den mächtigen Kiefern, die uns in ihrer Standhaftigkeit und ihrer braunwarmen Rinde wie lebende Wesen erscheinen. Vor uns waren ein Fuchs und ein Schakal unterwegs, wir kreu-

zen ihre Spur. Einem Bergkaninchen begegnen wir persönlich, es flitzt aus einem niederen Föhrendickicht. Wir passieren die letzten Baumriesen in der Kampfzone, 1800 m. Hinter einer dichten Nadelmauer verpacken wir sturmfest. Überhose, Daunenjacke, Sturmhaube und -brillen, mit einem Schal wird das Gesicht vermummt. Der Sturm treibt den lockeren Pulver in riesigen Fahnen über die Hänge. Nun sehen wir hinab zum Messinischen Golf, fast 2000 m tiefer glänzt das Meer, durch die jagenden Schneewolken ein begeisterndes Bild. Über eine Rippe queren wir in eine Mulde. Der Wind treibt die Schneekörner in weißen, zuckenden Schlangenwirbeln darüber weg. Wir bewegen automatisch die Beine, geschoben werden wir vom Wind. Auf den letzten 450 Höhenmetern werden die Hänge sehr steil. In einem Felstrichter legen wir die Steigeisen an. Wir haben zwar nur ein Paar, jeder schnallt sich also eines an. Erst im hüfttiefen Triebschnee. dann in windgepreßtem Harsch, steigen wir auf. Ich habe einen Pickel, Helga einen zugespitzten Föhrenast. Die Schneedecke dröhnt verdächtig, wir kreuzen zwischen herausragenden Felsen hin und her. Zuletzt sieht es gefährlich aus, wir haben Angst und überlegen lang, Gipfel oder Rückzug? Einzeln stapfen wir schließlich hinauf, erreichen aufatmend eine bandartige Felsbank und Sicherheit. Lächerlich ist dieses Gelände im Sommer. Ein Pfad führt herauf, auf dem jung und alt zur Gipfelkapelle pilgert. Wir queren an der Felsschichtung entlang, das Steigeisen ans Talbein gegürtet und erreichen die Kammhöhe. Der Wind ist leiser geworden. Über meterhohe, von der Sonne verglaste Windgangeln steigen wir am Gipfelgrat hinauf. Die Schneide des höchsten Punktes bricht den Wind, und im Lee der bis zum Dach verschneiten Elias-Kapelle genießen wir Windstille, Sonne, Wärme und hier zu sein. Ostlich, im Dunst der Tiefe das Tal von Sparta, im Westen, 2400 m tiefer, das Meer. Der Felsturm des Vasiliki hebt sich weißverbrämt von dem bleiglänzenden Spiegel ab. Nach Süden zieht sich der Kamm des Taygetos wie das Rückgrat eines grauen Urweltriesen, bis er am Horizont im Meer versinkt. Im Norden, über blaugrauem Dunst die drei weißen Gebirgszüge des Erymanthos, Chelmos und Ziria. Die Abfahrt über die tischhohen Windgangel

ist unterhaltsam. Das Band befahren wir sehr sehr vorsichtig, in die Steilhänge hinein fürchten wir uns. Erst lassen wir uns seitrutschend hinunter, dann schwingen wir zwischen den Felsen, alle Hemmungen fallen ab. Ab dem Trichter folgen wir einem System von Mulden. Siebenhundert traumhafte Höhenmeter im wadentiefen Pulver lassen uns jubeln. Zu meinen Girlanden flicht Helga Zöpfe, hinter ihr weht eine weiße Fahne. Der Schnee stiebt von den Skispitzen auf, hoch, bis zur Brust, leuchtet im Gegenlicht, Lange blaue Schatten liegen in den Mulden. Als wir zu unserem Lager zurückkommen, beleuchtet der Mond den Tavgetos. Über den schwarzen Spitzen der Tannen scheinen die Schneehügel von innen heraus silbern und magisch zu strahlen.

Erymanthos

Olympia, der Geburtsort der Spiele, liegt von Hügeln umgeben in einem weiten Tal, Im März sind die Wiesen um den heiligen Bezirk übersät von Anemonen, weiß, rot, gelb und blau. Sie blühen zwischen den gestürzten Säulen des Zeustempels, um die Werkstatt des Phydias und innerhalb der Grundmauern der Bauten, wo die Olympioniken wohnten, trainierten und den heiligen Eid sprachen. Ein gepflasterter Weg, beschattet von hohen, duftenden, rauschenden Pinien, führt zum Stadion. Man betritt es durch einen runden Torbogen aus graubraunen Steinguadern. Das Stadion ist eine Wiesensenke zwischen sanften Hängen. Um das ovale Rund führte die Rennstrecke der Läufer. Eine Steinplatte mit Kerben für den Startsprung zeichnet den Beginn. Die Bahn ist jetzt im Frühling ein dichter weißer Streifen von Gänseblümchen. Durch das Tal von Olympia fließt der Alpheos. Er entspringt im Erymanthosgebirge. Wenn man von der Hafenstadt Patras hinauf ins arkadische Hochland nach Kalàvryta fährt, erblickt man eine Landschaft, wie man sie in Griechenland nie vermutet. Allerdings, kennt man Grèce auch abseits der großen Straßen der Küste und befreit man sich von der allgemeinen Vorstellung, ist es ein gewohntes Bild. Verschneite Bergketten über dunklen Wäldern, Gebirgsdörfer im Vorgelände: grave, rotgedeckte Häuser um den Brunnen und eine mächtige Platane gedrängt. Um den weißen Kuppelbau der Kirche stehen schlanke, dunkle Zypressen. Nach dem Ort

Kato Vlasia biegt ein im Frühjahr schlammiger Weg zum Sommerdorf Zabouria ab. Die Straße endet auf 1100 m bei einer kleinen Kapelle, deren Glocken in den Ästen einer Prinuseiche hängen. Unter ihr schlagen wir unser Lager auf. Jenseits des tiefen Kaminitsatales erheben sich die westlichen Gipfel des Erymanthos mit weiten Hängen. Unzählige Möglichkeiten gibt es in jeder einzelnen Gebirgsgruppe. Resignierend stellt man es fest. In der Tiefe rauscht ein Wildbach, von den Weiden klingt das Läuten einer Herde, und die Hirten rufen die Tiere. Wir wandern die Hügel hinaus. Auf kleinen, steinigen Feldern steht das Getreide fingerhoch, zart und hellgrün. Unter den Kermeseichen- und Schlehdornhecken blühen Buschwindröschen. Von hier sieht man die Hauptgipfel, das Dreigestirn des Erymanthos. Die schlanke und stumpfe Pyramide: Nereida und Mounglia; das massige Trapez des Olonos, 2224 m hoch. Die steilen, tief verschneiten Flanken sind von Felsen durchsetzt. Am nächsten Morgen schlägt wieder einmal der Regen aufs Dach. Drei Tage lang, mit den narrenden vormittäglichen Aufhellungen, wobei man ins Freie stürzt, die blauen Flecken am Himmel sucht, die durch die Wolken scheinende Sonnenscheibe begeistert begrüßt, um nach elf Uhr wieder vor dem Regen zu flüchten.

Über Nacht ist es kalt geworden, die Pfützen sind gefroren. Um vier Uhr brechen wir auf. Den Hirtenpfad finden wir auch im Dunkeln. In den Vormittags-Regenpausen haben wir ihn gründlich erkundet. In 1300 m Höhe beginnt der Schnee. Zwischen den dichten Tannen sehen wir das Meer. Die ersten Sonnenstrahlen fallen auf den Morgendunst und lassen ihn rosenfarbig aufleuchten. Rotgelbes Licht auch bei uns, auf den dunklen Bäumen und dem ersten grauen Schnee. Wir spuren zwischen den Tannen durch, die Sonnenstrahlen brechen durch das Geäst, der Schnee zerrinnt und die Tropfen irisieren im Licht. In dem dichten, tauenden Wald werden wir tropfnaß. Helga schimpft wütend darauf, und ich sage ihr, sie müßte eben schlanker sein, so daß sie zwischen dieser Brause durchfindet. Worauf sie mich bezichtigt, den blödesten Weg zum Erymanthos gefunden zu haben. Wir legen Spitzkehren zwischen den Felsen im Wald und erreichen eine Lichtung. Vor uns liegt frei das Dreigestirn der Gipfel. Eine Mulde mit einzelnen Kampftannen spuren wir hoch, das frühe Licht wirst plastische Schatten. Wir ziehen in weiten Kehren aufwärts und haben Freude daran, wie die Skispitzen durch den lockeren Schnee schneiden, die Felle durch die Kristalle zischen und rückblickend sich die Spur in sansten Bögen in der Mulde um Kuppen windet. Im Geleise der Ski wechseln die Schatten, und die runden Reifen der Stöcke begleiten sie. Über einen Kamm mit verkrüppelten Wacholdersträuchern erreichen wir den Gipfel der Nereida. Der Grat führt weiter zur Mounglia. Wir fahren nach NW ab, an einer Rippe hinund herschwingend, hinunter zur rampenartigen Fläche des Apanokampos. Diese zieht, von den Gletschern der Eiszeit geformt, entlang der Hänge bis zum Sattel zwischen Mounglia und Olonos, hoch über dem Kaminitsatal. Wir folgen der flachen Rampe, überschreiten vorsichtig Querrinnen. In der Schneedecke ist die Spannung zu erraten. Vor der Mounglia ziehen wir hinauf zum Kamm und folgen ihm zum Gipfel. Weiter im Osten sehen wir den Kalentziberg. Seine verschneite Wand, 1000 m hoch, ist sehr eindrucksvoll. Gegenüber von uns, durch den Sattel getrennt, erhebt sich der Olonos. Wir fahren 300 Höhenmeter einen herrlichen, rauhreifbedeckten Hang hinunter. Im Sattel, im Schutz eines Felsens, rasten wir und schmelzen am Kocher Schnee, Der heiße Sanddornsaft mit Milch schmeckt uns. Mit Steigeisen gehen wir die SO-Flanke des Olonos an. Zuletzt zwischen Felsrippen hinauf, wo wir sehr hoffen, daß die Sonne den Schnee für die Abfahrt noch viel weicher macht. Faszinierend ist das Spiel der Wolken, die das Alpochorital von Osten heraufziehen. Dicke weiße Bauschen lösen sich aus der Decke, Schwaden gleiten an der Wand des Kalentzi hoch. Ein flacher Hang, eine gewundene Schneide, das ist der Gipfel. Die Wolken branden um uns, und die Spur verschwindet wenig tiefer im brodelnden Grau. Im Westen ist alles klar. Helga entdeckt ihn zuerst, ihren Lieblingsberg Varasova, Jenseits des Golfs von Patras crhebt er sich mit steilen Wänden und Graten 900 m direkt aus dem Meer. Schön zum Klettern, mit dutzenden Möglichkeiten und überhaupt - ein Berg voller Stille und Wunder. Der Wind treibt die Nebel auseinander, wir nützen es zur Abfahrt. Wir lassen uns in den Abhang hinunter, springen zwischen den Felsen in kurzen Bögen, schwingen den freien Hang hinab zum Sattel. Über die geneigte Terrasse des Kampo lassen wir die Ski kilometerweit schießen. Ein Steilstück mit weiten Schwüngen, dann unsere Aufstiegsspur, auf der wir in wenigen Minuten hinaussausen. In der Mulde zwischen den Bäumen noch ein kurzer Pulverrausch, dann durch den Wald im Slalomstil, bis endgültig Schluß ist. In Zabouria, unter den Glocken der Eiche, kochen wir unser Abendessen. Als wir Tage später dann nach Kalavryta fahren, sehen wir den Erymanthos in seiner ganzen Größe. Den Berg, der in der Antike seines Wildreichtums wegen so berühmt war, der Göttin Artemis geheiligt, ist heute einsam und nur im Sommer von Hirten belebt, Herakles fing hier den Erymanthischen Eber, Er trieb ihn in den Schnee und hetzte ihn müde. ebenso die heilige Hirschkuh der Artemis mit dem goldenen Geweih und den ehernen Läufcn. Das Erlebnis Erymanthos ist eine glückliche Verbindung von Berglandschaft, Ski-Abenteuer und mystischer Vergangenheit. Aber welcher griechische Berg wäre das nicht?

Chelmos

Das Massiv des Chelmos ist aus der Ferne gesehen ein breiter Kuppelberg wie der Parnaß und die benachbarte Ziria. Erst aus der Nähe bemerkt man die tiefe Gliederung. Enge Schluchten schneiden in das Gebirge ein, mit steilen Grat- und Wandbildungen. Die Gipfelregion des Bergstocks ist ein Hufeisen von etwa 10 km Ausdehnung, der Kamm bildet fünf Gipfel. Ypsili Koryfi ist der höchste Punkt, 2355 m hoch, die Neraidorachi der markanteste. Ihre Wände stürzen steil nach NO ab, über sie stäubt der Styx-Wasserfall in die Schlucht des Mavrouni. Die große Höhle, über die der Staubfall 200 m tief stürzt, galt im Altertum als Eingang zur Unterwelt. Der unterirdische Fluß Acheron umfließt das Totenreich, welches Pluton beherrscht. Einst entführte dieser die Persephone in sein Schattenreich. Die Mutter und Vegetationsgöttin Demeter suchte sie vierzig Tage mit einer am Berg Atna entzündeten Fackel auf der ganzen Erde. Vergeblich, bis ihr der Sonnengott Helios das Schicksal ihrer Tochter offenbarte. Zeus, der illegitime Vater, versprach, daß Persephone zurückkehren

dürfe, wenn sie im Totenreich noch nichts genossen hätte. Mit Pluton teilte sie aber bereits einen Granatapfel. So durste sie nur zwei Drittel des Jahres auf der Oberwelt verbringen, die übrige Zeit aber im Hades. In der Antike sah man im Frühling mit dem Aufleben der Natur die Rückkehr der Persephone aus dem dunklen Schattenreich des Winters. Man nannte sie die Kleinen Eleusien. Heute entspricht dies Ostern - Weihe der Orangenblütenzweige, Auferstehung, gebratene Lämmer und rotgefärbte Eier ... Vorchristliche Bräuche in diesem Zusammenhang waren das Kroniafest, der heutige Karneval. Darauf die Fastenzeit, die eleusischen Mysterien, welche Demeters Enthaltsamkeit während der Suche nach Persephone symbolisiert. Der 25. März ist der Tag Maria Verkündigung, und die griechischen Bauern schmücken ihre Häuser mit roten Schärpen. An diesem Tag wurde im Jahr 1821 vom Kloster Aghia Lavra im Chelmosgebirge die Erhebung gegen die Türken ausgerufen. Beinahe 100 Jahre dauerte es, bis Griechenland in seinen heutigen Grenzen vereint war.

Von der festlich geschmückten Kleinstadt Kalavryta fahren wir über eine Bergstraße Richtung Soudena. Auf der Paßhöhe erkennen wir den günstigsten Ausgangspunkt für die Skibesteigung des Chelmos. Vor uns liegt ein weites, bewaldetes Tal. Zwar vielfach durch Gräben und Hügel gegliedert, aber doch in Richtung der weiten Mulde in den Hängen des Chelmos. Wir lagern am Paß in einer Krokuswiese. Im Dunkeln brechen wir auf. Gestern noch erkundeten wir den Verlauf eines Ziegenpfades. Zwar geht er mehr nach den Interessen dieser Viecher, aber mit einigen Umwegen führt er doch zum Berg.

Auf und ab geht es durch dichten Tannenwald, ausgetrocknete Bachbetten, steinige Lichtungen. Vom Paß weg liegt schon Schnee, aber leider immer wieder unterbrochen. Nach einer Stunde erreichen wir einen tiefeingeschnittenen Graben und können die Ski anschnallen. Es wird hell, wir folgen den Windungen der Waldschlucht, gestürzte Tannen liegen darüber — eine noch urweltliche Natur. In den Zweigen der sonnenbeschienenen Tannen singen die Vögel, auf einem blitzgespaltenen Wipfel fußt ein Kolkrabe mit blauschwarzem Gefieder und knurrt wie ein Hund. Später sehen wir das Pärchen im hel-

len Frühlingshimmel in ausgelassenem Spiel; kreisend, schwebend, trudelnd, im Sturzflug sich jagend; sich unterhaltend, zärtlich glucksend, sonor rufend klong, klong, korax, korakas. Wir kommen aus dem Wald und in die große, steile Hangmulde. Der Schnee ist hart gefroren, wir schnallen ab und steigen zu Fuß. Felsen engen die Mulde ein, dann wird das Gelände flacher und wieder weiter. Auf etwa 2000 m steht eine Hütte des Alpenclubs. Der Schlüssel wäre in Patras oder Athen zu bekommen. Das ist kompliziert. Außerdem, wir lieben keine Hütten. Wir rasten im Windschatten eines Felsen und kochen Kaffee. Wir schauen hinab zu den Wäldern, in denen sich der verschneite Graben wie ein Drachenschwanz windet. Vom Paß spiegelt unser Auto herauf. Im Süden sehen wir den Taygetos. Eine Mulde zieht weiter aufwärts zum Gipfelkamm. In weitem, hufeisenförmigem Bogen umschließt er eine Hochmulde. Sie fällt steil nach NO ab, in senkrechten, schwarzen Felsen, an die sich die grünblau schimmernde Eissäule des Styxwasserfalles lehnt. Es ist ein schauriger, dunkler, abweisender Ort. Hier also ist der Eingang zum Totenreich. Hier am Wasser des Styx schworen die Götter den Eid, den niemand brechen durfte, wollte er nicht seine Unsterblichkeit verlieren. Wir fahren in die Mulde ab und steigen zum östlichen Ende des Hufeisens hinauf und überschreiten den Kamm Richtung Süden. Der höchste Gipfel, der Ypsili Koryfi, ist mit rauhreifbehangenen Wächten geschmückt, die über eine steile Felswand kragen. Blauer Dunst liegt über der bewohnten Tiefe, bleimatt schimmert ein weites Oval herauf, der Stymphalische See. Hier kämpfte Herakles mit Vogelungeheuern, die, mit ehernen Schnäbeln und Krallen bewehrt und mit Federn, die sie wie Pfeile abschossen, der Schrecken des östlichen Arkadiens waren. Der Held verscheuchte sie mit einer von Athene geschenkten Klapper nach Ägypten, Weiter im Süden, im Rund des U rasten wir in einer von Felsmauern geschützten Mulde. Es ist eine Schafhürde, die Hütten liegen unterm Schnee. In der überhängenden Mauer sind starke Äste in Karrenlöcher geklemmt und darauf roh gehauene Bretter gelegt. Hier horten die Tsopanides mäusesicher ihre Käslaibe. Wir wollen unser Zelt aufbauen, um hier heroben die Sonne aus dem Meer aufsteigen zu sehen.

Aber dann sehen wir die Wolkenmauer im Süden und wie sich der Himmel bleiern überzieht. Ein lauer Wind streicht heran, fahlgelbes Licht liegt über den Hängen und der Schnee hat einen stumpfen, rötlichen Ton. Auf einen trostlosen grauen Morgen im Schneesturm oder Regen wollen wir verzichten. Wir verlassen die Hochalm, steigen auf den Kamm und folgen ihm zum westlichsten Gipfel. Spät am Nachmittag haben wir die Uberschreitung beendet, wir fahren ab. Weich und faul ist der Schnee, die rötliche Färbung kommt vom Wüstenstaub, den der Schirokko von Afrika bringt. Der Sand bremst die Fahrt, und die herrlichen Hänge sind wie ein Hohn. Sechshundert Höhenmeter hat die große Steilmulde. Wir fahren in kurzen Schwüngen, beinahe in Fallinie, aber in einem Schneckentempo, als hielte uns jemand an einem unsichtbaren Seil zurück. Im Wald gleitet es besser, wir schießen den Graben hinaus. Nicht immer bemerken wir die gestürzten Bäume rechtzeitig. Dann reißen wir einen Haken und verschwinden prasselnd im Junggehölz, und das dichte Gezweig schlägt über uns zusammen. Als wir unser Auto erreichen, beginnt es in Strömen zu regnen. Der Chelmos ließ sich auch am nächsten Tag nicht mehr blicken. Tief hängen die Wolken, und naßgraue Nebelschwaden ziehen zwischen den Waldgräben aufwärts. Der Berg Chelmos, das Tor zur Unterwelt, bietet uns ein düsteres Abschiedsbild.

Kyllini

Fährt man von Xilokastron am Korinthischen Golf über das Vorgebirge nach Süden, erblickt man von der Höhe der Hügel über dem fruchtbaren Feld- und Gartenland den langgestreckten, verschneiten Zug des Ziriagebirges. Ein Sattel und ein tief eingeschnittenes Tal trennt das Massiv in zwei Bergstöcke: östlich das Gymno, niedriger, aber mit felsigen Abbrüchen, westlich der Hauptgipfel, eine sanfte, weite Pyramide, 2375 m hoch. Das Sommerdorf Ano Trikala ist der günstigste Ausgangspunkt für eine Skibesteigung. Die Straße führt vom Ort noch weiter zu einem Kloster. Man biegt vor diesem rechts ab und findet auf einer kleinen Wiese, umrahmt von Kermeseichengestrüpp, einen guten Lagerplatz. Dichte Wälder bedecken das Flambouriatal und die Hügel der Vorberge. Ich gehe

auf Erkundung, gelange auf eine der Waldkuppen, die Bäume treten auseinander, eine Lichtung tut sich auf. Hier, auf einer Höhe von etwa 1500 m. stehen windzerzauste Tannen, und der steinige Boden ist übersät von Safrankrokus. Die gelben zarten Blütenkelche, die braunrote Erde, der graue Kalkfels. der blaue Himmel und der Anblick der weißen Berge lassen mich hier lange verweilen. Im Osten, ienseits des Tales, haut sich das Gymno auf, zwischen den Felsabstürzen sind weite Steilkare eingelagert. Direkt vor mir die Ziria mit einem Hang, etwa 700 m hoch. der an Ebenmäßigkeit seinesgleichen sucht. Sehr steil im Gipfelbereich, dann etwas flacher und weiter werdend - ein wahrer Prachthang. Von meiner Aussichtswarte sehe ich rechts ein schmales Tal hinab, dort müssen wir morgen gehen. Von Trikala führt ein guter Weg aufwärts, überschreitet einen Bach. geht in den Wald, und man erreicht ein schmales, schluchtartiges Tal. Fremdartig wirkt es, flankiert von knorrigen Bäumen. Kugelsträuchern und turmartigen Felsgebilden. Ganz eben zieht es nach Süden, mündet endlich in einer kilometerweiten, brettebenen Karstsenke. Über dieser steht die Ziria, Eine Stunde wandert man über die Ebene. Jetzt. Anfang April, ist der Schnec leider nur mehr in ein paar Flecken vorhanden. Dafür blühen Millionen Krokusse. Bei einer Linde entspringt eine Quelle, eine Almhütte steht dabei; wir genießen die Morgensonne, den idvllischen Erdenfleck hier und die Vorfreude auf den Kylliniberg und den Firnschnee. Im westlichen Teil des Pyramidenhanges ziehen zwei Täler hinauf. Wir entscheiden uns für das Linke. Es verspricht in angenehmer Steigung den Kamm zu erreichen, und von dort wird man weitersehen. Wir wissen noch nicht genau, wo der höchste Gipfel ist. Wir ziehen die Mulde aufwärts. In ihrem Auslauf stehen zwei kleine Eichenbäumchen. Die linke Grabenflanke liegt im blauen Schatten. Wir gehen rechts, wo die Sonne den Schnee erweicht und die Felle zügig gleiten. Dann wechseln wir in weiten Schlangenbögen im Muldengrund dahin, die Ski immer im gleichen Neigungswinkel. Durch ein Felstor, ca. 2000 m, erreichen wir die Hochfläche. Weite Hänge ziehen hinauf, Kuppen und Kegel, irgendwo rechts muß der höchste Gipfel sein. Wir ziehen Mulden aufwärts; wir wollen den

ganzen Gipfelkranz umrunden. Wir ersteigen einen Mugel um den anderen, fahren jeweils etwa 200 bis 300 Höhenmeter ab, freuen uns, in jedem Hang ein Girlandenmuster unserer Abfahrt zu sehen.

Drüben, wie vermutet, ist auch wirklich der Gipfel des Kylliniberges, der höchste Punkt. Es ist die sanste Pyramide mit dem herrlichen Steilhang nach NO. Der Tiefblick hinab zur Karstsenke ist ein Blick wie aus einem Flugzeug. Von der Wächte fällt der Hang steil ab - man meint ins Bodenlose - läuft dann endlich flacher aus, in Mulden und Rinnen. Tief unten die grüne, ebene Wiese mit der Linde und dem glänzenden Wasserfaden der Quelle. Im Westen sehen wir den Chelmos, im Süden, weit entfernt, den Tavgetos, Im Norden, jenseits des Golfs von Korinth, den man unter dem Dunst nur ahnen kann, die Berge Mittelgriechenlands, Die Unruhe läßt uns auf dem Gipfel nicht lang verweilen. Vorsichtig lassen wir uns über die Wächte, hier ist der Schnee plötzlich butterweich und die Steilheit kein Problem. Einmal nur bleibe ich stehen und schau nach ohen. So sieht man erst, daß es tatsächlich extrem steil ist. -Helga hängt buchstäblich über mir. Dann machen wir in einem Zug hunderte Schwünge im herrlichen Firn. Immer gerade hinab, in Fallinie der Pyramidenspitze, bis der Hang in Muldenrinnen zur Wiesensenke ausläuft. Wir schauen zurück hinauf, und erst an unseren winzigen Spuren sind die Ausmaße dieses Hanges richtig zu erkennen. Unser letzter Schwung endet in gelbem Krokus und blauer Szilla, die wie ein leuchtendes Muster in den grünen Wiesenteppich gewebt sind. Den Weg, der durch die Karstsenke hinausführt, säumen die gelben Polster des Skorbutkrautes. Im Wald, an den steinigen Hängen, blühen tiefblaue Leberblümchen und tiefer noch blutrote Anemonen und die schwarzgelbe Iris. Um unser Lager unter den Eichen blühen Hyazinthen. Ihre blauen Glöckehen verströmen einen süßen, wilden Duft. - Der Kyllini hat uns viel gegeben.

Im nächsten Jahrbuch 1973 folgt: Mittelgriechenland, Pindosgebirge und Olymp.

Anschrift des Verfassers: Rudolf Lindner, Bergführer, A-8700 Leoben, Lerchenfeld C 2

Gebirge an der Derwischstraße

Tagebuch-Notizen über das Munzur-Bergland am oberen Euphrat

HANS THOMA UND ANSELM VOGEL

Der alte Mann sperrt das schwere Eisengitter auf. Ungelenk und schwerfällig kniet er nieder auf den felsigen Boden. Er berührt mit der Stirn die Türschwelle. Dann quält er sich ächzend durch das dunkle Loch. Wir sind unschlüssig, ob wir als Nicht-Muslimin die fromme Geste an der Schwelle nachahmen sollen. Aber der Eingang ist so niedrig, daß wir ohnehin nur halb kriechend und mit krummem Rücken den Innenraum erreichen. So beurteilen wir denn unsere lächerliche Haltung als ausreichend demutsvoll und sehen von zusätzlichen Übungen ab.

Der niedrige Einstieg führt zur Grabkammer des Seldschuken-Sultans Melik unter der nach ihm benannten Türbe. Der nur mäßig hohe achteckige Turm darüber trägt das Kegeldach der typischen Seldschukenbauten. Das für den recht unbekannten Fürsten des 13. Jahrhunderts errichtete Grabmal steht auf dem felsigen rechten Ufer des Euphrat bei Ke-

mah nahe der osttürkischen Provinzhauptstadt Erzincan. Vor den Außenmauern der Türbe knien Frauen und beten.

Im Inneren der Türben-Krypta ist es stickigheiß. Flackernde Kerzen beleuchten Sarkophage und Turbane des Sultans und seiner Söhne. Wir können uns auch hier nur gebückt bewegen. Unsere Schatten vollführen an den buckligen Wänden groteske Sprünge. Als Peter und Muck nachkommen, schlüpft der Professor wieder nach draußen, um hinüberzufilmen zur Derwischstraße, wo eine Gruppe tiefverschleierter Frauen brennholzbeladene Esel zur Eile antreibt. Erst als sich die Sonne hinter dunklen Gewitterwolken verzieht, nimmt der Professor schimpfend das filmlüsterne Auge vom Okular seiner Kamera. Die Frauen am Grabmal haben aufgehört zu beten. Sie spielen jetzt voll Leidenschaft und Hingabe ein Spiel, das die Melik-Türbe auszeichnet vor allen anderen: Wer mit Wünschen beladen hierher kommt, der soll ein Steinchen anlegen an die Mauer des Bauwerks. Bleibt es hängen an der senkrechten Wand, gehen die Wünsche in Erfüllung. Die ganze äußere Seite ist von vielen Steinchen verziert. Sie liegen in kleinen Vertiefungen; sie wurden listig in Mauerritzen eingeklemmt oder mit Wachsresten festgeklebt. In Kemah müssen viele Wünsche in Erfüllung gehen.

Euphrat-Tal zwischen Kemah und Erzincan.

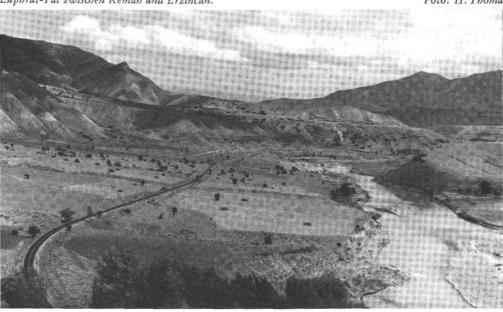


Foto: H. Thoma

Durch Kemah geht die Euphrat-Eisenbahn, die von Ankara über Kayseri und Sivas die Provinzhauptstädte Erzincan und Erzurum erreicht, und auf der man hinter Kars bei Leninakan die russische Grenze passierte und – theoretisch – weiterfahren könnte in Richtung Tiflis und Kaukasus.

Baedeker erwähnt Kemah bei der Beschreibung der Strecke Ankara-Sivas-Erzurum nur kurz als abseits gelegenes Städtchen von 3000 Einwohnern (im Altertum Kamamkha). Lehmann-Haupt ("Armenien einst und jetzt", Berlin 1910) weiß darüber mehr. Er stellt Kjemach als das "Ani des Westens" und damit als Begräbnisstätte der älteren armenischen Könige vor. Als Kamacha sank Kmachkh (armenisch für Skelette) in byzantinischer Zeit zur fernen Grenzfestung und provinziellen Garnison der oströmischen Kaiser ab.

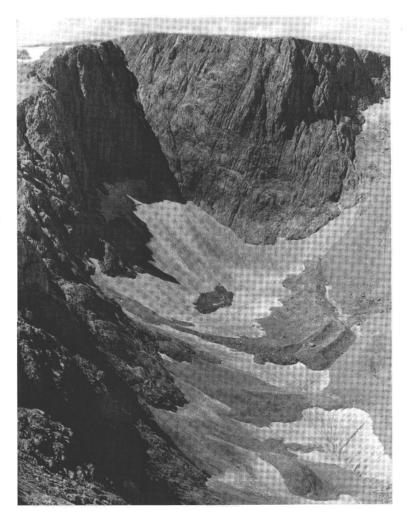
Über Euphrat und Eisenbahngleis hinweg steht die Melik-Türbe in Blickverbindung mit einem winzigen Tempelchen gleicher Bauart auf dem steil in den Fluß abfallenden Felsen, der einst Burg und Paläste trug. Hier hat der Ortsüberlieferung zufolge Ali ibn Abu Talib, Mohammeds leibhaftiger Schwiegersohn und Fatimas Gatte, auf dem Weg in seine arabische Heimat von Müdigkeit überwältigt den Schlaf des Gerechten gefunden. In entgegengesetzter Richtung zog Celal-eddin Rumi aus Afghanistan kommend durch Kemah seine Straße nach Konya, wo er das in der ganzen islamischen Welt berühmte Kloster der tanzenden Derwische gründete. Die strenggläubige Bevölkerung von Kemah bewahrt die Erinnerung an die Rast der großen Männer in ihrer Stadt als kostbaren Besitz.

Das Munzur-Gebirge, an dessen Fuß der Derwisch vor reichlich 700 Jahren gut und gern seine 100 km entlanggewandert ist, blieb eine gottverlassene Steinwüste bis auf den heutigen Tag. Eisenbahn, Flüsse und Straßen machen im 20. Jahrhundert noch genau so höfliche Bögen um das wildzerrissene Terrain wie einst die Karawanen aus Mesopotamien und Arabien zum Schwarzen Meer oder aus Persien und Innerasien zu den Gestaden der Ägäis.

Über das Munzur-Gebirge gibt es bisher keine allgemeinen Angaben. Erdoğan Akkan hat in seiner Doktorarbeit lediglich die Erzincan-Ova geomorphologisch gewürdigt und dabei die angrenzenden Gebirge Munzur und Kesis mitbehandelt ("Erzincan Ovasi ve Çevresinin Jeomorfolojisi" Universität Ankara 1964). Prof. Dr. Turgut Bilgin von der Universität Istanbul hat eine Arbeit über die eindrucksvollen Glazial-Formen des Munzur-Gebirges fertiggestellt und bei der Türkischen Forschungsgemeinschaft zum Druck gegeben. Seine Ergebnisse standen uns aber noch nicht zur Verfügung.

Vom Präsidenten des Türkischen Verbandes für Alpinismus, Lâtif Osman Çikigil in Ankara, dem wir die freundschaftliche Einladung zu gemeinsamer Arbeit mit seiner Organisation verdanken, war zu erfahren, daß vor uns außer türkischen Bergsteigern auch einmal eine österreichische Gruppe im Munzur war. Der Botaniker P. H. Davis (Edinburgh) berichtet in "Notes from the Royal Botanic Gardens Edinburgh" über seine Reiserouten in der ganzen Türkei. Daraus ist ersichtlich, daß er 1957 zusammen mit I. C. Hedge ein paar Tage im Munzur Pflanzen sammelte (Südseite von Ovacik her). Im übrigen aber berichten das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart und die Alpenvereinsbücherei in München übereinstimmend, daß es allgemeine Publikationen über das Munzur-Gebirge bisher nicht gibt. Da bereitet es dann besonderes Vergnügen, eine alte Ausgabe von "Moltkes Briefen aus der Türkei" hervorzuholen, in denen er unter dem Datum vom 8. 4. 1839 erste - danach wieder völlig vergessene - Nachricht gibt: "Ebenso hoch wie die zackigen, bis zum August mit Schnec bedeckten Gipfel des Munzur sich über die Hochebene erheben, auf der ich bisher geritten, ebenso tief senkt sich ein Abgrund an ihrem Fuß unter dieselbe hinab. In dieser Schlucht fließt der nördliche Arm des Euphrat: tief unter sich erblickt man plötzlich den brausenden Strom, eingeschlossen von steilen Wänden, die sich in steter Ansteigung bis zu 3000 oder 4000 Fuß erheben. Unten ist das Tal so eng, daß der Fluß es ganz ausfüllt und der Weg in den Fels eingehauen und eingesprengt werden mußte."

Geographisch sachbezogenere aber alpinistisch nicht minder verlockende Details gibt ein Brief aus der Feder von Prof. Dr. H. Louis, Universität München, an uns wieder, der – am 22. 6. 1970 in Ankara geschrieben – folgenden Kurz-Steckbrief über den Munzur



Wandfußgletscher und Seitenkamm an der Nordseite des Danz-Daği-Grates. Links oben am Gletscher deutlicher Bergschrund. Vorn schöne Stirn-Moränenwälle.

Foto: H. Thoma

enthält: "Das Gebirge liegt auf Blatt Sivas der türkischen Karte 1:800 000, ... die in neuer Auflage im Harita Umum Müdürlüğü in Ankara erschienen und frei käuflich ist. . . . Wenn Sie in Erzincan z. B. in dem recht ordentlichen neuen Hotel Efes (Ephesus) wohnen, so haben Sie vom Dach den gesamten Ostteil der Kette vor sich. Sie ist im wesentlichen aus Jura und Kreidekalken aufgebaut. Die Gipfel halten sich zwischen 3000 und etwas unter 3500 m. Sie zeigen auf der NW-Abdachung, also gegen das Becken von Erzincan und gegen die unterhalb anschließende verengte, z.T. schluchtartige Talstrecke des Euphrat (Frat), hier auch noch Karasu genannt, Kare und Trogtäler einer einst ziemlich kräftigen eiszeitlichen Vergletscherung. Heutige Gletscher gibt es wohl keine mehr, vielleicht unter den nordexponierten Wänden der höchstgelegenen Kare einige den Sommer überdauernde Schneeflecken. Alpinistisch ist das ganze Gebirge wohl etwas zahmer als Wetterstein und Karwendel..." Die Kurzbeschreibung, die Prof. Louis uns dankenswerterweise hatte zukommen lassen, bestätigte sich Punkt für Punkt. Aber nach unserem mehrwöchigen Aufenthalt im Jahr 1971 gilt es im Sinn einer ersten monographischen Beurteilung des Munzur einiges nachzutragen.

So überrascht das gar nicht so sehr hohe Gebirge durch die Tatsache, daß sich einige der erwarteten perennierenden Schneeflecken als echte tätige Gletscherchen herausstellten. Der Geograph Dr. Helmuth Gall, Kufstein, Kenner der Gletscherwelt Nordostanatoliens, hat das Hochgebirge nach Bildern und Beschreibungen für uns glaziologisch gewürdigt. Danach trägt der Munzur insbesondere im Mercan- und Kulkul-Gebiet deutliche Spuren einer ausgeprägten neuzeitlichen Vergletscherung. Davon zeugen nicht nur die heute arg zusammengeschmolzenen, aber immer noch aktiven kleinen Gletscher an Akbaba-Tepe, Danz-Daği und den Gipfeln der Kulkul-Gruppe, sondern auch die von ihnen einst aufgeschobenen Wallmoränen. Sie sprechen eine eindrucksvolle Sprache; denn sie markieren anschaulich Größe und Mächtigkeit der rezenten Vergletscherung.

Diese Vergletscherung war noch zu Anfang unseres Jahrhunderts in Ausmaß und Erscheinungsform durchaus respektabel. Daß es sich um junge Bildungen handelt, beweisen uns die noch scharfgratigen und unbewachsenen Moränen.

Die heutigen Eisreste fristen als unscheinbare Karnischen- und Wandfußgletscher ein armseliges Dasein. Sie sind in ihrer Ernährung auf die im Windschatten vermehrt abgelagerten Schneemassen und auf Lawinen angewiesen. Fast alle zeichnen sich durch Bergschrund und kleine Querspalten aus. Ihre Oberflächen sind häufig durch Geröll und Moränenschutt vor starker Abschmelzung geschützt. Wo das Eis offen zutage tritt, ist es vom Moränenbrei schmutzig dunkel verfärbt, grusig-körnig aufgerauht und von tiefen Runsen durchzogen. Typische Büßerschneeformen wurden nicht beobachtet.

Die Gletscherenden haben keine Zungenformen mehr und keilen flach aus. Sie liegen in meist steilen schuttreichen Karen, deren Gesteinsmassen sich seit dem Rückzug des Eises noch nicht beruhigt haben, so daß auch jeder Anflug von Vegetation dort völlig fehlt. Für den Bergsteiger bedeutet solche Umgebung erhöhte Steinschlaggefahr.

Die Obergrenze des kleinen Gletschers nahe dem Gipfel des Akbaba-Tepe (3463 m) kann der Höhe nach sehr genau mit 3400 m augegeben werden. Die Gletscher im Danz-Daği-Kamm und auf der Koçgölbaşi-Seite liegen nur wenig tiefer (3100—3300 m). Gletscherbäche sind selten. Das Schmelzwasser versickert im Schutt. An einigen Stellen liefern starke Quellen eiskaltes Trinkwasser. In klei-

nen Seen sind teilweise auch größere Wassermengen konserviert. Bisher sind Munzur- und Mercan-Gebirge (auch z. B. bei Messerli in Geographica Helvetica 3/1967) als nicht rezent vergletschert notiert gewesen. Eine Orientierung der Schneegrenzbestimmung nach den heutigen Gletscherresten ergäbe sicherlich zu tiefe (weil rein lokalklimatische) Werte und somit ein falsches Gesamtbild. Es darf nicht übersehen werden, daß die Existenz der kleinen Gletscher im wesentlichen einer überaus günstigen Lage zu danken ist, zu der auch die vorwiegende Nord- bis Ost-Exposition gehört. Die rezente regionale Schneegrenze ist zweifelsohne über die höchsten Erhebungen des Munzur-Gebirges nach oben weit hinausgerückt. Bei dieser Sachlage muß man um den Bestand der kleinen Gletscher bangen, die trotz ihrer geringen Mächtigkeit den Hochgebirgs-Charakter des Munzur-Gebirges deutlich unterstreichen. -

Uns stand außer der von Louis genannten Karte das Blatt Hozat (Dersim) der Topographischen Karte der Türkei 1:200 000 in der Fassung von 1951 zur Verfügung. Sie ist — bei diesem Maßstab — für die Arbeit im Gebirge unbrauchbar. Der Yüzbaşi, das war "unser" Hauptmann, der die türkischen Bergsteiger anführte, operierte mit dem ausgezeichneten Kartenwerk der türkischen Armee 1:25 000, das aber als für militärische Zwecke bestimmt nicht öffentlich zugänglich ist. Türkisch bedeutet "yüz" hundert und "baş" Kopf, somit "yüzbaşi" etwa Führer einer Hundertschaft, in der Armee die offizielle Bezeichnung für den Hauptmann.

Zum ersten Mal betraten wir das Gebirge von Erzincan her. Mit Omnibus und Lastwagen wurde die große Gruppe über Mollaköy (wörtlich: Dorf des geistlichen Richters) nach Sürbehan verfrachtet, das heute nach dem säbelförmigen Felsen über dem Dorf "Kiliçkaya" heißt.

Der kleine Ort war früher armenisch. In das Vakuum der ihrer Armenier entleerten Siedlung rückten — wie häufig im anatolischen Osten — kurdisch sprechende Stammesleute türkischer Nationalität nach.

Mädchen holen Wasser am Dorfbrunnen. Sie verwenden als Schöpfgefäße Tonkrüge und verzinnte Kupfertöpfe, aber auch aufgeschnittene Petrol-Kanister und Plastikkannen in himmelblau und giftgrün. In den Brunnen (Baujahr 1963) ist ein Flachrelief aus den Abbruchresten der alten Dorfkirche eingemauert. Es zeigt zwei schreitende Löwen, sonkrecht gestellt, die Schwänze nach unten, wobei die Beine der Tiere spiegelbildlich einander gegenüberliegen. Machart und Stil erinnern an vorarmenisch-chaldisch-urartäisches Bildwerk, wie es auch in den Außenwänden der Klosterkirche Achthamar im osttürkischen Vansee vorkommt.



Die Löwen aus dem Dorfbrunnen von Sürbehan (heutiger Dorfname Kilickaya),

Zeichnung P. Schöttl

Die Urartäer konnten im 8. Jahrhundert v. Chr. die Westgrenze ihres Assyrien benachbarten Reiches bis hierher zum Euphrat vorverlegen. Der künstlich aufgeschüttete Rükken mitten im breiten Flußtal direkt nördlich des Dorfes trug einst ein mächtiges urartäisches Sperrfort. Die kleine aber beherrschende Anhöhe erhielt den Namen Altintepe. Das Wort "Altintepe" bedeutet soviel wie Goldhügel, wobei an dieser Stelle vermerkt sei, daß das i im Wort "Altin" ohne i-Punkt zu schreiben wäre, was für viele in diesem Bericht vorkommende türkische Wörter gilt. Türkische Archäologen machten seit 1938 unter den noch sichtbaren Bauresten reiche Funde an prächtigen Grabbeigaben in Bronze und Gold.

Ein geschäftstüchtiger Dorfbewohner bot uns die Kilickaya-Löwen zum Kauf an. Dabei war uns im Augenblick sehr viel mehr an einem Mietvertrag für Tragpferde gelegen. Aber das Dorf unter dem Säbelfelsen war nur schwach besetzt. Es gab außer den Wasserholerinnen nur Kinder in den Aprikosenbäumen, ein paar Gastarbeiter auf Heimatbesuch und alte Männer. Die Lasttiere waren auf den Sommerweiden hoch am Berg. Lan-

ges Palaver. Es ist 8 Uhr morgens. Voraussichrliche Warrezeit 6 Stunden.

Da stecken wir dem Professor die Filmkamera in den Rucksack, rüsten ihn, Peter und unseren Dolmetscher Türker mit Proviant aus und schicken sie mit dem Gros der türkischen Mannschaft los. Der Yüzbaşi mit der Kartenrolle unter dem Arm führt den langen Zug an. Eine halbe Stunde lang bleibt die Kolonne am steilen Moränenrücken des Hantepe noch in Sicht. Wir Zurückgebliebenen fotografieren lustlos im Dorf herum, fangen Heuschrecken und beäugen mißtrauisch das aus dem Euphrattal ins Gebirge hereinziehende Gewitter.

Nachmittags gegen 15 Uhr erscheinen die ersten Pferde. Ein paar Stunden später, knapp nach dem zweiten oder dritten Gewitter, ziehen wir los. Das Gepäck ist verstaut. Türkische Begleitmannschaften werden bei der Tragtier-Karawane bleiben.

Die vorausgesandte "Hauptmacht" hatte nach vierstündigem Aufstieg in teilweise heftigen Regen- und Graupelschauern die steinübersäte Geländekuppe Yukari-Köçeklik (2300 m) als wassernahen Lagerplatz ausgewählt. Die Deutschen zogen dann zu weiterer Erkundung höhenwärts, kehrten bei Einbruch der Dunkelheit zurück, fanden die türkische Zeltstadt großteils aufgebaut und eingerichtet, die Tragtiere schon auf dem Rückweg — jedoch von den eigenen Begleitern und der gesamten Habe keine Spur. Es wurde kalt. Die schwüle Hitze hatte es am Tag auf 35 Grad Celsius gebracht, jetzt näherte sich das Thermometer dem Gefrierpunkt.

Da tauchen aus der Nacht die Freunde auf, und kurze Zeit später folgt ein letztes Pferd, das ein einzelnes Zelt und sporadische Teile der Ausrüstung bringt. Was wir daraus zusammenbasteln können, ist für ein Zeltlager primitiv, für ein Biwak erheblich über dem Durchschnitt.

Am nächsten Tag hören wir von zwei abgestürzten Tragtieren und verlorengegangener Ausrüstung. Immerhin gelingt es in der Folgezeit, unter Schwierigkeiten doch noch ein paar zerrissene und blutverschmierte Packsäcke zu bergen.

Die Zelte stehen unweit eines alten aber merkwürdig breit ausgebauten Karrenweges. Er führt, teilweise ganz verfallen, aus dem Tal nahe Kiliçkaya an der Südostflanke des Mercanstockes entlang bis hinauf zum Sattel Zeypi Gedik, der im Grenzverlauf der Provinzen Erzincan und Tunceli den Übergang zur Südseite des Gebirges vermittelt.

Der Paß Zeypi Gedik liegt etwa 2700 m hoch. Er bildet eine breite Einsattelung zwischen dem massigen Gebirgsstock der Mercan-Gruppe und den Gratzügen der Hüseynağa-Berge, die sich steil nach Südosten hin aufbauen. Der 3463 m hohe Akbaba-Tepe (Geierberg) ist des Mercan-Stockes höchste Erhebung und zugleich Kulminationspunkt der ganzen Munzur-Bergwelt. Der Akbaba-Gipfelaufbau gleicht einer flachen Pyramide. Er ist von Osten, vom Lager her sowie über den zum Paß verlaufenden Kamm unschwer ersteigbar. Nach Norden dagegen bricht er in steilen, schroffen Graten und Wandstufen in schnee-erfüllte Kare und menschenleere Wildnis ab.

Fast alle Einwohner des respektablen deutschtürkischen Bergsteigerlagers überschreiten am 11. 8. 1971 den Gipfel, der seine seltenen Besuche sonst nur aus Jägern rekrutieren kann oder aus Schäfern, die mit ihren Schafen im Gebirge unterwegs sind. Wo wir sie treffen, die "Herren der Herden", tragen sie den steifen l'ilzumhang, der Mantel ist und Zelt und Versteck für das Gewehr zugleich. Sie haben ihre Tiere zu schützen vor Bären, Wölfen und Wildkatzen, denen es aber dennoch eines Nachts gelang, unweit des Lagers ein Mutterschaf zu schlagen.

Die benachbarten Hüseynağa Dağlari bestehen aus mehreren Kämmen, deren nördlichster mit nahezu senkrechten Wänden aus dem sehr tief eingesenkten Talgrund emporwächst, der im Westen vom Mercanstock, im Osten vom Bakir-Dağ begrenzt wird. In Gruppen überschritten wir sowohl diesen nördlichen Gratzug als auch den zerfressenen langen Hauptkamm, der insgesamt vier Gipfel mit Höhen bis 3350 m aufweist. Der Wettersteinwand im heimischen Werdenfels ähnlich ist dieser Hüseynağa-Zug die attraktivste Gipfelgruppierung dieses Munzur-Teils. Nur die östlich ziemlich abgelegenen Hel Dağlari verlocken darüber hinaus zu weiterer bergsteigerischer Munzur-Erkundung.

Vom Zeypi-Sattel zieht ein langes Trogtal erst westwärts, dann nach Südwesten, immer im Norden vom Hauptkamm des Munzur mit den Gipfeln des Sebilbaba Tepe und der Katir Dağlari (Maultier-Berge) begleitet. Der Bach im Talboden heißt Mercan Dere. Er erweitert sich an ein paar Stellen zu sehr reizvollen kleinen Seen, die Tagesziel eines Gewaltmarsches vom Lager aus waren.

Nahe dem Dorf Ovacik mündet der Mercan Dere in den Munzur Suyu (Dere = Bach, Su = Wasser, Fluß). Hierher führt auch eine dürftige Straße von Tunceli aus, und von hier waren einige Jahre zuvor türkische Bergsteiger erstmals in den Munzur aufgebrochen. Sie hatten ihr Lager südlich des Koçgölbaşi, der den westlichsten Eckpfeiler der Katir Dağlari darstellt. Sie hatten damals den Süden des Munzur besucht –, unsere Aufmerksamkeit galt der Nordseite und den nördlichen Zugängen.

Auf der unserem Lager zugewandten Seite des Zeypi-Sattels wachsen weiß ausgebleichte Felsen aus dem Geröll. An einer waschschüssel-großen ebenen Stelle quillt aus kleinem, kaum zentimeterbreiten Spalt von vielleicht 40 cm Länge unablässig ein dünner Strahl klaren Wassers aus dem hellen Gestein. Er füllt ein winziges Becken über dem Spalt, um die verschwenderische Fülle gleich daneben in kleinen Rinnsalen wieder versickern zu lassen, nicht ohne blauen Eisenhut und ein paar Quadratmeter üppiges Weidegras aus der Bergwüste hervorzuzaubern. "Güzel su", köstliches Wasser, sagen ehrfürchtig die Türken, und wie das Urbild einer lebenspendenden Quelle erscheint der Platz hier inmitten sterilen Felsgewirrs für uns. Es gibt nur an wenigen Stellen frisches Trinkwasser im Munzur, und keine ist mit dieser vergleich-

Unmittelbar aus den Bächen zu trinken ist nicht empfehlenswert, da Krankheiten der Herdentiere aufgefangen werden können. Wir brachten in unseren eigenen Reihen eine Krankheit nach Hause, die in einem Fall als Queensland-Fieber diagnostiziert wurde. Q-Fieber, früher nur in Australien bekannt, wird von Schafen und Rindvich auf Menschen übertragen.

Die Quelle liefert reichlich Wasser für die kurdischen Herdenbesitzer, die in drei Gruppen schwarzer Ziegenhaarzelte im Schutz der Paßfelsen am Zeypi Gedik wohnen. Sie leben hier in den verborgenen inneren Munzur-Zonen das seit Jahrtausenden erprobte Hirtenleben des Vorderen Orients. Sie stammen



Yayla (Sommerdorf) am Paß Zeypi Gedik. Die weißen Zelte sind Vorratsräume für Käse und Wolle. Foto: H. Thoma

aus der südlichen Provinz Elaziğ, die ihren Namen von dem 1876 ermordeten Osmanen-Sultan Abdülaziz bekam.

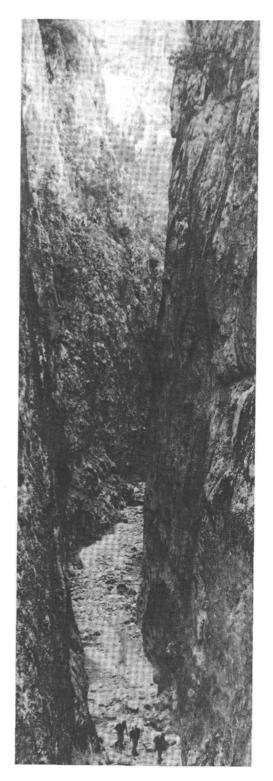
Die Elazig-Leute ziehen im Sommer mit Ziegen und Schafen und Sack und Pack zur Sommerweide (Yayla) im Gebirge. Hier errichten sie ihre geräumigen Zelte, dick gewebt aus schwarzer Wolle. Materialart und Zeltform haben sich seit Jahrtausenden kaum geändert. Aus verschieden dunkler Wolle produziert der Weber zarte Streifenmuster für das Zeltdach. Reihen von Kauri-Muscheln schmücken und bieten Schutz gegen die Unbill des bösen Blickes. Stolz verweisen die Kurdenfrauen auf die kunstvoll geflochtenen kleinen Zöpfchen an den Zelträndern, die oft ihrer eigenen Haartracht ähneln. Das poröse Zelttuch ist durch Pflöcke so abgespannt, daß die Ränder bis zum Erdboden knapp einen halben Meter Raum freilassen. So sorgt auch in der größten Hitze ständiger Luftaustausch für erträgliche Temperaturen im Innenraum. Die Vorderseite des Zeltes ist so hoch gespannt, daß man es aufrecht betreten kann. Unmittelbar am Eingang ist innerhalb eines Bruchsteinkranzes die Feuerstelle errichtet. Auf dem höher gelegenen Wall aus schützenden Felsbrocken im Hintergrund liegen wohlgeordnet Kilimdecken und Filzmatten. Nachts werden aus ihnen die Schlafplätze bereitet – jetzt sind die Betten gemacht.

Wir haben in dem Zeltdorf am Paß einen großen Auftritt: Muck handhabt unsere Polaroid-Kamera wie der gelernte Nomaden-Schamane. Die neugierigen Yürüken-Männer erscheinen als erste. Aber schließlich treibt der geheimnisvolle Kasten, der Bilder auf das Papier zu zaubern vermag, auch die hübschesten, die stolzesten und schließlich die ältesten und unnahbarsten Frauen aus den Zelten. Muck zieht mit der einäugigen Blechschachtel eine eindrucksvolle Schau ab. Der Professor nutzt die Wundergläubigkeit der Weiber filmisch. Die Hände ins Stativ verkrampft, schwelgt er im unentdeckten Wunderland fremdartiger Gesichtstypen mit Goldstücken in den Nasenwänden und Krätzegeschwüren am Haaransatz und in den Augenbrauen. Die Kinder sind mit in die Stirn hängenden Perlenzöpfchen gegen bösen Zauber geschützt.

Peter, der Ingenieur, sitzt inzwischen bei den Männern im Zelt. Er soll Uhren reparieren und Gewehre begutachten. Amerikanische Armee-Karabiner sind in der Überzahl. Aber es kommen auch italienische Berettas und türkische Kirrikkales vor. Teilweise sind die Läufe abgesägt. Waffenbesitz ist in der Türkei verboten. Schon der unbefugte Besitz einer einzelnen Patrone ist mit 6 Monaten Kerkerhaft bedroht.

Vor dem Zeltdorf drängen riesige Herden zur Tränke. Die Frauen beginnen Schafe zu melken und mit Kupferkesseln zu hantieren. Vor jedem Zelt hängt - asiatisches Einheitsmerkmal der Nomadenkultur - am mannshohen Dreibein ein leerer Ziegenbalg als Butterfaß für Handbetrieb. Sind die Herden versorgt, ist Zeit für die sonstige typische Arbeit der Frauen: Es gilt Yuffka und Pide zu backen, das sind die Namen für einfaches und besseres Fladenbrot - es gilt Butter zu bereiten, Yoghurt und Käse. Die Rohwolle muß über eisernen Kämmen aufgelockert werden. Mädchen spinnen daraus mit einfachen Holzwirteln grobe Fäden, die in den Winterquartieren in vielen Farbtönen eingefärbt werden. Aus ihnen entstehen dann auf schmalen, leicht transportierbaren Webstühlen Kilims und Kilimtaschen in alten und überkommenen Familienmustern. Viele dieser Verrichtungen geschehen heute noch in der gleichen Weise wie in biblischer Zeit.

Der Sturm fegt Schnee- und Regenschauer über die steinige Szenerie, wie wir unsere Zelte unter dem Akbaba Tepe abbauen. Unter eisigen Windböen beladen wir die Tragtiere, die im Morgengrauen mit ihren Treibern in Yukari Köceklik erschienen sind. Zum Glück sind die täglichen Unwetter dieses ungewöhnlichen anatolischen Sommers jeweils nur kurz. Aber ergiebige Regengüsse führten am vergangenen Wochenende zu verheerenden Überschwemmungen, in denen im Gebiet von Erzincan 17 Menschen ertranken. Uns hatte gleich nach unserer Ankunft nahe Kemah ein Gewitter überrascht, bei dem zähflüssige Erdmassen aus einem nördlichen Euphrat-Seitental ausbrachen. Sie schoben sich langsam über die Straße, blockierten unseren VW-Bus und ließen ihn bis über die Radkappen versinken in hinterhältigem Schlamm. Zu viert - drei Mann von uns und Türker, der Dolmetscher - mußten wir das trockene Auto-Innere verlassen und bis zu den Knien Rechts: Am Eingang zur "Nußbaum"-Schlucht des Cartutek-Dere. Foto: H. Thoma



eintauchen in rötlichbraunen Sumpf. Die eingelagerten Felsbrocken galt es zur Seite zu wälzen, um dem Auto irgendwie einen Weg aus dem vermurten Straßenstück zu verschaffen. Danach schoben wir, und der Professor saß am Steuer. Die Kupplung roch verbrannt. Aber wir erreichten festen Boden. Und im Euphrat wuschen wir uns sauber.

Etwa 30 km euphratabwärts von Erzincan aus und nahe einer Hängebrücke über den Fluß liegt die Bahnstation Alp Köy. Wir haben uns in Erzincan regeneriert und beobachten nun hier mit regem Interesse, wie der Yüzbaşi seine ganze militärische Autorität in die Waagschale wirft, den Bauern Tragtiere und Treiber abzuhandeln. So wie sich uns die Lage darstellt, ist der Preis zu schlecht, den unsere türkischen Unterhändler ihren Landsleuten zumuten. Zu allem Überfluß erscheinen noch Jandarma-Soldaten, die von uns ein Filmgenehmigungs-Papier sehen wollen. Aber nach langen Verhandlungen löst sich die teilweise sehr lautstark und erbittert geführte Verhandlungsschlacht in freundliche Abschiedsstimmung auf. Wir schwanken hinter den Pferden auf der Hängebrücke über den schlammgrauen Euphrat, um in ein langes heißes Seitental einzudringen,

Unser Ziel war eine Berggruppe, die schon auf der Fahrt von Kemah nach Erzincan unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Abweichend von den häufig sansteren Formen des Kammes in diesem Bereich türmen sich hier hinter den vorderen Ketten tief gestaffelte gewaltige Felswände auf, für die uns der Name Kulkul-Gruppe genannt wurde.

Wir verlassen die abgeernteten Felder im Euphrattal, überschreiten den Cartutek Dere, dem wir dann in einem engen vegetationslosen Seitental flußaufwärts folgen. Nach zwei Stunden verlassen die Treiber die bisherige Route und sie bewegen sich mit den Tieren in langer Karawane auf zwei riesige Felswände zu, die sich einander so weit nähern, daß am Boden nur ein Spalt von wenigen Metern bleibt, den der Bachlauf völlig ausfüllt.

Die Freude über den schönen schattigen Rastplatz weicht grenzenloser Verwirrung, als der Zug nicht anhält, vielmehr ein Pferd nach dem anderen in der Klamm verschwindet. Tief beeindruckt folgen wir den Lasttieren und dringen in eine Felsschlucht von nie gesehenem Ausmaß ein. Hoch über unseren Köpfen haben taubenähnliche Vögel ihre Nester in den Felsen. Ihr Schrei, von den Wänden vielfach zurückgeworfen, hallt lautstark wie in einer riesigen Kirche.

Anfangs nur wenige Meter breit, erweitert sich der Schluchtgrund auf zwanzig, manchmal auf vierzig Meter Breite, während sich die beidseitig im unteren Teil senkrecht aufragenden Wände immer höher aufbauen und mehrere hundert Meter erreichen. Die tiefen Schlagschatten in der Klamm konservieren die Feuchtigkeit im Boden der Bachufer so, daß eine geradezu verschwenderische Vegetation den Wasserlauf begleitet. Blumen und Sträucher ihrerseits wieder werden überwuchert von einem wahren Dschungel dichtstehender Walnußbäume mit dunkelgrünglänzenden riesigen Blättern. Ebenso überdimensioniert wie das Maß ihrer Eintiefung ist die Längsausdehnung der "Nußbaum"-Schlucht. Erst nach Stunden treten die engstehenden Begrenzungswände zurück und der Blick wird frei zu den steilaufragenden Gipfeln des Zielgebiets. Doch noch weitere zwei Stunden nunmehr sehr viel steileren Aufstiegs sind zu bewältigen, bis wir beim Austritt eines eiskalten Karstbaches aus trümmerübersätem Karboden in etwa 2200 m Höhe mit Mühe Platz für unser Lager schaffen können.

Eine Strecke von 20 km wundersamer ostanatolischer Erdkunde-Bilderbuchlandschaft
und reichlich 1000 m Höhenunterschied liegen hinter uns, als wir von den Kurdenfrauen der Kulkul-Yayla mit einem Blechbecher frischen Wassers begrüßt werden. Sie
leben in der Nähe des Karstbaches und sie
reichen uns aus ihren besonders armseligen
Zelten Ayran (mit Wasser verdünnten Yoğhurt) und in Fladenbrot gewickelten Krümel-Käse. Schließlich mahnen sie uns wortreich, auf die Bären zu achten, die bei unseren
Zelten ihre Wasserstelle hätten.

Es ist noch stockdunkel, als früh um 3 Uhr Erdal Şenel an eines unserer Zelte kommt, um die Besatzung zu wecken. Mit Jagdgewehr und Filmkamera wollen wir aufsteigen, um nach Bezoarziegen Ausschau zu halten. Anfangs noch mit Hilfe der Taschenlampen geht es schnell und steil bergan. Als



Kilimmuster einer Tragtasche der Elazig-Kurden aus dem Yayla-Lager Zeypi Gedik: links oben eine hellblaue Perle gegen den bösen Blick, am oberen Rand verteilt drei "Otternhöpfchen" (Kaurimuscheln), rechts oben zwei Adlerkrallen als Amulett gegen übelgesinnte Dämonen.

Zeichnung: P. Schöttl

die Sonne im Osten hinter dem Akbaba-Tepe aufgeht, sind wir schon hoch über dem Lagerplatz. Aber noch einmal ein gutes Stück über uns am Grat entdecken wir kurze Zeit später das erste Tier, dunkelbraun, fast schwarz, mit mächtigen halbkreisförmig zurückgebogenen Hörnern. Die Bezoarziege (Capra aegagrus) ähnelt an Masse und Kletterfertigkeit dem Steinbock. Sie hat ihren Namen vom persischen bâd-sahr, was "Gegengift" heißt, und was zusammenhängt mit den merkwürdigen klumpigen Ausscheidungen aus den Eingeweiden, die als Bezoarkugeln gegen Krankheit, Gift und Zauber noch heute hochbegehrt sind.

Das Tier erspäht uns, geht flüchtig, und Sekunden später donnert dröhnend langanhaltender Steinschlag über uns hinweg, den wir unter überhängenden Felsen glücklich überstehen. Der Jagdausflug führt uns gleich die beiden hervorstechendsten Eigenschaften dieser Bruggruppe, die wir mit den Yayla-Leuten Kulkul-Gebirge nennen, eindringlich vor Augen: Mächtige Wände, steile Schneefelder, kleine Gletscher in abstürzenden Rinnen, gelbe, rötliche, grauweiße, unglaublich steile Rippen und Grate in unübersichtlichen Systemen bilden eindrucksvolle Berggestalten, die unser Lager dolomitenähnlich in Hufeisenform umstehen. So bietet sich das Gebiet aus gebührendem Abstand dem beglückten Auge des Bergsteigers, das ist die eine Seite.

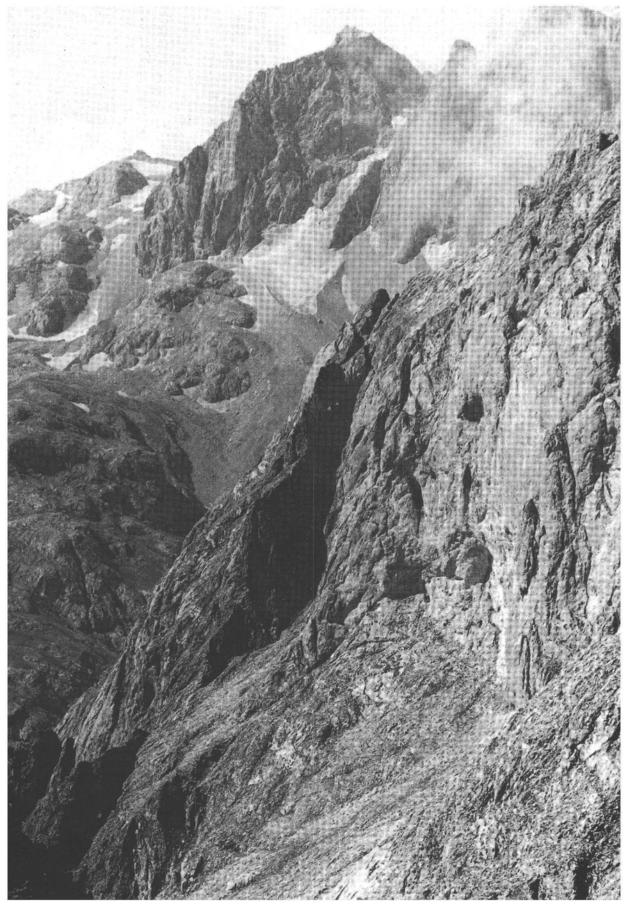
Betritt er jedoch steiles Gelände oder legt er gar Hand an den Fels, so erweist sich schnell - und das ist die zweite Seite -, daß diese Gipfel in ihren äußeren Teilen aus unerhörten Massen lockerer Konglomeratsteine aufgebaut sind, die nur darauf warten, bei der geringsten Störung der labilen Gleichgewichtsverhältnisse in die Tiefe zu stürzen, immer wieder ganze Nachbarzonen gleicher Zusammensetzung mit sich reißend. Wir erlebten eine Steinlawine, die zwanzig Minuten ohne Unterbrechung andauerte. Mehrmals mußten wir umkehren, weil die Gefährdung durch niedergehende Steine jedes vertretbare Maß kalkulierbarer Risiken überschritt. Schließlich versuchten wir es an manchen Stellen durch Alleingehen.

Unmittelbar nördlich des Lagers erhebt sich ein massiger Pfeiler, der schon aus der Nußbaumschlucht durch seine gewaltige Nordostwand beeindruckte. Er ist über ein steiles Hochkar mit dem alpinistisch hochbedeutsamen Grat verbunden, der mit mehreren weniger ausgeprägten Gipfeln den Nordteil des Kulkul-Hufeisens bildet, zum allseits schwer zugänglichen Danz Daği (3331 m) aufsteigt, um über großartig ausgeformte, durch kleine Hängegletscher getrennte, selbständige Einzelberge zum Kulkul-Paß im Hufeisen-Hintergrund auszulaufen. Wir haben diese Gipfel bestiegen, den Danz Dagi zusammen mit den türkischen Bergsteigern überschritten und insgesamt einen lückenlosen Überblick über diese bedeutsamste Gruppe des Munzur-Kammes gewonnen.

Dabei mißlangen zwar einzelne Besteigungen in wütenden Schneeschauern (insbesondere im Kocgölbaşi-Bereich), dafür aber boten Rechts: Unbenannter Gipfel im inneren Kulkul-

Hufeisen (aus dem Danz-Daği-Ostgrat).

Foto: H. Thoma



insgesamt 10 über dreitausend Meter hohe Gipfel (einschließlich solcher im südlichen Kulkul-Hufeisenbereich) faszinierende Einblicke in kompliziert ineinander verschachtelte Bergketten meist geringerer Höhe, in Schluchten, Hochtäler, Kar-Terrassen und manchmal binaus in flacheres Land.

Namen – außer denen, die auf der Kartenskizze von Peter Schöttl verwertet sind – wurden uns nicht bekannt. Ein Großteil der Berge ist ohne Namen. Professor Dr. Turgut Bilgin von der Universität Istanbul machte uns noch auf "Kulkul valley's northern part 3370 m" aufmerksam und wir könnten uns vorstellen, daß er von den – ebenfalls unbenannten – Bergen westlich des Danz Daği spricht. Die von uns bestiegenen Gipfel werden wohl bisher noch nicht viel menschlichen Besuch zu verzeichnen gehabt haben.

Wir sitzen am Abend im Zeltvorraum, machen Notizen, ordnen gesammelte Pflanzen und präparieren Heuschrecken. Die türkische Professorin Bahtive Mursaloğlu, Zoologin für den Spezialbereich "Säugetiere Anatoliens", sichtet auf der anderen Bachseite die Tagesbeute. Ihre Studenten verteilen täglich 40-60 Fallen in Lagernähe, aber auch bis hinauf zur Dreitausendmetergrenze. Sie fangen Feldmäuse, Schneemäuse, Wühlmäuse und Hamster aller Arten. Die Amerikanerin Mrs. Miracle, wohnhaft an der türkischen Südküste, versorgt uns aus reichem Wissen mit volkskundlichen Anmerkungen über Nomadenbräuche, Kilimmuster, Geisterglauben, Schmucksymbolik.

Nach der starken Strahlungshitze des Tages ist es an den Abenden empfindlich kalt. Wir haben alle greifbaren Pullover, Socken und Mützen übergezogen. Eine Gruppe der türkischen Bergsteiger ist noch unterwegs im Bereich "Kulkul valley's northern part". Der Rückweg über das Hufeisen-Innere gleicht einem Gang durch ein mehrfach vergrößertes Zugspitzblatt. Wir gehen ihnen mit Taschenlampen über die ersten Karstufen entgegen, um Lichtzeichen zur Orientierung zu geben. Bei ihrem nächtlichen Eintreffen werden sie von den besorgten Freunden mit Leuchtkugeln und Gewehrfeuer lautstark empfangen. Dann summen die Kocher und türkische und deutsche Stimmen dringen aus den Zelten. Bald aber ist als einziges Geräusch nur mehr das Plätschern des Baches zu hören.

Die Schießerei war wie ein fremdartiger Abschied von der wilden Bergwüste des Munzur, bevor es dann gilt, wieder einzutauchen in die noch morgendunkle Nußbaumschlucht, um draußen an der Euphratbrücke eine mehrwöchige gemeinsame Unternehmung zu beenden, für die wir den türkischen Freunden sehr zu danken haben, und die uns nunmehr erlaubt, einen ersten Bericht über die eindrucksvollsten Ziele im ostanatolischen Munzur-Gebirge vorzulegen.

Seit wir aus der Meliktürbe von Kemah zuriick ins Freie gekrochen sind, ist der Gewitrersommer 1971 einem ruhigeren Frühherbst gewichen. Das aus dem Schlamm gerettete Expeditions-Auto trägt uns über den Pülümür-Paß nach Süden. Auf der Rückfahrt besuchen wir das Mevlana-Kloster in Konva. In dem gepflasterten Hof plätschert ein Springbrunnen. Am Eingang zur Moschee gibt ein Wächter Pantoffeln aus. Arabisch geschriebene Koranverse, schwere Samtvorhänge und farbige Teppiche geleiten den Besucher ins Innere. Ein massiv-silbernes Gitter sperrt den Bezirk, in dem die Sarkophage der Großen unter der Priesterschaft aufgestellt sind. Die Särge sind mit den aus riesigen Turbanen emporsteigenden hohen Filzmützen der tanzenden Derwische geschmückt. Unter einer Kuppel in Grün, der Farbe des Propheten, hat Celal-eddin Rumi, der aus dem Osten kam, eine feierliche Stätte zwischen irdischer Frömmigkeit und himmlischer Ruhe gefunden. Im osmanischen Reich waren seine Nachfolger mit dem Privileg ausgezeichnet, jeden neuen Sultan mit dem Schwert des Stammvaters Osman umgürten zu dürfen.

Gläubige Muslimin stehen andächtig um uns herum. Wir sinnieren den verschlungenen Pfaden nach, die den Derwisch vom Munzur aus hierhergeführt haben mögen. Er ging diesen Weg vor 700 Jahren durch ein Land, in dem die Zahl der Geheimnisse seit damals kaum kleiner geworden ist. Wir geben unsere Moschee-Pantoffeln zurück und treten blinzelnd hinaus ins helle Licht der anatolischen Sonne zu dem sprudelnden Brunnen, wo die Freunde warten.

Anschrift der Verfasser: Hans Thoma, D-83 Landshut/Bayern, Gabelgasse 21; Dr. Anselm Vogel, D-815 Holzkirchen, Miesbacher Straße 17.

Kundfahrten und Expeditionen 1971

Folgende Dokumentation, vorwiegend über Kundfahrten und Expeditionen, die der Deutsche und der Österreichische Alpenverein 1971 unterstützt haben, soll einen ersten Überblick über Ziele, Verlauf und Ergebnisse dieser Unternehmungen vermitteln. Umfangreiches Informationsmaterial, das zu veröffentlichen den Rahmen dieses Jahrbuchs sprengte, liegt dem DAV vor und kann eingesehen werden. Darüber hinaus enthält die Dokumentation die Adressen der jeweiligen Expeditionsleiter, die sicher ihrerseits gerne bereit sind, Auskunft zu geben.

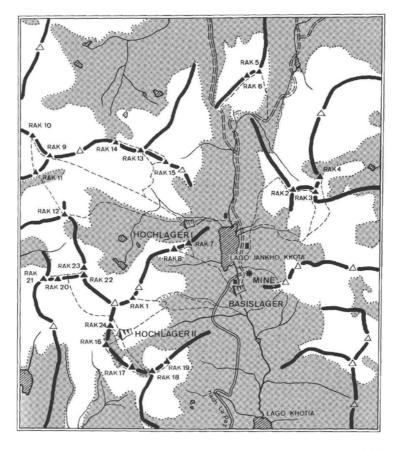
Regensburger Anden-Kundfahrt 1971

Cordillera Real, Bolivien
Teilnehmer: Anton Putz, 84 Regensburg, AlfonsAuer-Str. 30 (Leiter), Walter Ochs, Helmut Seebauer, Heinz Zembsch, Fritz Weikl, Werner
Wimmer, Arved Jechalke, Christl Pfnür (S. Berchtesgaden).

Dauer des Unternehmens: 8. 7. bis 13. 9. 1971

Arbeitsgebiet Negruni-Gruppe (nordwestl. des Condoriri), vom 20.—31.7.1971 Anreise mit 2 Jeeps von La Paz — Sa. Ana — Hichucota-Tal — Mine Natividad (Straße nur für Jeeps befahrbar).

Cordillera Real Negruni-Gruppe



Basislager in der Nähe der Mine Natividad am Lago Jankho Kkota, 4670 m; Hochlager I in 4970 m und Hochlager II in 5180 m Höhe.

Besteigungen in der Negruni-Gruppe: 24 bis 5660 m hohe Gipfel auf meist einfachen, mitunter aber schwierigen Routen. Sehr gut geeignet zur Akklimatisation. Zivilisatorisch wenig erschlossen, bergsteigerisch unerschlossen.

RAK 1, 5560 m, nördl. des Lago Khotia, westl. des Lago Jankho Kkota, Ostgrat, Erstbesteigung, benannt "Pico Alfonso", 23. 7. 1971, Jechalke, Pfnür, Zembsch, Putz, Ochs, Seebauer;

RAK 2, Cerro Culin Thoja, 5368 m, östl. des Lago Jankho Kkota, Nordgrat, Erstbesteigung, 25. 7. 1971, Ochs, Seebauer;

RAK 3, 5340 m, östl. des Lago Jankho Kkota, NW-Verbindungsgrat zum RAK 2, Erstbesteigung, 25. 7. 1971, Ochs, Seebauer;

RAK 9, 5500 m, nordwestl. des Lago Jankho Kkota, SO-Grat, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 10, Cerro Jiskha Pata, 5560 m (5508 m), nordwestl. des Lago Jankho Kkota, Südflanke, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 11, 5540 m, nordwestl. des Lago Jankho Kkota, Nordflanke, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 12, Cerro Jachcha Pata, 5470 m (5424 m), nordwestl. des Lago Jankho Khota, Nordflanke, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 16, 5540 m (5458 m), westl. des Lago Jankho Kkota, Ostwand, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 17, 5570 m, westl. des Lago Jankho Kkota, NW-Verbindungsgrat zum RAK 16, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Zembsch, Pfnür:

RAK 18, Cerro Pacokeuta, 5610 m (5589 m), nördl. des Lago Khotia, NW-Flanke, Steinmann vorgefunden, 26. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

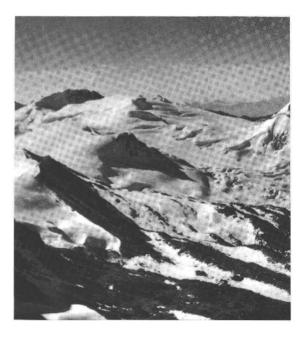
RAK 19, 5570 m, nördl. des Lago Khotia, West-flanke, Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 5, Cerro Wila Llojeta, 5262 m (5244 m), nördl. des Lago Jankho Kkota, SSW-Grat, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Ochs, Seebauer;

RAK 6, 5200 m, nördl. des Lago Jankho Kkota, Westverbindungsgrat zum RAK 5, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Ochs, Seebauer;

RAK 13, Cerro Jankho Huyo, 5570 m (5512 m), nördl. des Lago Jankho Kkota, SW-Flanke, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 14, 5520 m, nordwestl. des Lago Jankho Kkota, SO-Grat, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Weikl, Putz;



RAK 15, 5470 m, südwestl. des Jankho Huyo, NW-Grat, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Weikl, Putz;

RAK 20, 5620 m, nördl. des Cerro Warawarani, SO-Flanke, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 21, 5630 m (5604 m), nördl. des Cerro Warawarani, SO-Verbindungsgrat zum RAK 20, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 22, 5660 m, nördl. des Cerro Wila Lloje, NW-Grat, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 23, 5620 m, nördl. des Cerro Wila Lloje, SW-Grat, Erstbesteigung, 27. 7. 1971, Zembsch, Pfnür:

RAK 7, 5240 m, östl. des Lago Jankho Kkota, Südwand, Erstbesteigung, 28. 7. 1971, Ochs, Seebauer:

RAK 8, 5250 m, östl. des Lago Jankho Kkota, W-Verbindungsgrat zum RAK 7, Erstbesteigung, 28. 7. 1971, Ochs, Seebauer;

RAK 24, 5620 m, südwestl. des Cerro Wila Lloje, SO-Wand und NO-Grat, Erstbesteigung, 28. 7. 1971, Zembsch, Pfnür;

RAK 4, 5420 m (5346 m), östl. des Lago Jankho Kkota, SW-Grat, Erstbesteigung, 29. 7. 1971, Ochs, Seebauer, Jechalke, Putz.

Erläuterungen: In Klammern die Höhenangaben laut bolivianischer Karte, Sheet 5945 IV, Series



Negruni-Gruppe: Arbeitsgebiet Weikl-Putz (RAK 9-15); vom RAK 1 gegen Osten. Foto: A. Putz

H 731. Auch die einheimischen Namen wurden dieser Karte entnommen. RAK 1 bis RAK 8 wurden vom Basislager, RAK 9 bis RAK 15 vom Hochlager I, RAK 16 bis RAK 24 vom Hochlager II aus bestiegen.

Arbeitsgebiet Illampu-Gruppe, 10.—26. 8. 1971 (s. Bericht S. 103)

Anreise: La Paz — Huarina — Achacachi — Huarisata — Huallata-Paß — Sorata mit LKW (ca. 71/2 Std.); Sorata (2500 m) — Chuchu-Paß (4600 m) — Ancoma (3820 m) — Mine Candelaria (4050 m) mit kleinerem LKW.

Anmarsch: mit 36 Lamas und 5 Trägern in 11/2 Tagen zum Basislager (ca. 4500 m). Hochlager I: 5120 m, am Rande des Illampu-Ostgletschers, Hochlager II: 5760 m, ca. 1 Stunde unter der Südgratscharte am nördlichen Fuße des RAK 25, auf dem Illampu-Ostgletscher.

Besteigungen:

Huayna Illampu (RAK 26), 6025 m, 2. Besteigung, Ostwand, vom HL II: überwiegend Eistour, schwierig eine schmale Wassereisrinne, stark überwächteter Grat (Eisschrauben, 1 m lange Firnanker), ca. 5 Std., 18. 8. 1971, Seebauer, Pfnür;

"RAK 25", 5910 m, 1. Besteigung, W-Grat, vom HL II: Firngrat, sehr stark überwächtet (1 m lange Firnanker), 2 Std., 18. 8. 1971, Seebauer, Pfnür.

Die 2. Besteigung des Nevado Laramcota und die 4. Besteigung des Pico del Norte wurden im Rahmen der Erstbegehung des Illampu-NO-Grates unternommen.

Nevado Laramcota, 5760 m, O-Flanke, vom HL I: über den wildzerrissenen Illampu-Ostgletscher in eine Scharte östlich des Gipfels, Büßereis, keine techn. Hilfsmittel, ca. 8 Std., Abseilen durch die W-Wand, Biwak, 17. 8. 1971;

Pico del Norte, 6080 m, 2. Begehung des O-Grates: Eis- und Felsgrat, Büßereis, Fels III +, Eis 50° bis 55°, keine techn. Hilfsmittel, Biwak in der Nähe des Gipfels, 18. 8. 1971;

Illampu-NO-Grat: 2 km, sehr schmaler, ausgesetzter, stark überwächteter, mit zahlreichen Felsund Eistürmen besetzter Grat, kombiniert, Fels IV, Eis 50° bis 55°, vom Pico del Norte 4 Tage; Illampu-Nordgipfel, 6310 m, 1. Besteigung, 22. 8. 1971;

Verbindungsgrat zwischen Nord- und Südgipfel (6380 m) des Illampu: 1. Begehung, 41/2 Std., 22. 8. 1971;

Abstieg über den W-Sattel nach Ancoma.

Die 1. Begehung des NO-Grates und damit erste Überschreitung des Illampu wurde in einem Zug von HL I in 7 Tagen durchgeführt, Zembsch, Putz, Sanchez.

Sonstige Aktivitäten: Wissenschaftliche Hilfsdienste für den Geologen Dr. Anton Forter, TU München; Herstellung eines Super-8-mm-Films, Herstellung von Dias normal und 6 × 6 sowie SW-Bildern.

Ecuador-Kundfahrt 1971 Sektion Oberland DAV

Teilnehmer: Erich Grießl, Peter Bednar, Günter Hell, Rudolf Lettenmeier, Sepp Rieser.

Dauer des Unternehmens: 25, 12, 70 bis 7, 2, 71. Erreichte Ziele: Die Kundfahrt konnte einen neuen Zugang nach El-Altar erkunden und von Süden her, aus dem Tal von Alao, in den mittleren Teil der huseisenförmigen Gruppe vorstoßen. Dabei hatte sie ausschließlich Neuland zu betreten. Im Zielgebiet wurden drei Gipfel erstmals erobert: Monja chicita 5120 m, Tabernacule I 5180 m und Tabernacule III 5130 m. Die Schwierigkeiten waren durch klimatische Einflüsse und durch die Lage am Äquator bestimmt. Nunmehr sind 7 der insgesamt 13 Gipfel der Gruppe erstiegen.

Darüber hinaus gelang noch die 3. oder 4. Besteigung des Sangay, 5235 m, des höchsten tätigen Vulkans der Erde. Es galt einen neuen Weg zu erkunden, weil seit dem Erdbeben anfangs Dezember 1970 der Berg seine Eruptionsrichtung geändert hatte.

Auch der Chimborazo, mit 6310 m der höchste Berg Ecuadors, wurde bestiegen, ferner der Iliniza, 5290 m, ein Berg mit zwei gleich hohen Gipfeln, von denen der stidliche einen mächtigen Eispanzer trägt, der nördliche fast schneefrei ist.

Informationen für spätere Kundfahrten (Stand Januar 1971)

Bergsteigen in Ecuador: Es gibt noch genug bergsteigerisches Neuland im Staat der feuerspeienden Berge. Die meisten der über 30 Vulkane sind erloschen und vergletschert. Einige brechen immer wieder aus. So der Sangay, der als aktivster Vulkan der Erde gilt. Die Schnee- und Eiserenze reicht an allen Bergen im Osten weiter herunter und endet bei 4500 m bis 4800 m, auf der Seite des Amazonas-Urwaldes sogar erst bei 3900 m. Hier fallen die meisten Niederschläge. Die lohnendsten Neutouren: Antisana-Nordgipfel, Cotopaxi-Überschreitung, Iliniza-Überschreitung, Chimborazo-Ostgrat, Fraile in der Altar-Gruppe. Die Schwierigkeiten ergeben sich durch das Tropenklima, welches das poröse Eis (Schweizer Käse) sehr schnell so auftaut, daß es gefährlich und anstrengend zu begehen wird.

Klima: Das Klima schwankt zwischen "ewigem Frühling" und "ständigem Aprilwetter". Februar bis April und September/Oktober eignen sich am wenigsten. Alle übrigen Monate gelten als gut, wobei in den Bergen immer schlechteres Wetter herrscht. Die riesigen Urwälder im Westen und Osten bringen immer feuchte Warmluft. Schlecht-

wetter ist aber nie so unerträglich wie in den Alpen. Außerdem dauert es nie lange, wenn nicht gerade Regenzeit ist.

Politische Situation: Ecuador hat unter den südamerikanischen Staaten die beständigsten Regierungen. Zuweilen werden die Städte von Unruhen betroffen, auf dem Lande ist es ruhig.

Bevölkerung: Es wird spanisch gesprochen. Englisch ist weniger gefragt. Das Land ist außerdem eher amerikafeindlich eingestellt. Die Indianer sprechen meist Ketschua, zum Teil auch spanisch. Sie sind vielfach Analphabeten. In Quito residiert der Bergsteiger-Club Nuevos Horizontes. Die Mitglieder treffen sich jeweils am Mittwoch-Abend in den clubeigenen Räumen im Zentrum der Altstadt (Haus des Apsa-Büros).

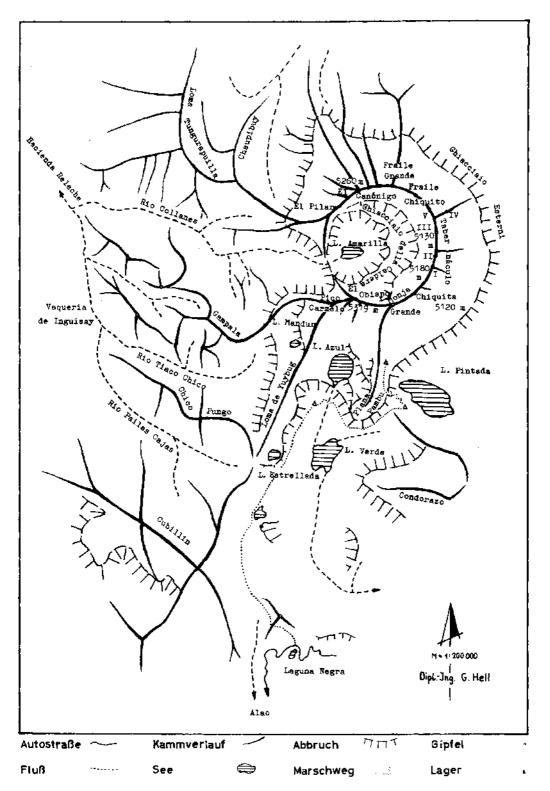
Straßennetz: Nur die Durchgangsstraßen sind gut befahrbar. Jedoch fehlen auch hier Befestigungen, Markierungen, Wegweiser. Nord-Süd-Richtung hat Vorfahrt. Nebenstrecken sind ohne Belag. Paßstraßen reichen bis über 4200 m hinauf, sind teils ungewöhnlich steil, eng und nicht selten von Erdrutschen blockiert.

Informationsmaterial: Straßenkarten sind rar, topografische nur von wenigen Gebictsausschnitten erhältlich, dafür aber umständlich zu besorgen (Militärgeografisches Institut) und sehr teuer (bis 15.— DM).

Transportkosten: Offentliche Verkehrsmittel kosten nicht viel. Der Anschluß ins Gelände ist jedoch unzureichend und für Gepäcktransporte nicht geeignet. Kleinlaster und Taxis verlangen bei Fahrten ins Gelände viel Geld. Oft ist der Zustand der Fahrzeuge bedenklich. Das Land hat Schwierigkeiten mit Ersatzteilen. 15 km können bis zu 35.— DM kosten. Träger verlangen je Tag zwischen 6.— und 12.— DM, für Esel sind zwischen 10.— und 16.— DM zu zahlen, je nach Gelände und Gegend. Preise sind immer Verhandlungssache. Gute Bezahlung lohnt sich. Dann wird weniger gestohlen.

Verpflegung: Auf den Märkten gibt es vieles in eßbarem Zustand zu kaufen. In billigen Restaurants darf man nicht empfindlich sein (Mittagessen für 1.— bis 2.— DM). Im Supermarkt in Quito findet sich ein großes Angebot an Lebensmitteln, auch importierte Waren aus europäischen Ländern. Alle Einfuhr-Artikel sind teuer, besonders Konserven. Nicht aufzutreiben ist Trockenbrennstoff, Gas für Gaskocher, kleine Benzinkocher und Ausrüstung.

Rechts: Kammverlaufskizze El-Altar



Andenexpedition 1971 der Deutschen Naturfreunde

Teilnehmer: Rolf Röcker, 791 Neu-Ulm, Schulgasse 11 (Leiter), H. Güner, W. Hummel, W. Weber, D. Fritz, F. Wibmer, P. Schiml, Dr. Schwenkglenks, H. G. Winkler.

Dauer des Unternehmens: Mitte April bis Anfang August 1971.

Bergsteigerische Ziele: Cordillera Blanca/Peru. Erstes Arbeitsgebiet war die Pongos-Gruppe in der südlichen Cord. Blanca, in der nach Informationen bis 1970 nur drei Berge bestiegen waren. Zweites Ziel war die Ersteigung des Nev. Chopicalqui in der Zentralen Cordillere — Husscaran-Gruppe.

1. Cordillera Blanca Sur – Pongos-Gruppe

Talort: Catac, im Santa-Tal. Basislager: Queshque-Tal in 4300 m Höhe, Die Bergbesteigungen wurden von einem Hochlager (4500 m) aus durchgeführt.

Acorumi Norte, 5089 m, N-Flanke, 1. Best., Pkt. 5040, W-Grat, 1. Best.,

Acorumi Central, 5063 m, SW-Grat, 1. Best., Pkt. 5060, SW-Grat, 1. Best., 14. 5., R. Röcker, W. Weber, H. Güner, P. Schiml, D. Fritz, F. Wibmer, Dr. Schwenkglenks.

Acorumi Sur, 5060 m, W-Grat, 1. Best., 15. 5., W. Hummel, D. Fritz.

Maretaca, 5365 m, W-Grat, 1. Best., Pkt. 5250, W-Grat, 1. Best., 17. 5., F. Wibmer, P. Schiml, Dr. Schwenkglenks.

Karacuta, 5410 m, N-Flanke, 1. Best., Pkt. 5320, W-Grat, 1. Best., 17. 5., W. Hummel, D. Fritz.

Acoraju, 5227 m, N-Flanke, 1. Best., Pkt. 5190, Pkt. 5180, Pkt. 5200, jeweils SW-Grat, 1. Best., 18. 5., R. Röcker, W. Weber. Pkt. 5250, W-Flanke, 1.Best., Pkt. 5320, Pkt.5350, Pkt. 5400, O-Grat, 1. Best.,

22. 5., F. Wibmer, P. Schiml, W. Humel, D. Fritz. Hattunllacsha, 5645 m, SO-Flanke, 1. Best., 23.5.,

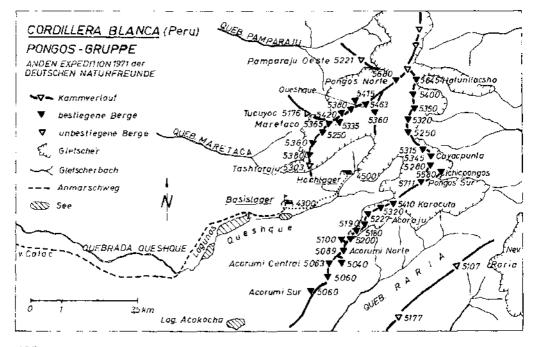
P. Schiml, W. Hummel, D. Fritz, F. Wibmer. 2. Best. 26. 5., Dr. Schwenkglenks, W. Weber, R. Röcker, H. Güner.

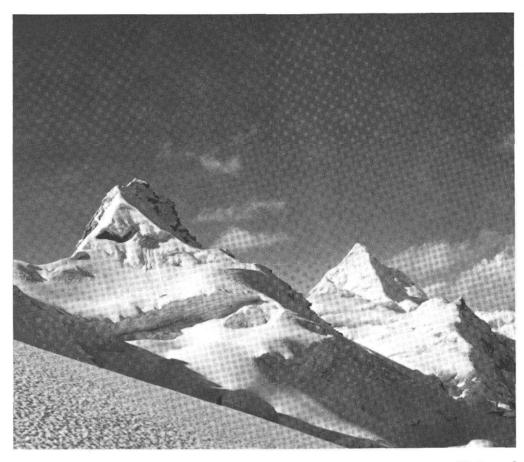
Ichic Pongos, NW-Flanke, 1. Best., 25. 5., R. Röcker, W. Weber, H. Güner, Dr. Schwenkglenks.

Nev. Queshque, 5463 m, S-Flanke, 2. Best., Pht. 5360, W-Grat, Pht. 5415, O-Grat, 1. Best., 27. 5., F. Wibmer, W. Hummel, R. Röcker. Pht. 5415, SW-Grat, 1. Best. Pht. 5380, SO-Flanke, 1. Best., Pht. 5335, S-Flanke, 1. Best., 27. 5., W. Weber,

Pkt. 5335, S-Flanke, 1. Best., 27. 5., W. Weber, P. Schiml.

Pkt. 5420, SO-Flanke, 1. Best., 27. 5., H. Güner, D. Fritz.





Cordillera Blanca Sur — Pongos-Gruppe. Links P. 5360, rechts Pongos Norte, 5680 m. Foto: W. Hummel

Cajacpunta, 5345 m, S-Grat, 1. Best. Pkt. 5280, S-Grat, Pkt. 5315, SO-Grat, 1. Best., 28. 5., W. Hummel, D. Fritz, F. Wibmer, R. Rök-

Pkt. 5360, S-Flanke, 1. Best.

ker, P. Schiml.

Pkt. 5380, SW-Flanke, 1. Best., 2. 6., F. Wibmer, W. Weber, H. Güner, P. Schiml, Dr. Schwenkglenks, D. Fritz, W. Hummel, R. Röcker.

Pongos Sur, 5711 m, 3. Best., 1. Begehung des N-Grates, 3. 6., R. Röcker, W. Weber, F. Wibmer, H. Güner, P. Schiml, D. Fritz, Dr. Schwenkglenks, W. Hummel.

Pkt. 5100, N-Flanke, 1. Best., 7. 6., D. Fritz, P. Schiml.

2. Cordillera Blanca Central – Huascaran-Gruppe

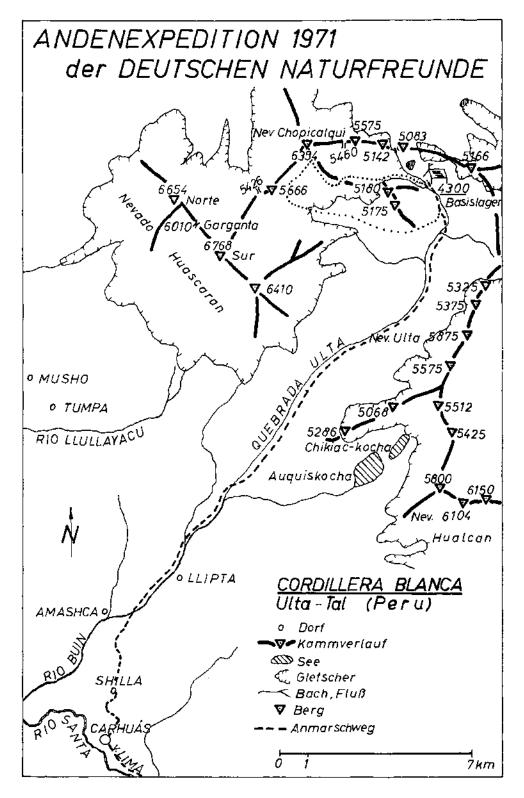
Talort: Shilla, im Ulta-Tal. Basislager: Cancahua-Tal in 4300 m Höhe (Seitental des Ulta-Tales). Besteigungsversuch: Chopicalqui, 6354 m, O-Grat, erreichte Höhe: 5760 m. Lager 1: 5200 m, Lager 2 (Biwak) 5600 m, Lager 3 (Biwak) 5700 m, Umkehr wegen gefährlichem Wächtengrat, 21. bis 24. 6., R. Röcker, W. Weber, F. Wibmer, W. Hummel.

Besteigungsversuch Chopicalqui über den SO-Grat: erreichte Höhe 5700 m, Umkehr wegen starkem Neuschneefall, 25. bis 28. 6., D. Fritz, Dr. Schwenkglenks, H. Güner, P. Schiml.

Besteigung: Chopicalqui, 6354 m, SO-Grat, 2. Begehung.

7. — 5. 7. W. Weber, R. Röcker, D. Fritz.
 7. — 6. 7. F. Wibmer, W. Hummel, P. Schiml.

Lager 1: 5200 m, Lager 2: 5600 m, Lager 3 (Bi-wak): 5900 m, Lager 4 (Biwak): 6200 m. Abstieg über die W-Flanke bei schlechten Wetter- und Schneeverhältnissen. Zwei weitere Biwaks in 5800 und 5500 m erforderlich.





Cordillera Blanca Central — Huascaran-Gruppe. Nevado Chopicalqui, 6354 m; links der zum zweiten Mal erstiegene SO-Grat, rechts der O-Grat, dessen Begehung wegen der gefährlichen Wächten scheiterte.

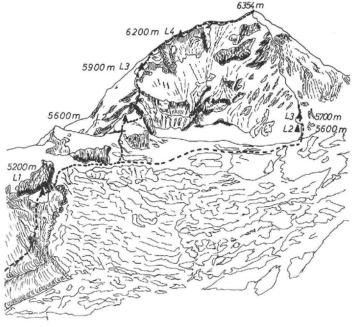


Foto: D. Fritz

Oberhessische Grönlandkundfahrt 1971

zu den am 72. Grad n. B. gelegenen Halbinseln Qioqe und Alfred Wegener.

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektionen Gießen und Wetzlar.

Teilnehmer: Robert Kreuzinger, 6302 Lich, Lohmühle 26 (Leiter), Dr. Karl Heinz Bock, Kurt Diemberger, Anne Kreuzinger, Dr. Hans Lautensach, Wolfgang Rauschel, Wolf Reuter.

Dauer des Unternehmens: 9. 7. bis 8. 8. 1971 Anreise: Bahn Gießen—Kopenhagen; Linien-Jet Kopenhagen—Söndre Strömfjord; Linien-Hubschrauber Söndre Strömfjord—Umanak.

Verpflegung: Im Supermarkt Umanak ist bis auf Spezialverpflegung oder spezielle deutsche Lebensmittel alles verfügbar.

Von Umanak nach Qioqe mit gechartertem Fischerboot.

Zur Verlegung der Basislager ist ein gutes, tragfähiges Motorboot unerläßlich. Basislager wurden errichtet an der Südseite der Halbinsel Qioqe, sonst Verpflegungsdepots an den Ausgangspunkten der Routen.

Bestiegene Berge:

Insgesamt 14 Erst-, 7 Zweitbegehungen auf größtenteils neuer Route.

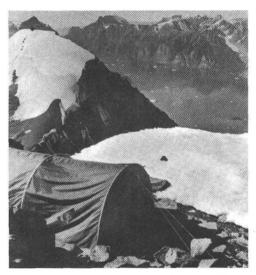
Die Höhenangaben sind auf verschiedenen Grönlandkarten zum Teil sehr unterschiedlich. Deshalb wurden Höhenmessungen der Oberhessischen Grönlandkundfahrt bei allen aufgeführten Besteigungen in Klammern hinter die Kartenangabe gesetzt.

1. Akuliarusikavsak-Westgipfel, 1421 m (1485 m), vermutl. Zweitbesteigung, 12. 7. 71, alle 7 Teilnehmer. Aufstieg vom Meer über Westgrat und Vorgipfel 1260 m. Abstieg zuerst Westgrat, dann nach Norden Abstieg bis auf 1100 m, dort Biwak, danach wieder zum Grat zurück, ein Stück auf ihm entlang und auf der Südseite zum Meer und Boot zurück.

2. Susa (1900 m), Erstbesteigung, 16. 7. 71, R. Kreuzinger, Lautensach, Reuter, Bock, Rauschel. Aufstieg vom I. Hochlager (1340 m) am Col Tortona (1300 m) über die NO-Seite. Überschreitung des Gipfels, weiter über Nebengipfel bis kurz vor Punkt 1979 m. Abstieg auf gleicher Route.

3. Tessa, 1950 m (1910 m), Erstbesteigung, 18. 7. 1971, alle 7 Teilnehmer. Aufstieg vom Hochlager I am Col Tortona über die Südseite, Überschreitung des Gipfels und etwas unterhalb davon II. Hochlager (1860 m).

4. Hessenberg, 2020 m (2100 m), Erstbesteigung, 19. 7. 71, alle 7 Teilnehmer. Aufstieg über die Südseite von Hochlager II am Tessa, auf dem Gipfel III. Hochlager. Vom Hessenberg am 21. und 22.7. Abstieg nach Osten, ca. 55° in den Paß (Paß der Unzugänglichkeit, 1530 m), Versuch Imaka, 2030 m, infolge sehr schlechter Eisverhältnisse



Blick vom Biwak am SW-Grat des "Montblanc" auf Gemonio (links) und die Insel Upernivik (über dem Fjord). Foto: K. Diemberger

jedoch abgebrochen. Paß der Unzugänglichkeit, Erstbegehung durch Diemberger, Lautensach, Reuter, Rauschel.

5. Punkt 2010 m (1950 m), Erstbesteigung, 20. 7. 1971, Lautensach, R. u. A. Kreuzinger, Reuter, Rauschel, Diemberger. Aufstieg vom III. Hochlager am Hessenberg über den Südgrat, Überschreitung des Gipfels.

6. Annetinde, 2070 m (2130 m), Erstbesteigung, 20. 7. 71, Lautensach, Diemberger, R. u. A. Kreuzinger, Reuter, Rauschel. Aufstieg vom Paß zwischen P. 2010 m und Annetinde über den sehr schmalen Firn-Westgrat. Abstieg über Aufstiegsgrat, P. 2010 m, Hochlager III.

7. Boccalatte, 2216 m (2250 m), vermutl. Zweitbesteigung, 23. 7. 71, Bock, Lautensach, Reuter, R. Kreuzinger, Rauschel. Aufstieg SO-Grat (Erstbegehung) vom Hochlager II am Tessa. Abstieg SO-Grat, Tessa, Col Tortona, Basislager am Meer.

8. Mont Blanc, 2159 m (2260 m), Erstbesteigung, 26. 7. 1971, Diemberger, Rauschel. Aufstieg vom Lager am SW-Grat (1470 m) über den SW-Grat, sehr brüchiger Fels, IV. Abstieg vom Gipfel (Biwak 2050 m) zuerst SW-Grat, dann Südseite zum Lager am SW-Grat und weiter nach Süden zum Meer.

9. Gemonio, 1871 m (1920 m), vermutl. Zweitbesteigung, 27. 7. 71, Bock, Lautensach, R. Kreuzinger. Aufstieg über die SO-Seite vom Lager am SW-Grat. Abstieg über die Aufstiegsroute nach Süden zum Meer.

10. Akuliarusikavsak-Hauptgipfel (Ostgipfel), 1510 m, Erstbesteigung, 30. 7. 71, A. Kreuzinger, Diemberger, Bock. Aufstieg O-Grat, Abstieg O-Grat und weiter nach Westen zum Meer. Erste Überschreitung der gesamten Nord-Kette der Wegener-Halbinsel von Osten nach Westen vom Kangerdluarssup sermia Gletscher bis zum Reisehaus, 29. bis 31. 7. 1971, W. Reuter, W. Rauschel.

Dabei wurden folgende Berge bestiegen:

11. Windspitze, 1610 m (1670 m), Erstbesteigung, 29. 7. 71, Aufstieg vom Meer zuerst nach Osten bis zum Windjoch (1200 m), dann über den NO-Grat zum Gipfel (Biwak).

12. Punkt (1620 m), Erstbesteigung, 30. 7. 71. Aufstieg Ostgrat, nach Überschreitung der Windspitze. Abstieg: Überschreitung des Gipfels nach Westen.

13. Punkt (1670 m), Erstbesteigung, 30. 7. 71. Aufstieg Ostgrat, Überschreitung des Gipfels nach Westen.

14. Silberhorn, 1720 m (1700 m), Erstbesteigung, 30. 7. 71. Aufstieg Ostgrat, Überschreitung des Gipfels nach Westen.

15. Punkt (1685 m), Erstbesteigung, 30. 7. 71. Aufstieg Ostgrat, Überschreitung des Gipfels nach Westen.

16. Wetzlarer Kuppe, 1803 m (1820 m), Erstbesteigung, 30. 7. 71. Aufstieg Ostseite, Überschreitung des Gipfels nach Südwesten.

17. Eisseespitze (1670 m), Erstbesteigung, 30. 7.

1971. Aufstieg Ostgrat, Überschreitung des Gipfels. Abstieg Südwest-Grat bis auf den Gletscher, weiter bis zum Südsporn der Cima Giussano, Biwak (1040 m).

18. Cima Giussano, 1652 m (1700 m), Zweitbesteigung, 31. 7. 71. Aufstieg und Abstieg von Südwesten, vom Biwak am Gletscher.

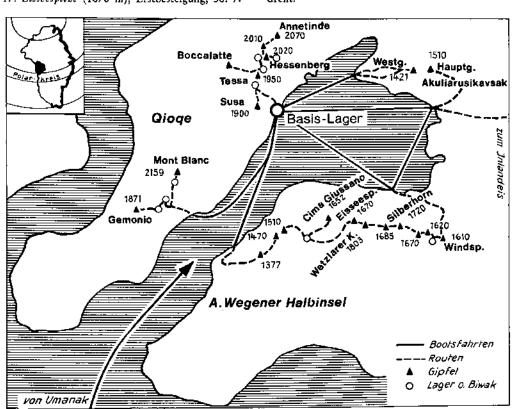
19., Name nicht bekannt, 1510 m (1570 m), vermutlich Zweitbesteigung, 31. 7. 71. Aufstieg von SO vom Gletscher, Überschreitung des Gipfels, Abstieg nach Westen.

20., Name nicht bekannt, ebenfalls schon bestiegen (1470 m), vermutl. Zweitbesteigung, 31. 7. 71. Aufstieg Ostgrat, Abstieg Westgrat.

21., Name nicht bekannt, schon bestiegen, 1377 m (1430 m), vermutl. Zweitbesteigung, 31. 7. 71. Aufstieg von Osten, Überschreitung des Gipfels. Abstieg zuerst nach Westen, dann nördlich zum Meer hinunter.

Bemerkungen: Landschaftlich überaus schönes Gebiet, im Sommer meist gutes Wetter (24 Stunden Tag durch Mitternachtssonne), Touren aller Schwierigkeitsgrade möglich, viele unerstiegene Gipfel auch auf den umliegenden Halbinseln.

Während der Kundfahrt wurde ein 30-Minuten-Film (16 mm) für den Hessischen Rundfunk gedreht.



Traunsteiner Alaska-Berglahrt 1971

Teilnehmer: a) Bergsteiger: Toni Reiter (Leiter), Otto Huber, 8 München 19, Merzbacherstr. 22, Franz Wimmer, Erwin Mitterbichler, Karl Brenner, Heinz Schmid, Andreas Huber, Alois Gastager, Hermann Schwaiger, Richard Zanker, Siegfried Hilber, Josef Eberhard, Josef Stückl, Dr. med, Ekkehard Krüber, Paul Kellner.

b) Mineralogisch interessierte Gruppe: Josef Laub, Max Binder, Rudi Drescher.

An- bzw. Rückreise: Flug mit Linienmaschine München — Düsseldorf — Kopenhagen — Anchorage; Anchorage — New York — Frankfurt — München.

- a) Bergsteiger: von Anchorage mit Omnibus nach Talkeetna, von hier mit dem Gletscherpiloten Don Sheldon (Talkeetna-Airservice) zum Kahiltna-Gletscher.
- b) Mineralogen: von Anchorage mit Leihwagen (das Straßennetz ist zwar dünn, aber sehr gut ausgebaut).

Durchgeführte Unternehmungen:

- a) Bergsteiger: Besteigung des 6193 Meter hohen Mount McKinley über die Westflanke, Zeit: 14 Tage ab Talkeetna, Anstiegsroute: Der Landeplatz des Gletscherflugzeuges liegt nördlich des Mt. Hunter auf dem südöstlichen Seitenarm des Kahiltnagletschers in ca. 2100 m Höhe, Das Basislager wurde auf dem Kahlitnagletscher in ca. 1950 m Höhe errichtet; Lager 2 ca. 2900 m hoch kurz unterhalb des Kahiltnapasses; Lager 3 ca. 4000 m in der Nähe des Windy-Corner-Sattels; Lager 4 ca. 5300 m auf den West-Buttress.
- b) Mineralogen: Die ungewöhnliche Schneelage (im Frühjahr 1971 reichte die geschlossene Schneedecke Mitte Mai teilweise bis auf Meereshöhe) erschwerte die Suche nach Mineralien außerordentlich und machte sie in größeren Höhen unmöglich. Trotzdem wurden im Wrangel-Gebirge, am Chugach-Gebirge und am Matanuska-Fluß einige interessante Proben gefunden.

Bemerkungen: Der Mount McKinley ist ein großer freistehender Berg und dadurch schutzlos der vollen Wucht aller heranbrausenden Küstenstürme ausgesetzt. Technisch bietet der Berg kaum Schwierigkeiten. Weit gefährlicher sind die rasenden Schneestürme, die in der Gipfelregion oft innerhalb weniger Minuten entstehen. Windgeschwindigkeiten bis 150 km/h sind dabei keine Seltenheit. Die extreme Kälte — die mittlere Nachttemperatur beträgt im Sommer in 5000 m Höhe ca. — 30° C — erfordert eine sorgfältige Ausrüstung.

Die beste Jahreszeit für eine Besteigung des Mount McKinley dürste Mitte Mai bis Mitte Juni sein

Kölner Hindukusch-Fahrt 1971

Durchgeführt von Mitgliedern der DAV-Sektion Rheinland-Köln.

Teilnehmer: Robert Wagner, 5062 Hoffnungsthal, Am Mittelberg 4 (Leiter), Heinz-Dieter Böhme, Anno Diemer, Manfred Heintz, Georg Holtmann, Heribert Hoven, Christoph Miczka, Albert Wachten, Erika Wagner.

Dauer des Unternehmens: 13. 7. bis 13. 10. 71 Anreise: gemeinsam mit 3 VW-Bussen nach Rawalpindi — Nowshera — Chakdarra, Aufgrund der großen Teilnehmerzahl wurden zwei Gruppen gebildet, die auf verschiedenen Routen das Basislager zu erreichen suchten.

Anmarsch:

Gruppe 1, 4 Teilnehmer: Dir — Chitral — Miragram mit Jeep; folgende Tagesetappen mit 5 Tragtieren und 12 Trägern: Miragram — Sanoghar — Mastuj — Gasht — Phargam (Trägerwechsel) — Der Shael — Kulakmali (Basislager, 3987 m).

Gruppe 2, 5 Teilnehmer: Chakdarra — Kalam — Shandur (Baloga): mit Kfz durch das Ushu Gol; Tagesetappen, ca. 10—15 km, mit 44 Trägern: Shandur — 3400 m — 3650 m — 4000 m — Kachikhani An — Sor Laspur (Trägerwechsel) — Phargam — Kulakmali.

Bergsteigerische Ziele:

Sohnyoan-Gletscher: 9 km lang, stark verzweigt, stark vergletscherte Nordflanken, leicht zugänglich, nur spärlich erkundet.

Phargam-Gletscher: zerrissener Gletscher, wenig verzweigt, steinschlaggefährdetc Südflanken, schwer zugänglich über Steilstufe, bisher noch nicht betreten.

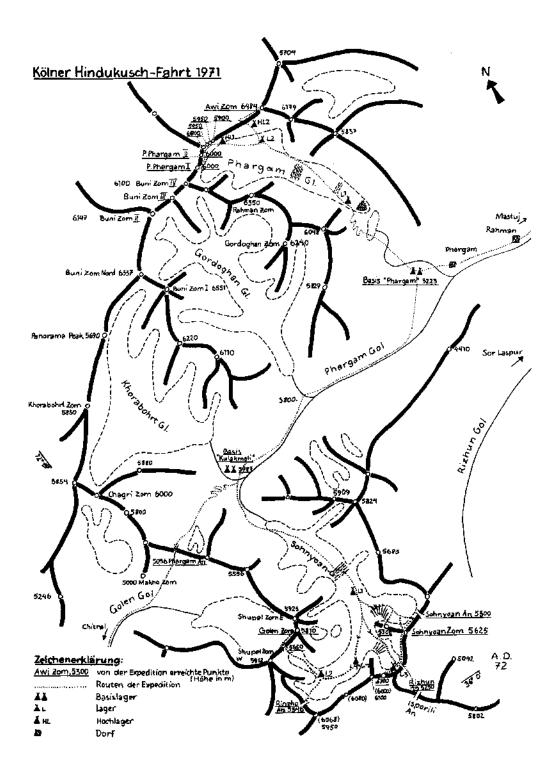
Besteigungen:

Sohnyoan-Gletscher: Sohnyoan Zom (5625 m), 2. Best. N-Flanke — SW-Grat, 3. Best. NO-Grat; Golen Zom (5810 m), 1. Best. W-Grat; Kolon Zom (5300 m), 1. Best. N-Flanke; P. 5700, 2. u 3. Best. SO-Grat.

Das Sohnyoan-Gletscher-Becken bietet interessante Möglichkeiten im Eis (Kammverlauf im Süden, Anstieg über Nordflanke, Shupel-Zom-Gruppe-Überschreitung etc.).

Phargam-Gletscher: "Märchengrat" (Graterhebungen zwischen 5900 bis 6000 m, u. a. P. Phargam I und II), 1. Best.; Awi Zom (6484 m), 1. Best. SW-Flanke — W-Grat. Unternehmungen im Phargam-Gletscher-Becken sind wegen des objektiv gefährlichen Zugangs weniger anzuraten.

Rückmarsch: von Kulakmali über Phargam An (5056 m) in 4 Tagen mit 24 Trägern nach Chitral. Während der Kundfahrt entstand ein Super-8-mm-Film. Ferner wurde eine Monographie erstellt.



Münchner Chitral-Expedition 1971

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektion München des DAV.

Teilnehmer: Walter Pschorr, 8 München 60, Franz-Wüllner-Straße 19 (Leiter); Karl Landvogt "Wolfgang Dorn, Bärbel Pschorr.

Dauer des Unternehmens: 6. 9. bis 15. 11. 1971 Anreise: mit 2 VW-Bussen nach Peshawar, von dort weiter nach Swat. Bis Kalam (2200 m) gut befahrbare Straße, weitere 15 km auf einer Forststraße nach Ushu.

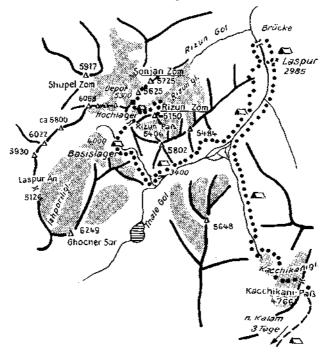
Anmarsch: Ausgangsort Ushu, mit gemietetem Lastwagen 18 km bis zum Ende der Straße. Mit 28 Trägern über den Kacchikanipaß (4766 m) nach Laspur und zum Basislager (4000 m) auf dem orogr. rechten Ufer des Ishporiligletschers bzw. seiner Endmoräne. Um von Laspur zum Basislager zu kommen, mußte der Ishporilibach zweimal durchquert werden. Das ist jedoch nur bei niedrigem Wasserstand möglich. Das Basislager kann so zu einer gefährlichen Falle werden! Bergsteigerische Ziele: Südliche Buni-Zom-Gruppe, Rizunpaß und Umgebung (war der bisher größte "weiße Fleck" in dieser Berggruppe). Besteigungen: Die Südwände der zur Besteigung gedachten Sechstausender erwiesen sich als zu gefährlich. Wandhöhe im Schnitt 2000 m, unterer Teil senkrechter Fels, oberer Teil Hängegletscher durch die gesamte Wandbreite (4 km) mit ca. 100 Meter hohen Eisabbrüchen am unteren Rand und mit dauerndem Abgang von Eislawinen. Die Seitengrate erschienen zu lang und zu schwierig, um bei den herrschenden Verhältnissen (50 cm Neuschnee) in Frage zu kommen. Die Expedition beschloß deshalb, die Nordseite zu erkunden.

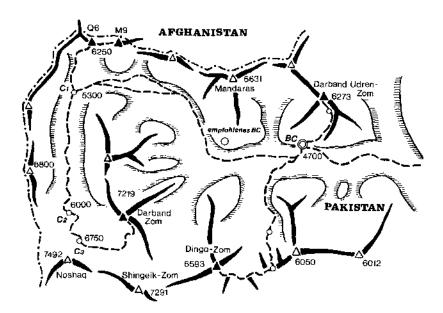
Hochlager I lag in 4900 m Höhe auf dem Rizungletscher am orographisch linken Ufer. Zwischen ihm und dem Basislager liegt der 5150 m hohe Rizun-Paß, der von Süden mäßig schwierig ist, nach Norden aber eine bis zu 50 Grad steile Eisslanke aufweist. Hochlager II befand sich auf dem Verbindungsgrat von Gipfel 6100 und dem 5725 Meter hohen Sonjan-Zom in 5300 m Höhe. Zwischen ihm und dem Hochlager I lag eine 400 Meter hohe, schwierige und vereiste Felswand. Erstiegene Gipfel: Rizun-Zom, 5150 m, liegt 2 km östlich vom Hochlager I. Markanter Felsberg, Felskletterstrecke 10 Seillängen, IV. bis V. Grad, Rest Eisgeherei. Route: Nordflanke, oberer Teil des Nordgrates. Erstersteigung am 7. 9. 71 durch W. Pschorr im Alleingang.

Gipfel, 5625 m, im Südgrat des Sonjan Zom-Steiler, wahrscheinlich von allen Seiten schwieriger Felsberg. Weg: Südgrat, zuerst Eis, dann 15 Seillängen Fels bis zum oberen IV. Grad. Erstersteigung am 8. 9. 71 von allen Teilnehmern.

Sonjan Zom, 5725 m, Südgrat (Verbindung vom Gipfel 5625): teilweise schwierige Eisarbeit. Der Gipfel wurde bereits vorher (ca. 2 Wochen) von der Kölner Hindukusch-Fahrt von Norden her auf einem anderen Weg erstiegen. Erstbegehung des Südgrates am 8. 9. 71 durch alle vier Teilnehmer.

Bemerkungen: Es wurden mehrere Panoramaaufnahmen der südl. Buni-Zom-Gruppe hergcstellt, die beim Leiter zur Einsichtnahme aufliegen. Im DAV-Archiv liegen außerdem auf: Ein Erfahrungsbericht über die Reiseroute München — Peshawar mit Zielen Chitral und Swat; eine Fragenliste mit Beantwortung der sicher für weitere Expeditionen interessanten Details.





Norddeutsche Hindukuschfahrt 1971

Unterstützt durch die Sektionen Kiel, Hamburg, Braunschweig und Rosenbeim des DAV.

Teilnehmer: Eggert Keller, 2302 Molfsee, Butterberg 14 (Leiter), Peter Bienek, Reinhold Kölzner, Michael Kunze, Wilfried Drevenstedt, Reinhard Nies.

Dauer des Unternehmens: 15. 5, bis 3. 9. 1971 Anreise: Mit Pkw und VW-Kastenwagen nach Chitral, In der Türkei ist die Binnenroute (Erzincan) besser als die Schwarzmeer-Küstenstraße. In Persien dürfte die Asphaltierung Kaspisches Meer bis Meshed 1972 fertig werden.

Anmarsch: Chitral — Kuragh mit Jeeps, 80 km, 8 bis 10 Std., gefährlich; ab Kuragh bis Utul Esel und Pferde, da nicht ausreichend auch Träger, ab Utul Träger bis ins Basislager (4650 m). Das beste Basislager am Darband-Gletscher liegt am Fuß des Mandaras gegenüber Darband Zom SO-Sporn (einzige Wiese, ausreichend Wasser).

Bergsteigerische Ziele: Nachdem bis zur Abreise der Antrag für eine Besteigungsgenehmigung des 7220 m hohen Darband Zom mit Nebenziel Dingo-Zom, 6593 m, von Pakistan ohne Antwort geblieben war, hofften die Kundfahrer, im Land günstigen Bescheid zu erhalten. Dieser blieb aus, weshalb sie, ähnlich wie andere Unternehmungen, als Touristen nach Chitral reisten. Es wurde ihnen genehmigt, den Darband-Gletscher zu besuchen. Besteigungen: Auf Wunsch der Mehrheit wurde von einem Versuch, den Darband-Zom über den eistechnisch schwierigen NO-Pfeiler anzugreifen, abgesehen. Es wurde der alte Weg gewählt. Vom Basislager Errichtung von 3 Zwischenlagern: nach

Lager I 7 bis 8 Std., von I nach II (700 Höhenmeter) ca. 5 Std., von II nach III ebenfalls 5 Std. Der Anstieg ist erheblich eisschlaggefährdet, bei Neuschnee außerdem entsprechend lawinengefährlich, jedoch technisch problemlos. Ober- und unterhalb Lager III Windpulver, z. T. grundlos und gefährlich bei der Steilheit. Von Lager I aus gelangen Peter Bienek während des Transportes zwei Sechstausender, Q 6 und M 9, beide 6250 m. Im Lager III Schlechtwetter, deshalb Abstieg zum Basislager.

Dort war inzwischen eine japanische Expedition mit einem Begleitoffizier angekommen. Da den Deutschen ein solcher Offizier fehlte, schloß der Pakistani richtig, daß sie keine Genehmigung bekommen hätten und verbot, den Gipfel zu besteigen. Reinhard Nies und Eggert Keller stiegen ein letztes Mal vom Basislager auf, um das Lager III abzuräumen. Sie erreichten das Lager erst am Abend, verbrachten dort aber keine ruhige Nacht, sondern konnten unbemerkt den Darband Zom doch noch besteigen.

Der über dem Basislager gelegene 6270 m hohe Darband Udren Zom wurde anschließend bestiegen. Er war vom gletscheraufwärts gelegenen japanischen Basislager nicht zu sehen.

Der untere Teil des Anstiegs zum Dingo Zom (6593 m), einem noch unbestiegenen Sechstausender, lag im Blickfeld des Offiziers. Deshalb wieder Aufstieg im Mondschein. Biwak in 5400 m Höhe. Aufbruch vom Biwak um 10.00 Uhr, Erreichen des Gipfels in der Dunkelheit, Abstieg bei Vollmond.

Sonstige Aktivitäten: Gletscher- und Wetterbeobachtungen.



Cilly Haider

Tiroler Hindukusch-Kundfahrt 1971

Durchgeführt von der Jungmannschaft der Sektion Wattens des OAV.

Teilnehmer: Emil Reisigl, A-6122 Fritzens, Griesbachsiedl. 45 (Leiter), Franz Oppurg, Cilli Hayder † (ist am 23. 4. 72 bei der Durchsteigung der direkten Martinswand tödlich abgestürzt), Oswald Steinlechner, Robert Oberarzbacher.

Dauer des Unternehmens: 1. 6. bis 11. 8. 1971 Anreise: mit stark überladenem VW-Bus (1500 kg) nach Kabul (3—5 Tage Aufenthalt zum Besorgen der Genehmigung). Weiter über Salang Paß (ca. 3400 m) — Kunduz — Faizabad (Strecke Kunduz — Faizabad mit eigenem Auto nicht ratsam). Von Faizabad bis Gadzi Deh mit Lkw.

Anmarsch: Von Gadzi Deh (am Anfang des Wakhan) mit 39 Trägern und 2 Begleitpersonen zum Basislager auf 4500 m, 21/2 Tage.

Bergsteigerische Ziele: Ursprüngliches Ziel war das Gebiet südlich von Urgunt, dafür wurde aber keine Genehmigung erteilt. Der Noshag, höchster Berg Afghanistans, wurde schon mehrmals bestiegen.

Besteigungen: Für die 3000 Höhenmeter über die NW-Seite zum Gipfel des Noshag (7492 m) wurden 3 Lager errichtet. Lager I auf 5300 m, Lager II auf 6000 m und Lager III auf 6700 m Höhe. Lager III muß auf einem Firnrücken, die ersten beiden Lager können auf dem felsigen Grat aufgestellt werden. Cilli Hayder erreichte als erste Europäerin den Gipfel, ferner Oswald Steinlechner (19 Jahre) und Emil Reisigl (allein).

Weitere erstiegene Gipfel: Yakhi, ca. 5700 m durch Cilli Hayder; Deraz, ca. 5700 m durch Emil Reisigl und Robert Oberarzbacher.

Bemerkungen: Wenn man keine Bekannten in Kabul hat, empfiehlt es sich, statt Reiseschecks Dollarnoten mitzunehmen. Am Schwarzmarkt (öffentlich) bekommt man für den Dollar 1/4 mehr als in den Banken. Schecks werden nur in den Banken eingetauscht. Für Träger genügen 100 Afghani-Scheine.

Internationale Himalaya-Expedition 1971

Durchgeführt von Norman G. Dyhrenfurth, Salzburg (Schweiz/USA) und Lt. Col. James O. M. Roberts, Kathmandu (GB).

Teilnehmer: Wolfgang Axt (Osterreich), Major H. V. Bahuguna (Indien), Dr. F. Duane Blume (USA), John Cleare (GB), Gary Colliver (USA), Odd Eliassen (Norwegen), John Evans (USA), Dougal Haston (GB), Toni Hiebeler (BRD), Ian F. Howell (GB), Dr. David Isles (USA), Reizo Ito (Japan), Ned Kelly (GB), Carlo Mauri (Italien), Pierre Mazeaud (Frankreich), Dr. J. David Peterson (USA), Murray Sayle (Australien), Leo Schlömmer (Osterreich), Dr. Peter R. Steele (GB), Ian Stuart (GB), Jerzy Surdel (Polen), Jon Teigland (Norwegen), Anthony Thomas (GB), Naomi Uemura (Japan), Michel Vaucher (Schweiz), Ivette Vaucher (Schweiz), Don Whillans (GB), Dr. Harka Bahadur Gurung (Nepal), William Kurban (GB), Arthur Chesterman (GB).

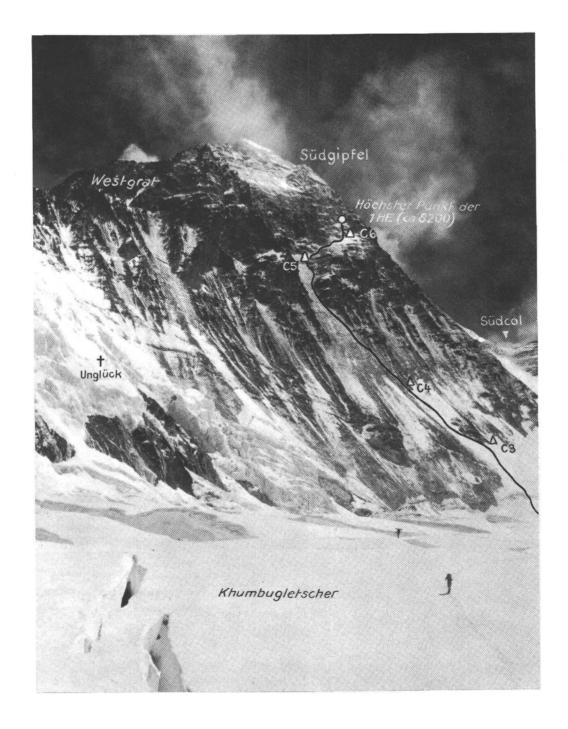
Dauer des Unternehmens: 14. 2. bis 30. 6. 1971 Bergsteigerische Ziele: Mount Everest (Mahalangur Himal). Hauptziel: SW-Wand "Direttissima". Zweites Ziel: Direkter Westgrat via Westbecken auf amerikanischer Anstiegsroute bis Lager IV-West, dann anstatt Traverse in die Nordflanke (wie 1963) weiterer Aufstieg am Grat.

Erreichte Höhen: Höchster erreichter Punkt in der SW-Wand: ca. 8350 m. Lager 3 (7000 m), Lager 4 (7550 m), Lager 5(8050 m), Lager 6 (8250 m). Vom Bergschrund am Fuße der SW-Wand wurde die ganze Route mit Seilen versichert. Lager 3 und 4 wurde z. T. auf Zeltplattformen der Japaner von 1970 aufgestellt.

Die Spitzengruppe in der Wand (Whillans und Hastons) trat am 21. Mai 1971 den Rückzug an, und der Berg wurde geräumt.

Auf der Westgratroute wurde ein provisorisches Lager 3-West auf 6900 m aufgestellt und dann auf 7050 m verlegt. Im Abstieg starb Major H. V. Bahuguna an den Folgen von Erschöpfung und Kälte. Darauf wurde der Versuch auf dieser Route abgebrochen.

Sonstige Aktivitäten: Höhenphysiologische Studien von Dr. F. Duane Blume; Einsatz eines neuen, sehr erfolgreichen Sauerstoff-Systems, Produktion eines 90 Minuten langen Films durch BBC.



Mount Everest mit seiner 2200 m hohen SW-Wand aus dem oberen Becken des Khumbugletschers; Weg von Camp 1 nach Camp 2 (6600 m).

Foto: T. Hiebeler

Österreichische Karakorum-Himalaya-Expedition 1971

der "Hochtouristengruppe Steiermark" des Österreichischen Alpenvereins

Teilnehmer: Horst Schindlbacher, Richard-Wagner-Gasse 8, A-8010 Graz (Leiter); Hans Schell, Hilmar Sturm, Kurt Pirker. Die medizinische Betreuung hatte der polnische Arzt und Bergsteiger Dr. Jerzy Hajdukiewicz übernommen. Von Rawalpindi aus wurde die Expedition von dem pakistanischen Armeeoffizier Captain Muhammad Azad Khan begleitet.

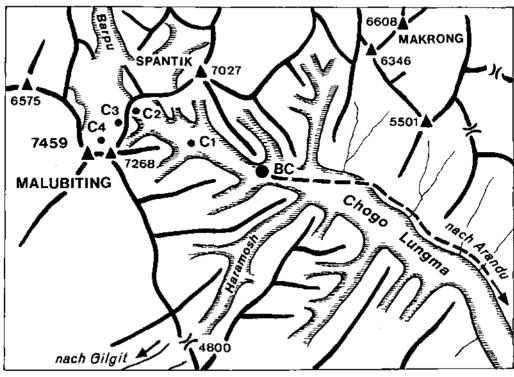
Dauer des Unternehmens: 28. 6. bis 20. 9. 1971 Ziel der Expedition: Erstbesteigung des Malubiting-Hauptgipfels (7459 m). Der Malubiting war in den letzten Jahren der am meisten versuchte Berg im Karakorum. Der Gipfel wurde vor der Besteigung von sechs Expeditionen aus Polen, Deutschland, England, Pakistan und Japan angegriffen.

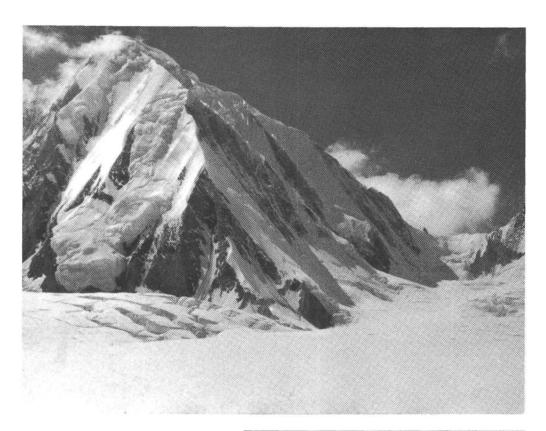
Anreise: Am 28. Juni startete die Expedition in Graz. Zwei VW-Kleinbusse brachten die Mannschaft mit der gesamten Ausrüstung (ca. 750 kg) in 8 Tagen und Nächten über eine Strecke von 7500 km nach Rawalpindi, der Hauptstadt Pakistans. Eine Woche verging mit Behördenbesuchen, organisatorischen Arbeiten und mit dem Warten auf einen Flug in den Karakorum. Wegen des vorzeitig einsetzenden Monsunwetters waren

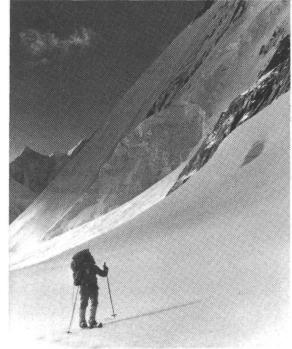
Flüge nach Skardu sehr selten. Deshalb entschloß man sich, den Landweg zu benützen.

Anmarsch: Rawalpindi wurde am 15. 7. verlassen. Bis zur Stadt Balakot im unteren Kagan-Tal (200 km nördlich von Rawalpindi) konnten noch die eigenen Fahrzeuge benutzt werden. In Balakot mußten für die Weiterfahrt 3 Jeeps gemietet werden. Auf einem alten Karawanenweg, der zum System der berühmten "Seidenstraße" gehört. fuhr die Expedition durch das Kagan-Tal, überquerte den 4200 Meter hohen Babusar-Paß und erreichte über eine Straße durch die Indusschlucht Skardu, die Hauptstadt der Provinz Baltistan im pakistanischen Teil von Kashmir. Eine abenteuerliche Fahrt mit einem Traktor-Gespann, die Überquerung des Shigar-Flusses auf einem Ziegenhäute-Floß und ein 100 km-Marsch mit 31 Trägern durch Wüstentäler, Oasen und über den Chogolungma-Gletscher brachte die Expedition nach Balichor (4200 m), einem kleinen begrünten Hang am orographisch linken Ufer des Gletschers (26. Iuli). Dort wurde das Basislager aufgestellt.

Besteigung: Zwischen dem 28. Juli und dem 7. August wurden die Hochlager I (5050 m) und II (5850 m) eingerichtet, der 300 Meter hohe Eishang des "Polen-La" überwunden und an einem 200 Meter langen Fels- und Eisgrat fixe Seile befestigt. Der Südhang des "Polen-Passes" und der Felspfeiler waren die Schlüsselstellen des gesamten Anstieges zwischen Basislager und Haupt-







Oben: Malubiting-Nordgipfel vom oberen Chogolungma-Gletscher. Der Anstieg führte über den Gletscher und den 300 m hohen Eishang auf den "Polen-La" (ca. 5850 m) und über den Grat links vom Polen-La auf das Gipfelplateau.

Unten: Zwischen den Hochlagern I und II am obersten Chogolungma-Gletscher.

Fotos: H. Schindlbacher



Im Eishang des "Polen-La".

Foto: H. Schindlbacher

gipfel des Malubiting. Zwischen dem Hochlager I und der Basis des Eishanges wurden Kurzski (1,75 m) verwendet.

Am 8. August waren alle Teilnehmer im Hochlager II, um in den folgenden Tagen über zwei flexible Lager den Gipfel anzugreifen. Starke Stürme und Schneefälle blockierten die Mannschaft eine ganze Woche im Hochlager II am Polen-La. Nach diesen Sturmtagen mußte wieder ins Basislager abgestiegen werden.

Erst am 19. August besserte sich das Wetter wieder, so daß vom Basislager aus ein zweiter Angriff auf den Gipfel unternommen werden konnte. Einen Tag später waren die vier Grazer wieder im Hochlager II, am 21. 8. wurde Hochlager III auf einem Absatz des Eisgrates zum Nordgipfel errichtet (6200 m) und am folgenden Tag mit der Ausrüstung von H. L. III das vierte Hochlager aufgestellt (6550 m).

Bei fast wolkenlosem Wetter und Windstille erreichte am 23. 8. um 14.45 Uhr die erste Seilschaft den höchsten Punkt des Malubiting-Massivs. Zwischen den Höhen 6250 und 7100 Meter wurden zur Überquerung des 4,5 km langen Gipfelplateaus wieder die Kurzski verwendet.

Rückmarsch und Rückreise: Nach der Räumung der Hochlager, einem 5-Tage-Marsch mit 15 Talträgern und einer Jeepfahrt durch das Shigar-Tal gelangte die Expedition am 2. 9. wieder nach Skardu. Durch starken Monsun-Regen war die Industal-Straße stark beschädigt worden und mußte für sechs Wochen gesperrt werden. Ein Flug nach Rawalpindi war erst am 8. 9. möglich. Am 20. 9. — genau 12 Wochen nach dem Start — kehrte die Expeditionsmannschaft wieder nach Graz zurück.

Während der Expedition wurde ein 8 mm Film, 40 Minuten, gedreht.

Deutsch-Türkische Munzur-Kundfahrt 1971

Federführend durchgeführt von der Sektion Landshut/Bay, des DAV.

Teilnehmer: Hans Thoma, 83 Landshut/Bay., Gabelgasse 21 (Leiter), Muck Reidel, Peter Schöttl, Dr. Anselm Vogel und 30 türkische Bergsteiger des Türkischen Verbandes für Alpinismus.

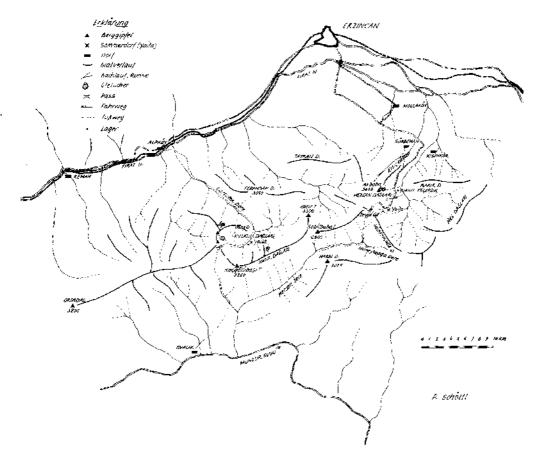
Dauer des Unternehmens: 31. 7. bis 12. 9. 1971 Anreise: mit VW-Kombi bis Erzincan.

Anmarsch: Ausgangsort: Erzincan, von da mit Lkw bis Kiliçkaya bzw. bis Alp Köy. Kiliçkaya ist Ausgangspunkt für die Mercan-Gruppe, Alp Köy (an der Euphrat-Eisenbahn gelegen) ist Ausgangspunkt für die Kulkul-Gruppe. Der Anmarsch zu den Lagern erfolgte mit Tragtieren (meist Pserden).

Erstes Lager von Kilickaya aus war Yukari Köceklik (etwa 4—5 Std.), von Alp Köy aus zur Karstquelle Kulkul Yayla (etwa 6 bis 8 Std.). Bergsteigerische Ziele: Die Mercan-Gruppe besitzt im Akbaba-Tepe (3449 m lt. Karte, 3463 m nach neueren Messungen) den höchsten Berg des Munzur-Gebirges. Der Berg ist leicht zu besteigen. Alpinistisch großzügiger (lange Grate und Kämme) sind die Ketten der Hüseynaga-Daglari und Hel-Daglari. Die ernstesten bergsteigerischen Probleme stellt die Kulkul-Gruppe (eindrucksvolle Wände und Grate), und zwar insbesondere zwischen dem Danz Daği (3331 m) und Koçgölbasi-Tepe (3250 m).

Bestiegene Berge:

- Akbaba Tepe (leichter Aufstieg vom Lager Yukari Köceklik) 3463 m.
- 4 namenlose Gipfel der Hüseynaga-Daglari 3000 bis 3200 m.
- Danz Daği 3331 m (Kulkul-Gruppe) über Südflanke und Ostgrat (Überschreitung in Richtung Westen mit 3 weiteren Gipfeln im Danz-Daği-Gratverlauf (um 3200 bis 3300 m);



Danz-Daği-Besteigung war eine türkisch-deutsche Gemeinschaftstour.

4. Unbenannter Gipfel in der Gruppe der Katir-Daglari (östlich des Kocgölbasi-Tepe 3200 m). Sonstige Aktivitäten: Die Kundfahrt hat für die Bayerische Botanische Staatssammlung Pflanzen und für die Universität Hamburg Heuschrecken gesammelt. Außerdem wurde ein Farbfilm (16 mm) gedreht, der noch bearbeitet werden muß.

Bemerkungen: Das deutsch-türkische Unternehmen konnte dank ausgezeichneter organisatorischer Vorarbeit des Türkischen Verbandes für Alpinismus reibungslos abgewickelt werden. Die Zusammenarbeit bewährte sich bestens.

Oberbayerische Zagros-Kundfahrt 1971

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektionen Vierseenland des DAV.

Teilnehmer: Rüdiger Bartelmus, 8 München 90, Bergstr. 11a (Leiter), Bernd Bäss, Sybille Bäss, Mithra Omidvar, Hans Klusch.

Dauer der Kundsahrt: 17. 7. bis 6.9. 71

Anreise: VW-Bus München — Teheran — Hamadan - Dorud.

Ausgeführte Bergfahrten:

Kuh-e-Parviz (2960 m)

a) NW-Grat: Erstbegehung, IV, sehr viel Fußweg, insgesamt 15 Seillängen Kletterei, 1. Biwak. R. Bartelmus, S. Bäss.

b) Westl. N-Schlucht; Erstbegehung, II+, 1 Biwak, H. Klusch, M. Omidvar.

Ushtaran-Kuh-Gruppe

Sanboran (3960 m) SO-Flanke: II. H. Klusch, M. Omidvar, B. Bäss. Gesamtüberschreitung der Ushtaran-Kuh-Gruppe vom Golgol (3890 m) bis Sanboran über 7 namenlose Gipfel: Erstbegehung, II. R. Bartelmus, S. Bäss.

Überschreitung dreier namenloser Gipfel südöstl. des Sanboran (um 3700 m): Erstbegehung, II. B. Bäss, M. Omidvar.

Kleiner Kuh-e-Shahan (3760 m)

a) W-Wand: Erstbegehung, III-, R. Bartelmus, H. Klusch.

b) W-Kante: Erstbegehung, III-, B. Bäss.

Kub-e-Rang-Gruppe

Erkundung des Gebietes um das Nomadendorf Tuf - Sefid, Teilnahme an einer Hochzeit bei den Bakhtiari-Nomaden in Kuh Rang.

Überschreitung und Neuvermessung von 7 namenlosen Gipfeln über 3000 m im Zuge des Haft-Tanan. 2 Biwaks. H. Klusch, M. Omidvar. Erste Gesamtüberschreitung des Zardeh-Kuh-

Hauptkammes: 11 Gipfel mit Höhen von 3600 bis 4060 m (Zardeh-Kuh, höchster Berg des Zagros), 1 Biwak; Erstbegehung einer 150 m hohen W-Wand am zweithöchsten Gipfel des Zagros (4025 m), III, erste Seillänge IV, 5 Seillängen, R. Bartelmus, B. Bäss.

Kuh-e-Nila-Gruppe a) Vorgiofel des Kuh-e-Nila, W-Wand, Versuch in der Wandmitte an einem dachartigen Überhang (VI+) abgebrochen, bis dorthin IV. eine Stelle V+, 4 Seillängen, H. Klusch, B. Bäss.

b) Kuh-e-Dalan (3500 m), S-Wand: Erstbegehung 800 m. IV. ab Wandmitte II. bis zur Wandmitte 12 Seillängen, R. Bartelmus, M. Omidvar, S. Bäss. Berge bei Ab-e-Morgh

Erster Gipfel (2360 m), SO-Kante, Erstbeg, IV, 3 Seill., H. Klusch, M. Omidvar,

Zweiter Gipfel (2410 m), NO-Grat, Erstbeg., V-, 6 Seill., R. Bartelmus, S. Bäss.

Dritter Gipfel (2430 m), NO-Grat, Erstbeg., III, 5 Seill., R. Bartelmus, M. Omidvar,

Vierter Gipfel (2550 m), SO-Grat, Erstbesteigung (?), IV, 5 Seill., R. Bartelmus, M. Omidvar.

Fünfter Gipfel (2540 m) "Kuh-e-Vierseenland", Erstbesteigung, NO-Grat, IV, 7 Seill., R. Bartelmus, S. Bäss.

Sechster Gipfel (2580 m), Erstbesteigung (?), SO-Grat, II-III, 21/2 Seill., H. Klusch, B. Bäss. Siebter Gipfel (2600 m), Erstbesteigung (?), SSO-Grat, II-III, 2 Seill., H. Klusch, B. Bäss. Genaue Routenbeschreibungen liegen im DAV-

Archiv auf.

Bemerkungen

Klima: Als größtes Handicap erwies sich die Hitze des persischen Hochsommers (Juli/August), die zu einem enormen Leistungsabfall der Teilnehmer mit zunehmender Dauer der Kundfahrt führte. Als Reisezeit für das Zagros-Gebirge empfiehlt sich daher weit eher das Frühjahr (April-Mai).

Behörden: Nach Angaben der iranischen Konsulate in der BRD besteht keine Genehmigungspflicht von Bergtouren im Iran. Dennoch ist ohne Empfehlungsschreiben praktisch keine Zagros-Gruppe (von Randgebirgen abgesehen) erreichbar, weil die Gendarmerie-Kommandanten in den dottigen Dörfern jeden Fremden als Spion betrachten. Ein Empfehlungsschreiben der Deutschen Botschaft in Teheran allein genügt nicht. Allein das Schreiben der Iranischen Bergsteigerföderation, das von Herrn Nowrousi (einem hohen Militär!) unterzeichnet war, wurde immer und überall anerkannt.

Von großem Nutzen war darüber hinaus die Begleitung durch einen persischen Staatsbürger als Dolmetscher.

Bergsteigen und Alpenverein als Zeiterscheinung



Foto: H. Schlüter

Wenn der Drang einer überzivilisierten Menschheit "zurück zur Natur", somit auch das Bergsteigen seine Ursache darin hat, daß der Mensch eine Zuflucht auf Zeit wenigstens in einer einfachen, überschaubaren Welt sucht, sobald er die des Alltags, damit den "Stellenwert seines funktionalen Rädchendaseins" (H. Schülein) darin nicht mehr überschauen kann – und die Tatsache, daß diese noch nicht abzusehende Bewegung ihre entscheidenden Anstöße immer wieder aus den Ballungszentren der Zivilisation erfahren hat, deutet darauf hin – wenn darin tatsächlich also der ursprüngliche Beweggrund auch fürs Bergsteigen liegt, dann läßt sich daraus das Gewicht der Aufgabe ableiten, die die Wander- und Bergsteigervereine innerhalb dieser Menschheit zu erfüllen haben.

Diese Einsicht unterstreicht die weitere Tatsache, daß nämlich gerade das Bergsteigen denen, die's ernst nehmen, den nötigen Abstand bieten kann, der es erst ermöglicht, im Zusammenhang über sich, ihren Alltag, ihr Tun am Berg und ihre Verpflichtungen der Gemeinschaft gegenüber nachzudenken. Gerade im Verlauf der letzten Jahre ist die Diskussion innerhalb der kritischengagierten Bergsteigerjugend in dieser Richtung wieder in Bewegung geraten und dürfte dadurch den Betrachtungen Karl Greitbauers auf Seite 170 ff. zu neuer Aktualität verholfen haben.

Mit einem gleichfalls sehr zeitgemäßen Thema, vor allem vor dem Hintergrund der Olympiade in München, der Bergsteigerstadt, setzt sich Peter Baumgartner auf Seite 177 ff. auseinander. Diesen theoretischen Erörterungen haben wir die mehr beschaulichen Reflexionen von G. Leukroth, E. Rosenke und E. Kieres am Schluß dieses Jahrbuchs gegenübergestellt. Sie alle verstehen wir, wie angedeutet, als verpflichtenden Hinweis für den Alpenverein, die vornehmste Aufgabe weiterhin und verstärkt darin zu sehen, das Bergsteigen als Möglichkeit zu erhalten und neue Möglichkeiten dazu aufzuzeigen. Das bedeutet konkret nicht zuletzt, daß er einmal, solange die Berge der Welt noch nicht jedem einzelnen als "Spielplatz" offenstehen wie die Alpen – und in dem Maß wie letztere werden sie das wohl nie –, daß er eben den klassischen "Spielplatz Europas" als solchen zu erhalten und seiner drohenden Vergewaltigung als Rummelplatz soweit noch möglich entgegenzuwirken nach Kräften wird versuchen müssen:

Dieser Aufgabe hat sich im DAV der Ausschuß zum Schutze der Bergwelt unter Vorsitz von Hans Hintermeier angenommen. Die Vielschichtigkeit derselben beleuchtet auf Seite 185 ff. Dr. Danz, Mitglied des genannten Ausschusses. Zum anderen wird sich der Alpenverein angesichts der Massenbewegung, zu der sich das Bergsteigen wie der Skilauf entwickelt hat, mehr denn je um qualitativ einwandfreie Ausbildung und größtmögliche Sicherheit der Bergsteiger kümmern müssen. Einen Querschnitt durch die Tätigkeit des "Sicherheitskreises im DAV" gibt hierzu dessen Vorsitzender Pit Schubert auf Seite 194 ff.







Gedanken über das Bergsteigen und den Bergsteiger¹)

KARL GREITBAUER

Bergsteigen und Öffentlichkeit

Für den außenstehenden Beobachter stellt sich das Bergsteigen kaum als etwas anderes als eine außergewöhnlich leistungsgespannte, dynamisch-realistische Tätigkeit im alpinen Gebiet dar, und die Öffentlichkeit bringt den Praktiken der Bergsteiger zumeist nur wenig Verständnis entgegen.

Auch die seinerzeit weltbewegenden Ereignisse bei den Kämpfen um die Achttausender des Himalayagebietes sowie die großen Erfolge der vielen anderen Expeditionen in den Weltbergen vermochten dem Bergsteigen noch immer nicht jenes Ansehen und jene Wertschätzung zu bringen, die ihm kraft seiner möglichen Entwicklung eines außerordentlichen Leistungspotentials von Rechts wegen zukommen müßten.

Dieses Nichtverstehen gründet meines Erachtens vor allem darin, daß die breite Offentlichkeit unser Tun am Berg allein von ihren Alltagssorgen der Selbsterhaltung her und der Ängstlichkeit dem harten Leben gegenüber betrachtet, weil sie ein naturhaftes Leben sowie die Weisheit der Einfachheit und Problemlosigkeit des pragmatischen Daseins nicht kennt.

Wohl scheint man uns all das Schöne und Große, das wir in den Bergen erleben, zu glauben, wenn wir davon berichten. Wenn sie aber die Bilder sehen, die wir von unseren Bergfahrten mitbringen, welche meist sehr viel Luft und wenig Halt für den Menschen zeigen, der in einer Fels- oder Eiswand dargestellt wird, oder wenn gar in der Tagespresse zu lesen ist, daß einer von den unseren den Bergtod erlitten hat, dann werden wir

1) Dieser Aufsatz gründet auf einem Referat, das vom Verfasser am 13. 11. 1969 im AAVM gehalten wurde.

Oben: Eugen Guido Lammer Mitte: Oskar Erich Meyer Unten: Leo Maduschka

Fotos: Archiv Fritz Schmitt; L. Mayer

immer wieder mit der Frage nach dem "Warum" unserer Tätigkeit konfrontiert. Dieses
Fragen nach den Beweggründen unseres Tuns
ist verständlich, denn der Bergsteiger, der die
steilen Wandfluchten nicht nur betrachtet,
sondern sich auch mit ihnen unmittelbar auseinandersetzt, durchbricht hier offenbar ein
universal menschliches Verhalten, indem er
das, was er als existenzwidrig erkennt, nicht
einfach meidet, sondern sich im Gegenteil
dieser Existenzwidrigkeit preisgibt.

Das "Warum" der Berge.

Eincs sei gleich vorweggenommen: Wir sind nicht so einfältig zu glauben, daß es auf alle Fragen des Lebens eine eindeutige Antwort gibt.

Was daher die Frage nach dem "Warum" betrifft, so kann diese nur für das Gesamt der Bergsteiger, und zwar in der Weise beantwortet werden, daß man die Vielfalt der möglichen Motive, die zum Bergsteigen hinführen, aufzeigt; die gleiche Frage aber an den jeweils Einzelnen gerichtet, wird kein Ergebnis zeitigen, denn sie muß immer in die individuelle psychische Entwicklung des Einzelmenschen zurückfallen, denn das Motiv des einen zum Bergsteigen, wird kaum dem Motiv des andern je gleichen. Demnach ist es an sich sinnlos und kurzsichtig, nach einem "Warum" der Berge zu fragen - und wenn dennoch viele Bergsteiger diese an sie gerichtetc Frage mit einem "weil es mich freut" beantworten, so werden wir später darlegen, daß diese Antwort nur mit großer Einschränkung angenommen werden kann.

Wie aber konnte es zu einer solchen Grundsatzfrage überhaupt kommen? Weil eben das
Bergsteigen nicht allein nur eine Tätigkeit
mehr oder weniger sportlichen Charakters
ist, sondern weil es im Bergsteigen auch ein
geistiges Grundgefüge gibt. Daß dem so ist,
erweist sich allein dadurch, daß immer wieder
versucht wird, die nie verstummenden Fragen nach Sinn und Zweck des Bergsteigens zu
diskutieren und abzuklären. Auch in der alpinistischen Literatur finden diese Bemühungen ihren Niederschlag; und gerade in der
gegenwärtigen Zeit, in der unser gesamtes
Weldbild in einer krisenhaften Umwandlung
begriffen ist, versucht der Bergsteiger, das

Bergsteigen sowohl wie auch sich selbst darin begrifflich zu verstehen und nach außenhin verständlich zu machen.

Drei wesentliche Bergschriftsteller.

In der alpinistischen Literatur nun gibt es sicherlich viele Anschauungen, und es gefällt vieles. Es gefällt der Schriftsteller Kugy, gefällt Hoeck, Hübel, Pfannl; und man könnte bis zu dem berühmten last not least noch weitere Namen nennen, um auszudrücken, daß es bei der erlauchten Reihe nicht ansteht, zu werten. Welche aber sind die Wesentlichen? Denn das reine Angesprochenwerden im Gefallen vermittelt noch keine Erkenntnis, sondern kennzeichnet bloß den guten Erzähler. Was wir zu finden hoffen, wäre eine Aussage, die die Tiefe in uns anklingen läßt. Und hier stoßen wir auf drei Namen:

Da ist vor allem Eugen Guido Lammer; dann Leo Maduschka und schließlich Oskar Erich Meyer.

Bei ihnen werden in uns das Bergsteigen, die Berge und die Natur nicht in der Weise lebendig, wie bei den sonstigen Erlebnisschilderungen der alpinistischen Gebrauchsliteratur. Sie begnügen sich nämlich nicht mit uns als verständigem Publikum ihrer Erlebnisse und Gedanken, denn jeder von diesen dreien läßt ein anderes Stück bergsteigerischer Wahrheit in uns anklingen. Vor allem aber finden wir bei diesen drei Autoren die drei Phasen der bergsteigerischen Entwicklung mit ihren charakteristisch verschiedenen spezifischen Einstellungen zum Berg einzeln herausgegriffen und isoliert abgehandelt; nämlich: das Kampfbergsteigen Lammerscher Prägung, das reife, romantische Bergsteigen Maduschkas und schließlich als Drittes, in der Abkehr von der Realität und Hinwendung zur Verinnerlichung, das Bergsteigen O. E. Meyers. In den folgenden Zeilen soll nun der Versuch unternommen werden, die Persönlichkeit dieser drei "Wesentlichen" von ihren Werken her kurz zu beleuchten:

E. G. Lammer

Ein Mann, der jede Tradition und alle geltenden Werte der Welt mit einer Handbewegung hinwegfegte und dafür das proteusartig quellende Leben selbst als umfassende Wahrheit, Wert und — Götzen des Seins setzte.

Seine autobiographischen Schriften zeigen uns eine Persönlichkeit, die ihre gesamte Energiemasse aus einem zutiefst vorhandenen Spaltungserlebnis zwischen körperlichem und geistigem Dasein bezieht. Seine schroffe Einstellung gegen sein körperliches Ich findet ihre Erklärung in tiefenpsychologischer Sicht, wenn man erfährt, daß Lammer einige Jahre seiner späten Knabenzeit mit Gelenkrheuma darniederlag. Diese Station seiner Entwicklung stellt den Schlüssel zum Verständnis Lammers überhaupt dar und läßt uns begreifen, warum er, über allem Alterwerden an Jahren und trotz geistiger Reifung, die schroffe Haltung seines Wollens dem Berg gegenüber beibehielt, und dies, ohne auf die Sicherheit seiner körperlichen Existenz zu achten.

Diese Art bergzusteigen wurde später dann mit Gefahren bzw. Kampfbergsteigertum bezeichnet und fand gerade bei den Jüngsten größten Anklang und Lammers Schriften wurden für sie zum Brevier, denn daraus konnten sie entnehmen, welch enorme bergsteigerische Leistungen man erbringen konnte trotz Gefahr, Angst und Furchtbarkeit möglicher Situationen.

Wir aber wollen anstatt des uns zu heroisch klingenden Gefahren- und Kampfbergsteigertums treffender die Bezeichnung "Jugendstil" gesetzt sehen – womit die Identität mit der ersten Phase der bergsteigerischen Entwicklung erkennbar wird.

Dieser Terminus ist keineswegs als eine Wertung anzusehen, sondern soll nur aufzeigen, daß das Bergsteigen Lammers jugendliche Züge trägt. Zu dieser Ansicht gelangen wir, weil erstens das Bergsteigen Lammers sich als reiner Kampf darstellt, d. h. als Auseinandersetzung mit dem Berg, und zweitens, weil Wesen und Inhalt seines Bergsteigens die Gefahr und ihre Überwindung ist.

Diese beiden Grundelemente seiner bergsteigerischen Existenz klingen gleich wie ein tragender Akkord aus allen seinen Schriften heraus; aber noch etwas können wir diesen entnehmen: tiefer Glaube an das Untilgbare und an das Unverlierbare des eigenen Seins.

Leo Maduschka

Wenn wir uns fragen, warum uns gerade "Much", wie er von seinen Freunden genannt wurde, als Bergsteiger und als Mensch so un-

gemein sympathisch ist, so müssen wir sagen, daß es nicht sein Stil ist, nicht die Worte, wie er sie gebraucht und formt oder die Leistungen, die hinter den Worten zu spüren sind, was uns in seinem Buch so sehr anspricht, sondern es ist die heroische Haltung dieses jungen Menschen, der trotz seines Wissens um den möglichen Sturz in das Nichtsein sich diese bewahrt hat. Diese Haltung bringt er auch in seinem Wahlspruch zum Ausdruck: ... immer das Hohe, das Außerste wagen. Wenn es soweit, wenn es ist Zeit, blick nicht zurück — erfühl dein Geschick ... "

- und er lebte ihn auch vor, bis zum bitteren Ende, was wir von Martin Pfeffer wissen, dem Zeugen seines Sterbens in der Civetta-Wand.

Leo Maduschka wird von seinen Herausgebern posthum als der "Junge Mensch im Gebirg" bezeichnet. Wir streben hier keineswegs Korrekturen an und können auch von uns aus ein Alter, das mit 24 Jahren endet, nicht anders als "jung" bezeichnen. Jedoch ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß Maduschka ein junger Mensch von einmaliger geistiger Reife war, einer Reife, die in der alpinistischen Literatur den seltenen Erden gleichkommt — und die uns veranlaßt, in ihm schlechthin den Vertreter des Reife-Stiles im Bergsteigen — also der zweiten Phase der bergsteigerischen Entwicklung — zu sehen.

Aber seine wesentliche Bedeutung als Bergschriftsteller gewann Maduschka als Schöpfer der "romantischen Lebensform". Mit diesem Entwurf wurde eine völlig neue Sicht des bergsteigerischen Erlebnisses angeboten, die großen Anklang fand, da viele Bergsteiger die Aggression und Ungebärdigkeit Lammers erschreckte, während andere wieder die "Demut vor dem Berg", wie sie O. E. Meyer zum Ausdruck brachte, ablehnten. Dazu muß jedoch gesagt werden, daß diese an sich ungemein geistreiche Arbeit in ihrer Aussage die Bergsteiger des "Jugendstiles" mit ihren völlig unromantischen, aggressiven Einstellungen zum Berg unbefriedigt läßt, ebenso unbefriedigt aber auch die Bergsteiger der dritten Phase der bergsteigerischen Entwicklung – als deren Exponent O. E. Meyer betrachtet wermen kann – wie wir nachher ausführen wer-

Dennoch ist uns Maduschka sowohl bergsteigerisch-menschlich als auch literarisch-geistig das Inbild des reifen Bergsteigers, oder, wie wir sagen, das Inbild des Reifestiles im Bergsteigen. Denn wenn einer sagt:

"So klettern wir höher und höher, ein einziges Fest ist dieser Felsgang, in eisenhartem Gestein, hoch oben im lichtblauen Ather; unter uns kein Kar, kein Geröll – keine Erde: über der ungeheuren Nebelsee, die tief unter uns an den Leib des Berges schlägt, steigen wir dem Giofel zu . . ."

so spricht aus ihm ein Mensch, der das Höchste besitzt, das Menschen möglich ist: ein Sein ohne Furcht

Oskar Erich Meyer

Von ihm spricht und denkt man als von dem tiefst innerlichen Bergsteiger, der dank seiner sprachlichen Ausdruckskunst so lebendig zu interpretieren vermochte, daß, soll der Faktor der Gefühlstiefe bei bergsteigerischen Aussagen mit Nachdruck herausgestellt werden, immer wieder Meyer zitiert wird. Besonders in seinen Altersschriften spiegelt sich, im Kunstwerk verklärt, das Geschick all derer, die aus dem glanzvollen Licht bergsteigerischer Erfolge hineintreten müssen in die Bereiche des Leistungsabbaues – also der dritten Phase der bergsteigerischen Entwicklung.

Er, der von Jugend an sein krastvolles Leben an die Berge verschenkte, bekam im Altern ihre eisige Kälte und ihre Zurückweisung ebenso zu spüren, wie ehedem in der Jugend ihre Gluten. Diese Lebensphase des fühlbar werdenden Prozesses des Alterns schildert Meyer in meisterhafter Weise in seinem "Gespräch auf dem Gipfel":

"Ich fühle es: dies wird mein letzter Gipfel sein; der letzte in einer langen Reihe, die von Knabenzeiten bis an den Rand des Alters führt."

"Warum? Noch ist Dir das Alter fern."

"So schien es Dir. Und doch war, fühlbar nur mir allein... etwas in mir, ein Zittern im Arm, der den Pickel führte, ein Grauen in dem Kamin – und ein Erschauern vor dem Blick in die Tiefe. Ein Hauch nur von alledem..."

"Und wäre es so. Das ist nicht das Ende." "Noch nicht. Noch ist es nicht da. Aber ich will nach vielen gelungenen Fahrten...nicht das Schwerste erleben: Den Verzicht aus Schwäche." "Du wirst auf leichtere Gipfel geh'n, der schwindenden Kraft gemäß. Das Erlebnis bleibt"

"Es schwindet dahin mit der Kraft." "Alles Erleben kommt aus dem Überschwang."

Dieses Zwiegespräch zwischen dem Älteren und dem Jungen ist ein Selbstgespräch aus der Position des Alterns heraus mit der Vorstellung der Position von einst als Gesprächspartner. Es ist ein dialektisches Kunstwerk in der alpinistischen Literatur, das als Aussage über den alternden Bergsteiger einzigartig ist und meines Erachtens kein Gegenbild hat. Durch dieses "Gespräch auf dem Gipfel" hat die persönliche Tragik der Vielzahl der alternden Hochleistungsbergsteiger, nämlich des "Gehen müssens", in Meyer ihren universalen und zugleich tiefsten Interpreten gefunden.

Meyer aber zerbricht nicht an seinem Bergsteigen in der Bitterkeit seines Entsagenmüssens, und er scheitert auch nicht in seinem Bergsteigen wie viele andere, die gewaltsam das entdeckte Absinken ihrer bergsteigerischen Leistungsfähigkeit mit allen möglichen Kompensationshandlungen aufzuhalten versuchen.

Er, der die Fragwürdigkeit seiner pragmatischen bergsteigerischen Seins-Möglichkeit erkennt und sie als unvermeidbares Schicksal in Kauf nimmt, geht nunmehr in weiser Einsicht den geistigen Weg, auf dem er sich ein neues Sein erstellt.

Analyse der drei-Phasen-Entwicklung.

Diese drei bergsteigerischen Entwicklungsstufen haben wir bereits im vorhergehenden Kapitel erwähnt und möchten sie nun etwas ausführlicher beleuchten:

Was die erste Phase betrifft, so ist diese gekennzeichnet durch die Angst vor dem Berg – oder besser – vor der selbstgestellten Aufgabe, bei der sich die Angst auf den Berg überträgt und sich in der Folge in Aggressionen gegen diesen entlädt.

Die zweite Phase, die wir als Reife-Phase bezeichneten, zeigt uns den Bergsteiger bereits auf der Höhe seines handwerklichen Könnens. Seine psychische Situation unterscheidet sich hier grundlegend von jener, die ihn in der ersten Phase noch völlig beherrscht: Denn

seine nunmehr vorhandene Erfahrung und Routine machen eine Angst vor dem Berg überflüssig. Seine früher bestehenden Aggressionen wandeln sich jetzt um in eine Art von Kampfesfreude, die dann schließlich als reine Euphorie ihren Ausdruck findet -, während in der dritten Phase der ganze Komplex dem Abbau verfällt. Hierzu muß gesagt werden, daß der Abbau weiterer Leistungsbereitschaft dadurch bewirkt wird, daß ieder Komplex seiner energetischen Nährung bedarf. Die Euphorie aber hat kein energetisches Aquivalent, wie es die Aggression in der Angst hatte. Folglich kommt es in der Reife-Phase irgendwann einmal zu einem euphorischen Leerlauf und schließlich zum Stillstand. Und darin erblicken wir den theoretischen Beginn der dritten Phase - der Phase des bergsteigerischen Leistungsabbaues.

Auf diesen Komplexabbau bezieht sich O. E. Meyer indirekt, wenn er in seinem "Gespräch auf dem Gipfel" sagt, daß das Erlebnis im Bergsteigen nicht, wie man meinen könnte, auch dann bleibt, wenn man der schwindenden Kraft gemäß auf leichtere Gipfel geht, sondern daß es im Gegenteil mit der Kraft zugleich dahinschwindet, da alles Erleben nur aus dem Überschwang kommen kann. Überschwang aber ist identisch mit Euphorie in unserem Sinne.

Über Sinn und Wert des Bergsteigens.

An diesem Punkt unserer bisherigen Betrachtungen muß sich nunmehr die Frage nach dem Sinn des Bergsteigens erheben. Daß diese Frage eine solche nach den Werten sein muß, liegt in der Natur des Menschen als eines animal rationale. Denn einen Sinn kann man konstruieren — wie die ungeheuerliche Dreistigkeit der Demagogie eines jeglichen politischen Systems bewiesen hat.

Wenn es also um den Wert im Bergsteigen geht, so ist beim Aggressionsbergsteiger zu sagen, daß das Schen einer Aufgabe im Bergsteigen die redliche Erfüllung nach sich zieht. Aufgaben und Aufgabenerfüllung, Redlichkeit in der Ausführung ist aber eigentlich ohnedies schon alles, was man von einem jungen Menschen als Einübung für spätere Lebensaufgaben nach den traditionellen Gepflogenheiten schulmäßiger Heranbildung verlangt. Und eine manchmal übergroße,

Angst einflößende Aufgabe erfordert, daß man sich dieser stellt und sich im weiteren darin auch bewährt. Das alles aber sind Werte und das Überwinden der Angst eine männliche Tugend. Für das jugendliche Bergsteigen kann man also tatsächlich aus seinen allgemeinen Werten heraus einen Sinn sehen.

Für den Bergsteiger der Reife Werte zu finden, ist am Anfang dieser zweiten Phase nicht sonderlich schwer: Der euphorische Bergsteiger, der mit kampfesfreudig geschwellter Brust den Bergen ihr letztes Geheimnis entreißt, ist leuchtenden Auges ein glücklicher Mensch. Nachdem aber alles menschliche Streben letztlich auf den höchsten Wert, das Glück, gerichtet ist, erübrigt sich hier die Wertfrage von selbst. Viele Bergsteiger denken so - und wenn die Frage nach dem Sinn des Bergsteigens gestellt wird, geben sie auf die Frage, warum sie wohl dieses gefährliche Tun vollziehen, die bekannte Antwort, die ihnen höchste Weisheit zu sein scheint: "Weil es mich freut . . .!"

Dieser Antwort, die wir bereits einmal, und zwar im zweiten Abschnitt zitierten, standen wir damals bereits kritisch gegenüber; denn dieser Satz ist nur für den Bergwanderer unwiderlegbar, weil ihm die Freude in seinem Wandern treu bleibt. Aber ist der Bergwanderer schon einmal nach dem Sinn seines Tuns gefragt worden? Dagegen ist die Antwort "Weil es mich freut" meines Erachtens nur vom Standpunkt des euphorischen Bergsteigers eine wirkliche Antwort, weil seine Freude eine bacchantische, eine tragende Bewußtheit im Zusammenhang mit seinem Tun ist.

Was dann aber, wenn der euphorische Leerlauf beginnt, was dann, wenn der Stillstand eingetreten ist? Kennt die Antwort Meyers noch diese Freude, wenn sie lautet: wozu die Wand versuchen – ich sah doch schon Wände genug! Im Leerlauf der Euphorie zum Stillstand hin lassen sich daher Werte im Bergsteigen nicht mehr finden, wenn man sich nicht zu gewagten Konstruktionen hinreißen läßt.

Wenn demnach in diesem Stadium des reifen Bergsteigers kein Wert mehr im Bergsteigen zu finden ist, muß die Wertfrage anders gestellt werden, und zwar nach dem Wert des Bergsteigens selbst. Wie aber kann man diesen feststellen? Die Tatsache nun, daß das

Bergsteigen in ein Leben eingebaut werden kann, daß es eine Weltanschauung hervorzubringen vermag, bestimmt vorerst seine Position im Dasein als eine Lebensform.

Soziologische Aspekte im Bergsteigen.

Den Zugang zu einer klaren Sachlage in bezug auf den Wert, den das Bergsteigen als Lebensform besitzt, gewinnen wir in Anlehnung an Ortega y Gasset durch die Feststellung, daß es eine Hierarchie der Lebensformen gibt.

"Leben heißt soviel wie Gegenwart. Denn Leben ist das, was wir hier und jetzt tun müssen. Was wir tun müssen, wird sich in den verschiedenen Epochen der Geschichte immer wieder ändern..."

Was sich aber nicht ändert, ist das Tun-müssen desjenigen, was in den jeweiligen Epochen Forderung des Tages ist. Und daß die Forderungen - besser gesagt - Anforderungen an den Menschen, immer komplizierter und schwerer zu bewältigen werden, zeigt die Zeit in unserer heutigen Welt, die gegenwärtig in einem Rastrierungsmechanismus begriffen ist. Es ist doch zur Stunde, wie man so sagt, schon dem kleinen Mann auf der Straße offenbar. daß die Welt durch das drahtlose Netz, das sie unsichtbar umhüllt, kleiner geworden ist und wir vom ursprünglichen Leben kaum noch einen Begriff haben. Reicht doch der Blick des Menschen kaum noch über den Handgriff hinaus, den er tut, und die Zerstückelung des Arbeitsganzen läßt in ihm den Gedanken aufkommen, daß seine tägliche Arbeit, die er leistet, um leben zu können, nicht eigentlich sein wahres Leben sein kann. Mit anderen Worten ist:

"Für fast alle Menschen der größte Teil des Lebens mit erzwungenen Beschäftigungen ausgefüllt, mit Tätigkeiten, die sie nach ihrem eigenen Geschmack nicht ausüben würden... Was uns aber bei der Arbeit am meisten quält, ist, daß sie dadurch, daß sie die Zeit unseres Lebens ausfüllt, uns diese zu nehmen scheint, oder anders ausgedrückt, daß das Leben, das wir auf die Arbeit verwenden, uns nicht wahrhaft unser Leben zu sein scheint, so wie es sein sollte, sondern im Gegenteil die Vernichtung unseres wirklichen Daseins... Gegenüber dem Leben, das sich selbst ver-

nichtet und verfehlt - dem Leben der Arbeit -, entwirft der Mensch das Programm seines Lebens, das sich selbst gewinnt ... " Diesen Worten Ortega y Gassets wollen wir hinzufügen, daß es Arbeit ja immer gegeben hat. Allerdings erscheint auch uns die moderne Arbeitsteilung irgendwie bedenklich, weil mit nur geleisteten Handgriffen es leicht zu einer Verkümmerung der vitalen Kräfte des Menschen kommen kann, was dann in letzter Konsequenz zur Interesselosigkeit an der Arbeit führt. Der Apreiz zur Arbeit wird dann nur noch durch den Inhalt des Lohnsäckchens bestimmt - und - wie Ortega y Gasset oben sagte, durch den Programmentwurf eines Lebens, das sich selbst gewinnt, Ein solches Programm aber läßt sich nur in den Bereichen der Ursprünglichkeit, also in einer Art Ur-Form des Lebens verwirklichen

Ödlandgedanken.

Dies scheint uns mit ein Grund zu sein, daß von den Bergsteigern die Forderung nach dem "Odland" erhoben wird, wo sie sich - wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit, einer Lebensform ähnlich der der Primitiven der Steinzeit hingeben können. Diese immer wieder gestellte Forderung nach dem "Odland" erscheint uns sehr berechtigt - und die Angst, das Odland ganz zu verlieren, durchaus begründet. Denn die immer mehr um sich greifende Odlandeinengung durch den Bau neuer Seilbahnen und anderer technischer Einrichtungen zugunsten des Fremdenverkehrs ist eine steil aufsteigende Progression. Demnach ist die Forderung nach Naturschutzgebieten im alpinen Raum die Quintessenz der gesamten Udlandfrage, die allerdings nur auf höchster Ebene gelöst werden kann - d. h., wir sind der Meinung, daß den Naturschutzgedanken bei der Regierung zu erwecken allein sich lohnt. Allerdings nicht in dem Sinne, den Bergsteigern ihr Odland zu erhalten. sondern Odland in seiner Ursprünglichkeit von Flora und Fauna zu bewahren.

Zu diesem Thema möchten wir noch sagen, daß dem Ödlandgedanken keine asketischen Findigkeiten aus Daseinsekel – wie man das mitunter zu hören bekommt – zugrunde liegen; vielmehr erscheinen uns solche Anliegen Ausdruck zu sein einer inneren Auflehnung gegen Formalisierung und Systemisierung sowie Auflehnung gegen die Selbstwertberaubung des Ich durch die Machtstellung des Kollektivs

Zur existenziellen Situation des Bergsteigers.

Um sich nun dieser "Selbstwertberaubung" nach Möglichkeit zu entziehen, bewältigt der Bergsteiger effektiv zwei Formen zu leben: das Leben des 20. Jahrhunderts mit seinem spezifischen Aufgabenkreis und ein vollständig in sich geschlossenes und sich selbst tragendes archaisches Leben. Er hält beides streng auseinander; — er erfüllt in dem einen seine Pflichten und ist im Kleide des Bergsteigers ein anderer Mensch.

Die Voraussetzungen für dieses Doppelleben erscheinen dem, der Bergsteiger ist, sehr einfach. Aber sie sind es nicht. Denn diese Voraussetzungen erwirbt sich der Bergsteiger bereits in der ersten Phase seiner bergsteigerischen Entwicklung, wo von einem Doppelleben noch lange keine Rede ist. Denn dieses beginnt theoretisch erst dort, wo die Euphorie im Bergsteigen aufhört und sich umwandelt in die Phase des bergsteigerischen Abbaues. Und nur dann wird das Bergsteigen fortgesetzt, wenn für den Betreffenden das andere Leben, das zu diesem Zeitpunkt bereits Erfahrung geworden ist, nicht entsprechend erscheint. In einer solchen beruflichen Lebenssituation kann oder wird es nun der Fall sein, daß der Betreffende das Schwergewicht seiner Existenz ganz zum Bergsteigen hin verschiebt. Denn das andauernde Unbefriedigtsein in der harten Realität des zu besorgenden Lebens, demgegenüber er sein Nur-Leben-Wollen vorzieht, läßt ihn nicht nur den Zusammenhang mit der Gesellschaft immer mehr verlieren, sondern wird ihn immer mehr in der Auffassung bestärken, daß nur sein Leben in den Bergen allein sein wahres Leben sei.

O. E. Meyer zeichnet diesen Typus sehr prägnant, wenn er sagt:

"Es sind die Ewig-Fremden in den großen Städten, die Stümper vor der Forderung des Tages..."

Aus diesen dichterisch geformten Worten Meyers kann man sehr real herauslesen: Daß ein solches Bergsteigen für den Betreffenden bloß eine Schein-Lebensleistung darstellt — eine Daseinsattrappe ist — oder noch klarer ausgedrückt, ein grundlegend verfehlter Existenzentwurf. Denn es genügt eben nicht, mein Bergsteigen als mein Dasein schlechthin anzusehen, um mich der Welt gegenüber, und in der Welt so zu verhalten, als wäre ich nichts sonst als nur ein Bergsteiger.

Dort aber, wo der Beruf des Menschen diesen zur Gänze ausfüllt, oder anders gesagt, für ihn zur Berufung geworden ist, erlischt für diesen Menschen mit der Dynamik der Euphorie als tragender Kraft auch das Bergsteigen als solches, und er wendet sich, nun nicht mehr dynamisch durch dieses gestört, von diesem ab und ganz seinem Aufgabenbereich zu.

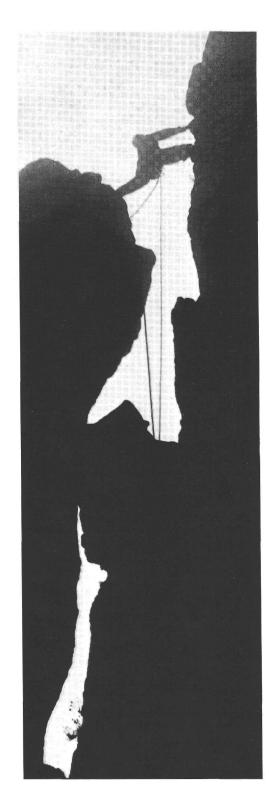
*

Mit diesen zuletzt ausgeführten Darlegungen erscheint mir die Wertfrage im Bergsteigen sowie die Frage nach dem Wert des Bergsteigens selbst nunmehr in Richtung auf Daseinswerte — in groben Umrissen — beantworter.

In diesem Zusammenhang habe ich auch auf die Odland-Frage kurz hingewiesen, weil ich der Meinung bin, daß nur ursprüngliches Leben in ursprünglicher Landschaft dem rastlosen Menschen in der gegenwärtig rastlosen Zeit jene Erholung zu bringen vermag, deren er so dringend bedarf. Denn in solch einer Landschaft kann sich der Bergsteiger einer archaischen Lebensform hingeben und sich darin so verhalten, als wäre er auf gleicher Stufe mit der Natur selbst. Daß er dies vermag, verdankt er nämlich seiner Abstammung, weil in den tiefen Schichten des Bewußtseins die Erfahrung der Frühzeit enthalten ist.

Und sind es anfänglich nur Pfade der Ahnung, die der Bergsteiger dabei wandelt, so lernt er schnell, seine alten Instinkte neu zu gebrauchen. Denn der Mensch, der durch tausende Jahre hindurch Geschichte gemacht hat, braucht für ein ursprüngliches Leben nichts Neues zu lernen und klüglich gestalten, sondern nur sich besinnen auf seine Natur — und die ewige Ordnung der Dinge.

Anschrift des Verfassers: Karl Greitbauer, A-1160 Wien, Hasnerstraße 100/32.



Bergsteigen 72

Leistungsfetischismus oder "Sport der Aktiven"

PETER BAUMGARTNER

"Ich weiß einen guten Anfang für deine Geschichte", sagte Karl Lukan, als ich ihm von meiner Absicht erzählte, diese Arbeit zu schreiben: "Seit jeher haben die Bergsteiger behauptet, Bergsteigen sei nicht Sport, mehr als Sport, jedenfalls nicht Sport im eigentlichen Sinne. Jetzt, da man in Österreich nur mehr über die Bundessportorganisation an staatliche Subventionen herankommt, bemühen sie sich verzweifelt, als Sportler zu gelten — aber jetzt glaubt ihnen das keiner mehr."

Dieser Anfang ist deshalb gut, weil er illustriert, daß die Philosophie ihre nahrhaften Beweggründe haben kann. Es gibt aber noch einen zweiten Grund, der es geraten erscheinen läßt, den alpinen Uraltstreit über das Thema "Bergsteigen und Sport" auf eine Ebene zu verlagern, auf der Diskussionsergebnisse zu erwarten sind. Dieser zweite Grund liegt in der Art des modernen Sportbetriebes.

Wir können nicht übersehen, daß der Sport – verstehen wir zunächst das darunter, was die Sportressorts der Massenmedien bearbeiten – keines jener Probleme lösen konnte, die zu lösen ihm seine idealistischen Initiatoren aufgetragen haben.

 Sport ist nicht von vornherein ein Mittel zur Persönlichkeitsbildung; er kann dazu werden, aber das hängt davon ab, wie ihn wer betreibt.

 Sport ist nicht von vornherein ein Mittel zur Gesunderhaltung; er kann dazu werden, aber das hängt davon ab, wie ihn wer betreibt.

Sport ist schließlich nicht von vornherein ein Mittel zur Aggressionsableitung; er kann auch dazu werden, ist aber sehr oft eher ein Mittel zur Aggressionsaufladung.
 Die Situation, in die der Sport seine Akteure fast zwangsläufig führt, wird nicht erst seit heute als unbefriedigend empfunden. Es fehlte seit Beginn der Turnerbewegung im Links: Foto: R. Karl

deutschen Schrifttum nicht an Stimmen, die der "Dekadenz" des Sportes eine "gesunde" Entwicklung gegenüberstellten und letztere forderten.

Solange derartige Forderungen an das Gute im Sportler appellieren, an seine Einsicht oder an ähnliche unfaßbare Dinge, solange können sie nicht mehr sein als Thema einer gepflegten Unterhaltung. Die Sportpraktiker versuchen heute aus der Zwangsjacke des sportlichen Leistungsfetischismus zu entschlüpfen, indem sie den Sportbetrieb einteilen in

- einen persönlichkeitsbildenden Sport (Schul- und Volkssport);
- einen gesundheitserhaltenden Sport (Fitnessbewegung);
- einen vorwiegend bis ausschließlich leistungsorientierten Sport, der in der Regel zum Show- und Konsumentensport wird. Der zweite denkbare Weg aus der unbefriedigenden Situation des Sportbetriebes wird derzeit nicht beschritten: Man könnte das Modell einer sportlichen Betätigung entwerfen, das die Idealziele der Persönlichkeitsbildung, Gesunderhaltung und Aggressionsableitung möglichst vielen Menschen zugängig macht, ohne sie oder ihre Mitmenschen in wesentlichen Freiheiten einzuschränken.

Im letzten Abschnitt dieser Arbeit wird behauptet werden, daß ein solches Modell zumindest im Ansatz existiert: Das Bergsteigen!

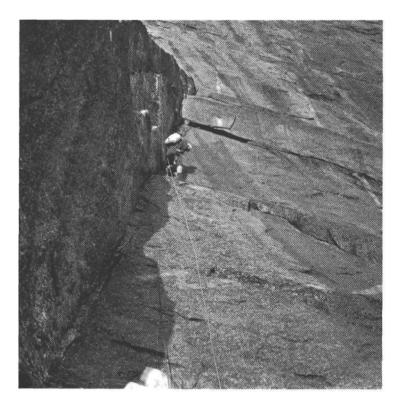
Definitionen

Die Diskussion über die Frage, ob Bergsteigen Sport sei, ist in der alpinen Literatur eine schöngeistige Angelegenheit. Es liegt den Bergsteigern offenbar, diese Diskussion mit der Dachgleiche zu beginnen; der Unterbau, auf dem ein Dach ruht, ist Sache der Maurer und widerstrebt den feinen Geistern, Hat aber ein Diskussionswilliger erkannt, daß es ein Dach ohne Mauern nicht gibt, so nimmt er wenigstens das Vorrecht für sich in Anspruch, diese Mauern nach seinen und nicht etwa nach baupolizeilichen Gesichtspunkten zu errichten. Das tut als einer der Ersten im Jahre 1910 Steinitzer (1), der für seinen Nachweis, daß Sport kulturschädlich sei, folgende Sportdefinition entwirft: "Jede Tätigkeit ist Sport. soweit sie ausschließlich zu dem Zweck ausgeführt wird, Kräfte mit anderen unter bestimmten Ausführungsbedingungen zu messen." Es fällt Steinitzer auf Grund dieser Definition nicht schwer, zu beweisen, daß der Sport zwischenmenschliche Beziehungen brutalisiert und nur zur persönlichen Glorifizierung betrieben wird.

Ebenso errichtet als einer der Letzten Messner (2) ein ihm passendes Definitionsgebäude. Auf einer Alpinismustagung in Urach (1970) implizierte er: "Das sportliche Bergsteigen wird nicht durch das romantische Erlebnis, sondern durch das Erfolgserlebnis geprägt." Daraus leitet Messner das Erfolgsbedürfnis der Bergsteiger und damit schließlich die Notwendigkeit der Einschränkung bei der Verwendung künstlicher Hilfsmittel ab. Es erleichtert die Ableitung des eigenen Standpunktes bedeutend, wenn man sich die Ausgangsbasis selbst zimmern darf. Kritische Leute werden diese Methode aber mit Recht als eher ungewöhnlich bezeichnen.

Hasse (3) hat diese Überlegung offenbar schon vor zehn Jahren angestellt und versucht, dem Begriff "Sport" einen anerkannten Begriffsinhalt zu geben. Er definiert nach Knaurs Lexikon Sport als "körperliche Übungen jeder Art, die aus Freude und Lust am Spiel, an der Kraft und Gewandtheit des eigenen Körpers betrieben werden und auch Konzentration, Geistesgegenwart, Betätigung des Willens erfordern . . . Seiner Bedeutung für die körperliche Ertüchtigung entspricht sein ethischer Wert als Erziehung zur Kameradschaftlichkeit und zu einer unverbildeten offenen menschlichen Haltung".

Mit dem Versuch, die Diskussion des Themas an einer Sportdefinition zu orientieren, die einmal nicht auf alpinem Mist gewachsen ist, hat Hasse - neben anderen, z. B. Nieberl (4) - eine historische Tat gesetzt, deren Ausführung leider von Pech begleitet war. Die Ansicht von Knaurs Lexikon, daß Sport zur Kameradschaftlichkeit und zu einer unverbildeten offenen menschlichen Haltung erzieht, wird von den meisten Sportwissenschaftlern seit längerem nicht mehr geteilt; das kann sein, muß aber nicht sein (5). Ferner macht das Ausklammern des Wettkampfmotives die Definition blutleer. Man kann Sport nach Strohmeyer (6) auch als Synonym für Zerstreuung, Freizeitgestaltung, Steckenpferd oder als Synonym für den Oberbegriff "Leibesübungen" verwenden. Es bleibt aber fraglich, was eine Definition des Begriffes



Badile-Nordost-Wand (Cassinführe); in der ersten Verschneidung.

Foto: R. Obster

"Sport" nützen soll, in der die meisten Leute ihr Bild vom Sport nicht wiederfinden. Und für die meisten Leute ist Sport doch wohl eine vorwiegend auf Leistung und Leistungsvergleich abzielende Art, sich körperlich zu betätigen.

Wenn man will, daß die Diskussion unseres Themas auch von jenen übernommen werden kann, die in erster Linie dazu berufen sind, von den Sportwissenschaftlern also, dann muß man sich an eine Definition halten, die in der Sportwissenschaft anerkannt ist. Für den deutschen Sprachraum steht diese Definition bei Tscherne (7): "Sport ist jene Form der Leibesübung, die vorwiegend durch das Streben nach Leistung, nach individuellem oder mannschaftlichem Leistungsvergleich und durch zu diesem Zweck vereinbarte bzw. normierte Ausführung und Bewertung gekennzeichnet ist. Sport kann in spiel- oder wettkampfmäßiger Einstellung betrieben werden."

Fast noch unfruchtbarer als in der Frage der Sportdefinition ist die alpine Literatur, wenn man sie nach einer Definition des Begriffes "Bergsteigen" durchforscht. Es gibt zwar unzählige Definitionen dieses Begriffes, aber keine einzige von ihnen wurde von einem zuständigen Gremium für verbindlich erklärt. Darüber hinaus wird schon die Forderung nach einer verbindlichen Definition für unsinnig erklärt, entweder, weil man "die Fülle dessen, was Bergsteigen ist, nicht in Definitionen pressen" kann, oder aber, weil ohnehin "alle, die es angeht, wissen, was man unter Bergsteigen zu verstehen hat."

Nun geht es bei einer Definition – im Sinne der modernen, am Empirismus orientierten Wissenschaftstheorie – nicht darum, die Fülle von irgendwas in ein Korsett zu pressen. Eine Wissenschaft behandelt immer nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit, und schon die Wahl dieses Ausschnittes erfolgt weitgehend durch Übereinkunft. Daher ist auch eine Definition im Grunde etwas Konventionelles. Im Extremfall hat sie mit der Wirklichkeit gar nichts zu tun, sondern ist reine Sprachregelung; bei manchen Sozialrevolutionären und vielen Kunstkritikern findet man dafür Beispiele

Wäre hingegen die zweite Auffassung richtig, daß ohnehin alle Bergsteiger wissen, was man unter "Bergsteigen" zu verstehen hat, so wäre uns ein großer Teil der alpinen Literatur erspart geblieben. Hösch (8) fühlt sich sogar in einem Führerwerk bemüßigt, zu definieren, was Bergsteigen ist.

Es wäre nun sehr verlockend, an dieser Stelle ex cathedra eine Definition des Bergsteigens zu setzen. Diese Definition wäre für eine wirklichkeitsbezogene Diskussion unseres Gegenstandes aber nur dann brauchbar, wenn sie jene Bedeutungsinhalte einschlösse, die eine große Mehrzahl der Bergsteiger mit dem Begriff "Bergsteigen" verbindet. Wir haben zwar jederzeit die Möglichkeit, das Bergsteigen zu definieren; wir haben aber an dieser Stelle keine Möglichkeit, unsere Definition auf diesen Gesichtspunkt hin zu prüfen.

Immerhin ist mit der Tatsache, daß wir das Bergsteigen nicht definieren und so ausführlich begründen, warum wir es nicht definieren, schon einiges gewonnen: Wir haben uns klar gemacht, daß wir unser Thema in der bisher geübten Weise nicht diskutieren können, weil uns die Plattform fehlt.

Wir könnten über unser Thema nur eine Art theologische Diskussion eröffnen, indem wir irgend eine Definition des Begriffes "Bergsteigen" als Offenbarung ansehen und dann untersuchen, wieweit dieser Begriff mit dem Spottbegriff Tschernes übereinstimmt. Dabei würden wir allerdings Apfel und Pflaumen vergleichen, weil Tschernes Sportdefinition das Ergebnis einer erfahrungswissenschaftlich orientierten Untersuchung ist. Wir müßten daher eine Methode finden, die uns gestattet, eine ähnliche Definition des Begriffes "Bergsteigen" herzustellen, eine Methode, die es gestattet, ein möglichst breites Spektrum der Ansichten über den Begriff "Bergsteigen" zu erfassen und in einer Definition zu vereinigen,

Wer immer glaubt, es ginge einfacher auch, unterliegt dem Trugschluß, mit dem sich die alpine Literatur zu unserem Thema seit jeher im Kreise bewegt.

Regeln

Wenn es uns aus den angeführten Gründen auch nicht möglich ist, "Bergsteigen" und "Sport" zu vergleichen – es wäre eine sicherlich interessante Aufgabe für einen bergsteigenden Sportwissenschaftler, die Plattform für einen solchen Vergleich zu schaffen — so können wir doch verschiedene Erscheinungsformen des Bergsteigens an Hand der Sportdefinition von Tscherne untersuchen.

Dabei fällt auf, daß es dem Bergsteigen bisher an einer "vereinbarten bzw. normierten Ausführung und Bewertung" mangelt. Einen ausdrücklichen Versuch, diesen Mangel beheben zu wollen, finden wir bei Hasse (9): "Das Bewußtsein sportlicher Verantwortung (Anm.: Das Kernproblem bei den "Maßstäben im sportlichen Bergsteigen") bedeutet,

- a) daß Erstbegehungen durch unzureichende Leistungsfähigkeit der Erschließer nicht krampfhaft mit einem Übermaß an Hilfsmitteln erschlossert werden dürfen;
- b) daß begangene Führen auf Grund zu geringen Könnens nicht oder nicht mit unnötig viel Hilfsmitteln wiederholt werden dürfen;
- c) daß Erstbegeher (und Wiederholungsbegeher) bei ihren Touren für ein vernünftiges Maß an Sicherheit und Sicherung sorgen."

Das heißt, sportliches Bergsteigen ist reglementiert durch die Leistungsfähigkeit einer definierten Bezugsgruppe von Bergsteigern (leistungsfähige, in verantwortlicher Weise um ihre Sicherheit besorgte Erst- und Wiederholungsbegeher).

Bei Hasse wird nicht ganz klar, daß diese Norm eine Sportregel ist und nicht etwa die Ableitung aus einer Definition. Als Sportregel kann man diese Norm annehmen oder ablehnen. Im Falle der Annahme wäre das Bergsteigen wohl die einzige Sportart überhaupt, die allein durch die Leistung eines bestimmten Teiles der Aktiven normiert ist. Hasse fordert von dieser Bezugsgruppe nicht eine bestimmte Ausführung des Bergsteigens. Würde die Bezugsgruppe zum Beispiel auf Übereinkommen mit Saugnäpfen klettern, so wäre auch das sportliches Bergsteigen und für die anderen Bergsteiger verbindlich. Es ist nun keineswegs auszuschließen, daß man einen Sport auf diese Weise normieren kann. Nur müßte die Zugehörigkeit zur Bezugsgruppe auf andere Weise festgelegt werden, als das heute der Fall ist. Heute entscheiden über die Zugehörigkeit zur Bezugsgruppe der "Leistungsfähigen" in erster Linie die Redakteure der alpinen Fachzeitschriften ["Der Bergsteiger mit den meisten Erstbegehungen" (10), auch wenn das gar nicht stimmt (11) etc.].

Sportlich einwandfrei könnte die Festlegung der Bezugsgruppe nur durch ein "Kampfrichterkollegium" o. ä. erfolgen, das dann seinerseits wieder vor dem Problem der Bewertung stände.

Das Problem der Bewertung einer bergsteigerischen Leistung ist in der alpinen Literatur immer wieder diskutiert worden. Und es ist nicht uninteressant, daß offenbar alle Autoren bis auf Hasse glaubten, das Bewertungsproblem lösen zu können, ohne Regeln aufstellen zu müssen. Das konnte natürlich nicht gelingen, und so waren auch alle diese Versuche, die alpinistische Leistung zu bewerten, im Grunde Reglementierungsversuche.

Lammer hat als einer der ersten im deutschen Sprachraum das Bergsteigen als Sport bezeichnet, zugleich aber die Diskussion in Bahnen gelenkt, in denen sie zum großen Teil heute noch abläuft: (12) "Das wahre enfant terrible des interessanten scheidenden Jahrhunderts ist nun der Bergsport, zugleich echter Sport und doch wieder mehr als Sport." "Dieses ist alpin, jenes (Anm.: Wettklettern durch die Nordwand der Planspitze etc.) ist unalpin und verwerflich." "Nicht daß man in den Alpen nicht wettrennen soll, sondern daß man es dort nicht kann, ist die Hauptsache..."

In diesen Aussprüchen Lammers findet man die Diskussion der folgenden Jahre und Jahrzehnte vorgezeichnet. So verfolgte auch die Auseinandersetzung zwischen der Wiener Schule (Pichl) und der Münchner Schule (Dülfer, Fiechtl) knapp nach der Jahrhundertwende nicht das Ziel, ein konventionelles Reglement des Bergsteigens zu schaffen. Die Wiener glaubten vielmehr, eine Art Gewohnheitsrecht gegen die Verwendung von Mauerhaken nachweisen zu können. Pichl (13) schrieb: "Die Modeerscheinung, unerstiegene Wände nur mit Hilfe von mechanischen Mitteln zu bezwingen, ist erst aus Innsbruck und München nach Wien gedrungen (...). Erst nach dem Krieg sind im Gesäuse einige gefährliche Stellen auf alten Wegen und ein neuer Anstieg mit Haken verunstaltet worden. Diese Zeugen eines sportlichen Fortschrittes, aber auch eines bergsteigerischen Verfalles sollten wieder entfernt werden." Der Mauerhakenstreit zog sich durch die folgenden Jahrzehnte, um schließlich, anläßlich der Erstdurchsteigung der Direkten Nordwand an der Großen Zinne (1958) in den Bohrhakenstreit zu münden.

Derzeit finder nun in der Diskussion um eine UIAA-Schwierigkeitsskala (14) ein Normierungsversuch des Bergsteigens statt, dessen Erfolg man noch nicht beurteilen kann. Diskussionen über die Schwierigkeitsskala sind ia nicht zufällig oft mit Diskussionen über die Versportlichung des Bergsteigens gekoppelt. Hätte eine Skala nur den - behaupteten -Sinn, dem Benützer eines Führerwerkes den Vergleich zwischen den Schwierigkeiten verschiedener Touren zu ermöglichen, so wäre das Problem ohne lange Diskussionen in der Art lösbar, wie das die Brüder Rabeder (15) durchgeführt haben: Für jeden Schwierigkeitsgrad wird eine typische, möglichst bekannte Bezugstour gewählt; die Festlegung weiterer Schwierigkeitskriterien ist dann so gut wie überflüssig.

Schwierigkeitsbewertungen, auch nach der Alpenskala oder der Wiener Skala, haben eben seit jeher nicht nur informative, sondern auch sportlich wertende Bedeutung. Die UIAA-Skala hat eindeutig erkennbar den Nebenzweck, die Schwierigkeit einer Tour so genau zu definieren, daß aufgrund der Tourenberichte eine Rangliste der Kletterer erstellt werden kann, die mehr befriedigt als die derzeit üblichen Ranglisten. Deutlich dokumentiert wird dieser Hintergrund der UIAA-Skala in der sogenannten "WAF-Bewertung": VI. Grad, aber nur dann, wenn absolut frei geklettert wird.

Wir wissen, daß es Lammer nicht gelungen ist, sein Gefahrenbergsteigen, diesen "Sport der Individualisten" unter die Leute zu bringen. Es ist Pichl nicht gelungen, die leistungsfähigen Kletterer seiner "Austria-Jungmannschaft" zum Verzicht auf den Mauerhaken zu bewegen. Es ist den massiven Interpellationen von Rampold (16) und anderen nicht gelungen, Hasse und Nachfolger zum Verzicht auf den Bohrhaken zu bewegen. Und es ist Hasse (17) mit der Formulierung: "Ebensowenig kann dem oft unverantwortlichen Alleingang ... das Wort geredet werden" nicht gelungen, Messner zum Verzicht auf seine Alleingänge zu bewegen. Alle diese Normierungsversuche haben sich nicht durchgesetzt.

Es gibt bis heute nur zwei Formen des Bergsteigens, die der Sportdefinition Tschernes genügen: das Sportklettern der Russen (Bewertung von Zeit und Stil auf einer vorgegebenen Kletterstrecke) und das sportliche Klettern in Mittelgebirgswänden nach Art des Elbsandsteinkletterns (Bewertung nach einem Hilfsmittel-Limit ähnlich dem Zeitlimit bei Fitnessmärschen oder dem Punktelimit bei der klassischen Form des Geräteturnens).

Wir können demnach festhalten:

- Die Reglementierung der alpinen ("üblichen") Art des Bergsteigens ist bisher stets mißlungen.
- Die Reglementierung des Kletterns an relativ niedrigen, leicht zugängigen Felswänden ist in zwei Formen gelungen.

Risiko

Für die Tatsache, daß die sportliche Reglementierung des "üblichen" Bergsteigens nicht gelungen ist - die Bewertung der alpinistischen Leistungen in der Sowjetunion liegt im Gegensatz zur Bewertung des sowjetischen Sportkletterns eher auf der Ebene eines Feuerwehrwettkampfes - sind mehrere Gründe denkbar. Daß die Tradition des Bergsteigens einer solchen Reglementierung entgegensteht, wurde mehrfach untersucht. Nicht untersucht wurde, ob die Normierung des Bergsteigens im Sinne der Sportdefinition Tschernes möglich ist, ohne gegen das Prinzip des "verantwortbaren Risikos" [Groll (18)] zu verstoßen. Daß Hasse von seinen sportgerechten Erstbegehern ein vernünftiges Maß an Sicherheit und Sicherung fordert, sagt noch nichts darüber aus, ob es möglich ist, von einem Bergsteiger die sportliche Bewältigung z. B. der Comici-Route in der Civetta-Nordwestwand zu erzwingen. Der Zwang zur sportlichen Bewältigung einer Kletterstelle in den Ausstiegsrissen dieser Route wird wohl dann zu Recht in Frage gestellt werden können, wenn man abwägt, daß das sportliche Scheitern an dieser Kletterstelle einen Rückzug über die Tausend-Meter-Wand mit allen Risiken eines solchen Rückzuges zur Folge hätte, wogegen die unsportliche Überwindung der Kletterstelle diesen Rückzug vermeidet. (Die Diskussion darüber ist natürlich akademisch; in der Praxis entscheidet sich wohl jeder Kletterer, vermutlich sogar Hasse, in einem solchen Fall gegen den Rückzug und für die "Unsportlichkeit".)

(D. Hasse hat einen Versuch an der Punta Tissi-Nordwand wegen schlechter Form abgebrochen, um die Tour später sportlich einwandtrei zu gehen: Red.)

An einer Kletterschulwand, im Elbsandstein etwa, oder beim Sportklettern der Sowjets, bei dem die Konkurrenten an einem Stahlseil gesichert sind, stellt sich das Risikoproblem entweder gar nicht, oder doch nicht in existenziellem Umfang. Das könnte ein Grund dafür sein, daß die sportliche Normierung des Kletterns an solchen Wänden gelungen ist, im Gebirge jedoch nicht.

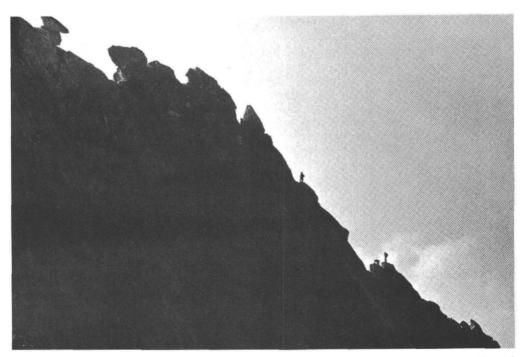
Zweck

Wenn der sportlichen Normierung des Bergsteigens derartige Schwierigkeiten im Wege stehen, so ist es durchaus legitim, einmal die Frage zu stellen: Wäre es nicht besser, wir würden derartige Normierungsversuche überhaupt unterlassen? Und: Welche Nachteile haben wir von der derzeitigen Situation; welcher Nutzen ist von einer Normierung, so sie gelingt, zu erwarten?

Wir finden in der Literatur, daß diese Fragen sehr apodiktisch behandelt werden, und daß kaum versucht wird, eine Beziehung zwischen den alpinen Gegebenheiten und der Notwendigkeit einer sportlichen Normierung nachzuweisen. (An dieser Stelle müssen wir nochmals präzisieren: Gegebenheiten im Bergsteigen sind nicht die Ideengebäude einiger von der tatsächlichen oder eingebildeten Entwicklung frustrierter Bergsteiger. Gegeben ist im Bergsteigen, was die Mehrzahl der Bergsteiger tut oder beabsichtigt.)

Soweit man Sachgründe für die Notwendigkeit sportlicher Normen auch im Bergsteigen vorsindet, z. B. bei Hasse (19), Lehne (20), Messner (21), betressen sie solgende Überlegung: Durch das sportliche Reglement sollen Leistungsvergleiche ermöglicht und Anreize zur Leistungssteigerung gesetzt werden; darin soll heute die wesentliche (auch: einzige) Sicherung für die Weiterentwicklung des Bergsteigens liegen.

Diese Überlegung orientiert sich an den anderen Sportarten und deren Entwicklungsmechanismen. Damit können wir unsere



Die letzten Meter an der Nordkante des Piz Badile.

Foto: R. Karl

Frage nach dem Zweck oder Nutzen der sportlichen Normierung in einer anderen Form wiederholen, in einer Form, auf die es bereits Antworten gibt: Braucht man tatsächlich Leistungsvergleiche und Leistungsspitzen als Anreiz für andere Menschen, in einem Sport aktiv zu werden? Braucht man wirklich tausend durchschnittliche Sportler als Basis für hundert nationale Sportgrößen, aus denen ein Weltspitzenmann hervorgeht?

Daß diese "Pyramidentheorie" – möglicherweise – einmal richtig war, ist kein ausreichender Grund, sie auch noch heute als gültig anzusehen. Der Leistungssport hat heute Warencharakter. Rigauer (22) schreibt: "Hohe Transfer- oder Ablösesummen müssen von einem Käufer (Sportverein...) gezahlt werden, wenn er einen Athleten 'einkaufen' will. Der Mensch verkehrt sich als Träger knapper und nachgefragter Merkmale selbst in eine Ware. Die Ausbildung junger Nachwuchskräfte wird unter dieser Voraussetzung für einen Sportverein zu einem profitablen Unternehmen."

Den höchsten Profit wird dieses Unternehmen dann abwerfen, wenn aus einem Minimum an Menschenmaterial ein Maximum an Spitzensportlern herausgewirtschaftet werden kann. Die Pyramidentheorie hat damit ihre Grundlage verloren. Es sind nicht tausend Aktive nötig, damit aus ihnen durch Schicksalsfügung ein Weltspitzenmann entstehen kann; es sind vielmehr tausende zahlende Konsumenten nötig, daß mit ihrem Geld ein Spitzensportler produziert werden kann.

(Bis hierher ging es in dieser Arbeit darum, über eine Situation zu berichten, und eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Situation anzuregen. Der letzte Abschnitt der Arbeit beruht auf Behauptungen, die ich nicht beweisen und vielfach nicht einmal belegen kann. Sie stehen trotzdem da: Für jene Leute, die gleich mir lieber streiten als arbeiten.)

Sport der Aktiven

Die Tatsache, daß man in einem Sport besser sein kann als der Konkurrent, dieser "Leistungsfetischismus" (Rigauer) des Sports hat uns zunächst einmal den Konsumentensport eingebracht. Für Konsumentensportler besteht die sportliche Betätigung darin, eine Eintrittskarte oder die Fernsehgebühr zu bezahlen. Diese Entwicklung ist nicht unlogisch.

Im leistungsorientierten Sport setzt die Leistungsspitze ein Limit, das von den allermeisten Aktiven nie erreicht werden kann. Es ist nur zu verständlich, wenn sich ein großer Teil der Aktiven, frustriert von der ständigen Konfrontation mit der eigenen Unzulänglichkeit in die Rolle des Konsumenten flüchtet. In dieser Rolle kann sich ein Mensch mit einer Sportgröße identifizieren, ohne die Fchlerhaftigkeit dieser Identifikation ständig und schmerzlich – wie beim aktiven Sport – zu erfahren.

Als Folge des Konsumentensportes erleben wir heute die Fitnessbewegung, dieses klägliche Sport-Surrogat. Leistung muß offenbar sein, auch wenn sie nur darin besteht, daß man sich möglichst gründlich über das Ausmaß der eigenen Nichtleistung täuscht.

Rigauer (23) hält die Bildung eines neuen Sportverständnisses nicht nur für notwendig, sondern auch für erreichbar. Er fordert eine Art "Nicht-Leistungssport", den wir — so behaupte ich — im Bergsteigen zumindest als Ansatz verwirklicht haben. Gemeint ist mit "Bergsteigen" hier jene Art des Bergsteigens, die ich als "Sport der Aktiven" (24) bezeichnet und als Überbegriff für die leistungsorientierten Formen des Bergsteigens (Leistungsvergleich der Spitzenkletterer, Sportklettern in der Sowjetunion, Klettern im Elbsandstein) und die Tätigkeit des "alpinen Fußvolkes" verwendet habe.

Im üblichen Bergsteigen fehlen, wie wir vorhin gesehen haben, die allgemein anerkannten und verbindlichen Leistungsnormen. Der Leistungsfetischismus der verschiedenen Gruppen unter den Bergsteigern – es gibt ihn auch bei den Wanderern - entbehrt damit seiner wesentlichen Grundlage und wird zu einer Art Privatvergnügen. Wenn wir es vermeiden, dieses Privatvergnügen in die Ebene des ernsthaft Anerkannten und Normierten zu verlegen, so bleibt uns die Möglichkeit, in einem Bergsteigen als "Sport der Aktiven" all das zu finden, was wir darin finden wollen: das Ausgleichserlebnis (Gegensarz zum Alltag); das Erfolgserlebnis (Erfolg über Geländeschwierigkeiten als Ersatz oder Ergänzung zum Lebenserfolg); das "Urerlebnis" der Flucht aus einer komplizierten in eine einfache Welt (in der Sportliteratur das allgemein Verständliche und Einsichtige des Sportes).

Wir können im Bergsteigen als "Sport der Aktiven" diese Erlebnisse haben und nützen nach unseren Bedürfnissen: zur Persönlichkeitsbildung, zur Gesunderhaltung, schließlich zur Aggressionsableitung im Kampf gegen den einzigen Gegner, den wir dadurch nicht in wesentlichen Freiheiten einschränken, im Kampf nämlich gegen uns selbst.

Nur eines könnten wir in diesem "Sport der Aktiven" nicht: feststellen, wer der Beste, und wer der Allerbeste von uns ist.

Mir erscheint dieser Nachteil vergleichsweise gering.

Literatur

- (1) H. Steinitzer, Sport und Kultur, München 1910, S. 7
- (2) I. Koch (R. Messner), Der Bergsteiger, 38 (1971), 466
- (3) D. Hasse, Der Bergkamerad, 24 (1962), 300
- (4) F. Nieberl, Das Klettern im Fels, München 1951, S. 13
- (5) P. Baumgartner, science-press (1971), 9, 3
- (6) H. Strohmeyer, Pers. Mitt.
- (7) F. Tscherne, Zur Terminologie der Leibesübungen (des Sports), Wien 1964, S. 64
- (8) R. Hösch, Führer auf die Hohe Wand, Wien 1971, S. 12
- (9) D. Hasse, Der Bergsteiger, 38 (1971), 600
- (10) Der Bergsteiger, 39 (1972), 191
- (11) Der Bergsteiger, 39 (1972), 264
- (12) E. G. Lammer, Jungborn, München 1923,
 S. 188 (aus 1896), S. 234 (aus 1910), S. 250 (aus 1911)
- (13) E. Pichl, Wiens Bergsteigertum, Wien 1927, S. 140 und 154 f.
- (14) DAV-Mitteilungen, 23 (1971), 196 ff.
- (15) G. u. G. Rabeder, Skiführer Totes Gebirge, Linz 1970, S. 11 ff.
- (16) J. Rampold, Der Bergsteiger, 26 (1958), 520 f.
- (17) D. Hasse a.a.O. (3), S. 344
- (18) H. Groll, Leibeserzichung, Wien 1971,S. 300
- (19) D. Hasse, a.a.O. (3), S. 303 ff.
- (20) J. Lehne, Der Bergkamerad, 24 (1962), 643 ff.
- (21) I. Koch (R. Messner) a.a.O.
- (22) B. Rigauer, Sport und Arbeit, Frankfurt 1969, S. 59
- (23) B. Rigauer, a.a.O., S. 85
- (24) P. Baumgartner, Der Naturfreund, 64 (1971), 12

Anschrift des Verfassers: Peter Baumgartner, A-1140 Wien, Hütteldorferstraße 122/1/4.

Naturschutz, Umweltschutz und Fremdenverkehr

WALTER DANZ

1. Naturschutz ist Umweltschutz

Wir wollen uns als erstes fragen, welche Aufgaben der Naturschutz heute im Alpengebiet zu erfüllen hat. Dazu brauchen wir konkrete Antworten auf die Fragen:

Was ist zu schützen und warum? Vor wem bzw. für wen muß geschützt werden?

Wie kann dieser Schutz am besten erreicht werden?

Auf die erste Frage – was ist zu schützen und warum? – wird man sofort antworten: natürlich die vom Menschen unberührte Natur, damit nicht die letzten Reste ursprünglicher Landschaft auch noch verlorengehen. Wenn wir uns einmal die "Natur" im Alpengebiet etwas genauer anschauen, so gibt es dort

- eine Vegetationsdecke, die in ihrem Aufbau und Aussehen von einer seit Jahrhunderten betriebenen Land- und Forstwirtschaft geprägt wurde, wenn man von ganz vereinzelten unkultivierten Moorflächen absieht;
- eine Tierwelt, die in ihrer heutigen Artenzusammensetzung und deren zahlenmäßigem Umfang nahezu ausschließlich vom Menschen gesteuert wurde und wird;
- eine Lufthülle, die allmählich auch im Alpengebiet durch Autoabgase und Rückstände von Olheizungen verschmutzt wird;
- Fließgewässer, deren Wassergüte, Beschaffenheit des Gerinnes, Art und Umfang der Feststofführung sowie der jeweiligen Wasserführung weitgehend durch menschliche Eingriffe gesteuert werden;
- Seen, deren Wassergüte und Uferbeschaffenheit ebenfalls weitgehend durch den Menschen bestimmt werden;
- und schließlich eine Gesteinshülle, die sich der menschlichen Einflußnahme bisher weitgehend entzog.

Die Natur besteht also aus der Pflanzen- und Tierwelt (Biosphäre), der Lufthülle (Atmosphäre), den Gewässern (Hydrosphäre) und der Gesteinshülle (Lithosphäre). Abgesehen von der Gesteinshülle ist die Natur auch im Alpenbereich heute keine "Urnatur" mehr, sondern sie ist mehr oder weniger stark vom Menschen beeinflußt und geformt worden. Eine derart vom Menschen beeinflußte Natur wird heute kurz "Umwelt" genannt. Damit muß auch der Naturschutz zum Umweltschutz werden, denn man kann heute nicht mehr die unberührte Natur, sondern nur noch die bereits vielfach beeinflußte Umwelt vor weiteren Schäden bewahren.

Unsere Umwelt ist also der Gegenstand, der geschützt werden muß. Der Feind, vor dem sie geschützt werden muß, ist zweifellos der Mensch. Zugleich ist aber derselbe Mensch auch das Subjekt, für das dieser Schutz notwendig ist. Es erscheint heute wenig sinnvoll, die Umwelt vor dem Menschen zu schützen nur um der Umwelt willen. Die reine Konservierung von Landschaften führt gerade im Alpengebiet vielfach zum Gegenteil dessen, was man erhalten will: Die gepflegte Kulturlandschaft wird durch Erosion und Verkarstung zerstört. Natur und Mensch sind keine Gegensätze, die es peinlich voneinander zu trennen gilt, sondern zwei Seiten ein und derselben Medaille, nämlich der belebten Um-

Wenn man diesen Tatbestand anerkennt, dann hat man auch den Schlüssel zur Beantwortung der dritten Frage in Händen, wie der Schutz der Umwelt am besten erreicht werden kann. Eine Antwort auf diese Frage läßt sich leichter finden, wenn wir mehr über Strukturen und Entwicklungen im bayerischen Alpengebiet wissen.

2. Die Haupterwerbsquelle "Fremdenverkehr"

Die Bevölkerungszahl im bayerischen Alpengebiet hat sich in den letzten 50 Jahren verdoppelt. Die Bevölkerungszunahme verlief damit etwa doppelt so schnell wie im Durchschnitt für Gesamt-Bayern. Der Grund für diesen raschen Bevölkerungsanstieg liegt in der hohen Attraktivität des Alpen- und Voralpenlandes für den Fremdenverkehr und für die Standortwahl dieses Gebietes als Altersruhesitz. Hand in Hand mit dieser Entwicklung vollzog sich eine fundamentale Veränderung der Erwerbsstruktur der einheimischen Bevölkerung. Während 1939 noch 39%

der Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt waren, betrug dieser Anteil 1961 nur noch 23 % und heute kaum mehr als 15 %. Im produzierenden Gewerbe (Handwerk, Industrie) waren 1961 38% und im Dienstleistungssektor (insbesondere im Fremdenverkehr) 39 % der Erwerbstätigen beschäftigt. Der Anteil dieser beiden Wirtschaftszweige liegt heute über 40 %. Dabei ist jedoch zu beachten, daß ein nicht unwesentlicher Teil der Arbeitsplätze im produzierenden Gewerbe eine Funktion des Fremdenverkehrs ist, z. B. im Baugewerbe und im Handwerk. Wir können daher feststellen. daß mindestens die Hälfte der Bevölkerung im bayerischen Alpengebier - das sind rund 300 000 Personen - ihre heutige Existenzgrundlage dem Fremdenverkehr verdankt. Fast jede Gemeinde im bayerischen Alpenund Voralpengebiet ist heute Berichtsgemeinde im Sinne der Fremdenverkehrsstatistik mit mehr als 5000 Gästeübernachtungen pro Jahr. Seit einigen Jahren werden in 140 Gemeinden zwischen Berchtesgaden und dem Bodensee jährlich 20-25 Millionen Gästeübernachtungen gezählt. Hinzu kommen noch 5-7 Millionen Tagesausflüge, die jährlich vom Raum München in das Alpengebiet unternommen werden. Von den verschiedenen Gruppen der Erholungsuchenden werden Jahr für Jahr fast 1 Milliarde DM im bayerischen Alpengebiet ausgegeben. Das entspricht einem Umsatz von fast 2000 DM pro Kopf der einheimischen Bevölkerung.

Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, warum gerade der alpine Raum eine so überaus starke Nachfrage nach Erholungsmöglichkeiten auf sich vereinigen kann.

3. Land- und Forstwirtschaft prägen das Gesicht der Kulturlandschaft

Ein Hauptgrund für den Aufschwung des Fremdenverkehrs liegt in der einzigartigen Vielfalt der Landschaft. Kein anderes Gebiet in Mitteleuropa vermag einen so raschen Wechsel von Wiesen, Wald und Wasser, von schroffen Bergmassiven und lieblichen Tälern, von Bergwäldern und Almflächen auf engstem Raum zu vereinen. Die Landschaft hatte bis vor kurzem überall ein gepflegtes Aussehen, weil sie von den Bergbauern seit rund einem Jahrtausend arbeitsintensiv genutzt

wurde. Die Bewirtschaftung jeder verfügbaren Fläche im Tal und auf der Alm war eine aus der Not geborene Selbstverständlichkeit.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich diese Situation jedoch grundlegend geändert. Jahr für Jahr sind rund 140 Bergbauernbetriebe mit einer Gesamtfläche von 700 ha aus der Landwirtschaft ausgeschieden. Für die nächsten 20 Jahre muß man sogar mit einem Ansteigen dieser Zahlen auf 160-200 Betriebe oder 800-1000 ha rechnen, wenn dieser Entwicklung nicht ganz gezielt Einhalt geboten wird. Der Grund für die Abwanderung aus der Landwirtschaft liegt einerseits in der unzureichenden Betriebsgrößenstruktur (60 % der 13 000 Bergbauernbetriebe haben weniger als 10 ha landwirtschaftliche Nutzfläche und zählen damit zu den Zubzw. Nebenerwerbsbetrieben), andererseits in den beschränkten Möglichkeiten, die Produktivität je Flächeneinheit im Grünland entscheidend zu steigern. Nicht zuletzt verhindert die Konkurrenz der anderen EWG-Länder eine spürbare Anhebung der Erzeugerpreise für landwirtschaftliche Produkte, so daß durch den Anstieg der übrigen Lebenshaltungskosten viele Bauern in eine ausweglose Situation gekommen sind. Da auf der anderen Seite ein erheblicher Arbeitskräftebedarf in der Industrie und im Dienstleistungsbereich besteht, so daß die aus der Landwirtschaft ausscheidenden Arbeitskräfte mühelos Arbeit finden, wäre diese Entwicklung an sich noch kein Unglück, wenn sie nicht einen äußerst unangenehmen Nebeneffekt hätte: die Verödung der freien Landschaft.

Wir stehen heute an einer Schwelle, wo die noch in der Berglandwirtschaft verbleibenden Betriebe nicht mehr willens und in der Lage sind, alle durch die Betriebsauflösung ihrer Nachbarn brachfallenden Flächen zu übernehmen und weiter zu bewirtschaften. In einigen Mittelgebirgslagen Unterfrankens beträgt der Anteil dieser Brachflächen ("Sozialbrache") heute bereits mehr als die Hälfte der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche. Aus den bayerischen Alpen wurden so extreme Werte bisher nicht bekannt, der rasante Rückgang der Landwirtschaft in manchen Tälern jäßt jedoch eine ähnliche Entwicklung erwarten. Die Folgen sind hier je-



"...ist die Natur auch im Alpenbereich heute keine "Urnatur" mehr, sondern mehr oder weniger stark vom Menschen beeinflußt und gesormt worden."

Foto: R. Löbl

doch wesentlich weitreichender als in den Mittelgebirgen.

Durch die Betriebsaufgabe der Talanwesen wird auch die Almwirtschaft in Mitleidenschaft gezogen. Seit 1954 wurde auf 160 bayerischen Almen die Bewirtschaftung eingestellt. In den nächsten 20 Jahren ist mit dem Ende der Bewirtschaftung auf mindestens 300 weiteren Almen zu rechnen. Das bedeutet den Verlust von rund 10 000 ha Lichtweidefläche.

Es wäre schön, wenn diese Flächen sich von selbst in einen natürlichen Urzustand zurückverwandeln würden. Es ist aber noch nicht allgemein bekannt, daß eine Rückverwandlung in den Urzustand nur innerhalb eines sehr langen Zeitraumes erfolgt und daß am Beginn dieses Prozesses die weitgehende Zerstörung jenes Landschaftsbildes steht, dessen Erhaltung mit Recht von allen Seiten nachdrücklich gefordert wird.

Was geschieht nun mit den nicht mehr genutzten Flächen und welche Folgen ergeben sich daraus? Auf einer Almbauernversammlung war jüngst zu hören, daß in einem Tal nun auch der letzte Bauer seinen Betrieb auf-

gegeben hat. In diesem Tal wird in Kürze dasselbe passieren, was seit vielen Jahren an zahllosen Stellen des bayerischen Alpengebietes zu beobachten ist: Das nicht mehr gemähte oder vom Vieh nicht mehr abgeweidete Gras bäckt im Winter fest in die Schneedecke ein. Kommt diese Schneedecke dann im Frühjahr auf den Steilhängen ins Rutschen, dann reißt sie das Gras büschelweise samt dem vom Wurzelwerk festgehaltenen Humusboden heraus und legt den Unterboden frei. Ehe sich hier wieder eine neue Vegetationsdecke einstellen kann, spült der nächste Regen den Restboden ab. Der nackte Fels tritt zutage, wo noch vor kurzem eine blühende Almwiese einer ganzen Viehherde Futter bot. Anhand eingehender Untersuchungen auf Allgäuer Blumenbergen hat Johann Karl von der Bayerischen Landesstelle für Gewässerkunde diesen "Kriechschnee-Effekt" nachgewiesen.

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, muß die Allgemeinheit eine Entschädigung für eine Dienstleistung gewähren, die die Landwirtschaft seit Jahrhunderten kostenlos erbracht hat, sozusagen als Abfallprodukt

ihrer wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Mit der Einstellung der Landwirtschaft entfällt heute zugleich die wirtschaftliche Notwendigkeit der Nutzung und Pflege der Landschaft. Erst heute wird man sich bewußt, welche bisher unbekannten Summen die Landwirtschaft zum Bruttosozialprodukt beigetragen hat. Im Spessart müssen Bewirtschaftungsprämien bis zu 500 DM pro Hektar gewährt werden, um die Verwilderung der Landschaft zu verhindern. Für das Alpengebiet errechnet sich ein Durchschnittswert von 240 DM, der jedoch als unterste Grenze angesehen werden muß. Der landeskulturelle Wert eines noch intakten Bergbauernhofes errechnet sich im Durchschnitt zu 50 000 DM. Das bedeutet, daß die heute noch existierenden 13 000 Bergbauernbetriebe einen landeskulturellen Wert von rund 650 Millionen DM repräsentieren. Wenn sich die Allgemeinheit bereitfinden könnte, diesen Wert nur mit jährlich 4,5 % zu verzinsen, so ergäbe dies einen jährlichen Förderungsbetrag von rund 30 Millionen DM oder 2400 DM je Betrieb. Summen dieser Größenordnung sollten eigentlich im Jahresctat des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten mit einem Volumen von mehreren Milliarden DM ohne Schwierigkeiten untergebracht werden kön-

Verwilderung der Landschaft, Erosionsschäden, Lawinen und Verkarstung sind jedoch nicht ausschließlich eine Folge des Rückzugs der Landwirtschaft. Auch die Entwicklung im Bereich der Forst- und Jagdwirtschaft trägt im Hochgebirge zur Zerstörung der Landeskultur bei. Nach Erhebungen der Bayer. Landesstelle für Gewässerkunde sind gegenwärtig rund 70 000 ha oder 40 % der gesamten Bergwaldfläche im bayerischen Alpengebiet vom Zusammenbruch bedroht. Der Hauptgrund hierfür liegt in einem seit Jahrzehnten stark überhegten Schalenwildbestand. Meister hat die waldbaulichen Folgen dieser Überhege eindringlich aufgezeigt (Umwandlung der alten Mischbestände in monotone Fichtenreinbestände. Überalterung des Bergwaldes). Durch diese Veränderungen der Waldsubstanz wird nicht nur der Fremdenverkohr beeinträchtigt ("Verfinsterung" der Landschaft, Lawinengefahren), auch der Wasserhaushalt des Gebietes wird aus dem Gleichgewicht gebracht.

Der Winterfremdenverkehr, insbesondere der Skisport, wird durch die Lawinentätigkeit zum Teil erheblich beeinträchtigt. Von den insgesamt 1000 Lawinenstrichen im bayerischen Alpengebiet sind immerhin ein Drittel gefährlich, das heißt, es werden in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Menschenleben und/oder Sachgüter durch abgehende Lawinen gefährdet. Nach umfangreichen Erhebungen im bayerischen Alpenraum brechen drei Viertel aller Lawinen unterhalb der ehemaligen natürlichen Waldgrenze ab und könnten durch eine gezielte Wiederbewaldung in ihrer Entstehung verhindert werden. Ähnliche Gefahren drohen bei sommerlichen Starkregen. Infolge des gestörten Wasserhaushalts werden Wanderwege und Straßen, Elektrizitäts- und Telefonleitungen von Wildbächen überschwemmt und verschüttet. Wohnungen, Hotels und andere Arbeitsstätten in der nächsten Ortschaft zerstört oder gefährdet. Die Ereignisse der Jahre 1965 und 1966 in Kärnten und Osttirol sollten wir uns in diesem Zusammenhang wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Ein Dutzend Todesopfer, mehrere Dutzend zerstörte Ortschaften und Tausende von Hektaren zerstörten Kulturlandes waren damals die traurige Bi-

Solche Katastrophen werden demnächst auch bei uns eintreten, wenn wir nicht unverzüglich die Land- und Forstwirtschaft wieder in die Lage versetzen, ihren lebensnotwendigen Beitrag zum ökologischen Gleichgewicht im bayerischen Alpengebiet zu leisten.

Einer der Wege, dieses Gleichgewicht wieder herzustellen, ist die Existenzsicherung der Berglandwirtschaft durch zusätzliche Einnahmen aus dem Fremdenverkehr. Da eine andere zusätzliche Einkommensquelle in vielen Fällen ausscheidet (große Entfernung von industriellen Arbeitsplätzen, zu große Arbeitsbelastung in der Landwirtschaft, die eine volle nichtlandwirtschaftliche Berufstätigkeit ausschließt), kann meist nur im Fremdenverkehr durch Zimmervermietung, Milch-, Butter-, Käse- und Andenkenverkauf an Touristen sowie durch Listeinnahmen das zusätzlich benötigte Einkommen erwirtschaftet werden. Dies setzt jedoch eine auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft wie eines ländlichen Fremdenverkehrs gleichermaßen abgestellte Erschließung voraus. Der Naturschutz wäre

schlecht beraten, wollte er eine solche, für die Erhaltung der Landschaft funktionsgerechte Erschließung verhindern.

4. In Zukunft Raumordnung, Umweltplanung und Landschaftspflege

Die Probleme im Alpengebiet können heute nur durch eine alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aspekte berücksichtigende Raumordnung gelöst werden. Angesichts der sprunghaft gestiegenen Ansprüche an die alpine Landschaft erhebt sich die Frage, wie diese Ansprüche mit den Erfordernissen des Umweltschutzes in Übereinstimmung gebracht werden können. Einerseits gilt es, die wirtschaftlichen Existenzgrundlagen der alpinen Bevölkerung weiter zu verbessern, auf der anderen Seite müssen die Eingriffe in die Landschaft so gering wie möglich gehalten werden.

Es ist das große Verdienst von Helmut Karl, mit seinem Vorschlag über Ruhe-, Erschließungs- und neutrale Zonen die Diskussion über eine Ordnung im alpinen Raum aus der Sicht des Naturschutzes in Gang gebracht zu haben. Dieses unter dem Arbeitstitel "Alpenerschließungsplan" bekannt gewordene Konzept sah etwa auf 40 % der Fläche Ruhezonen vor, in denen keine weiteren Erschließungsmaßnahmen (Seilbahnen, Lifte, Straßen) geduldet werden sollten. Auf etwa 20 % der Fläche sollte jede weitere Erschließungsmaßnahme besonders geprüft werden und in den Erschließungszonen sollten gegen weitere Projekte in der Regel keine Bedenken bestehen.

Dieses Konzept wurde nach einer Reihe von räumlichen Umgruppierungen vor kurzem als Teilprogramm "Erholungsraum Alpen" des Landesentwicklungsprogramms vom Ministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen der Offentlichkeit vorgestellt. Der sachliche Geltungsbereich dieses Verordnungsentwurfs soll sich auf die geordnete Erschließung des Alpengebietes durch Bergbahnen, Skiabfahrten, Rodelbahnen, Luftlandeplätze, öffentliche Straßen und private Forststraßen mit Ausnahme von Bundesfernstraßen, Staatsstraßen, Wanderwegen und landwirtschaftlichen Wirtschaftswegen beschränken.

Noch ehe das offizielle Anhörungsverfahren

für den Verordnungsentwurf angelaufen ist, liegen eine ganze Reihe von Stellungsnahmen vor, von uneingeschränkter Zustimmung bis zur kritischen Ablehnung. Es kann nicht Aufgabe dieser Veröffentlichung sein, Partei für die eine oder andere Richtung zu ergreifen. Vielmehr möge der Leser sich selbst anhand der vorstehenden Fakten und unter Beantwortung der nachstehenden Fragen seine Meinung bilden.

Ist eine Raumordnung in den bayerischen Alpen vordringlich?

Wird das vorzeitige Inkraftsetzen eines einzigen sachlichen Teilabschnitts des Landesentwicklungsprogramms den wechselseitigen Abhängigkeiten von Wirtschaft, Gesellschaft, Siedlung und der übrigen Infrastruktur (z. B. Verkehrsnetz, Bildungs- und Erholungseinrichtungen) gerecht?

Wird die Sicherung der Land- und Forstwirtschaft als Fundamente unserer alpinen Kulturlandschaft durch den 3-Zonen-Plan garantiert?

Wird den Erfordernissen der Wasserwirtschaft Rechnung getragen, deren Hauptarbeitshereich die Sicherung der stark erosions- und rutschgefährdeten Flyschvorberge ist, in deren Waldsubstanz keine weiteren Eingriffe geduldet werden können?

Inwieweit werden die Bedürfnisse der stetig wachsenden Zahl von Wintersportlern nach Erschließung schneesicherer Skigebiete in den Hochlagen berücksichtigt? Wo braucht man Liftanlagen zum Ausbau der für die Fremdenverkehrswirtschaft wichtigen zweiten Saison im Winter, wo kann man darauf verzichten?

Wie ist die Ausklammerung von Bundesfernstraßen und Staatsstraßen aus dem vorliegenden Konzept zu beurteilen? Besteht die Gefahr, daß zwar weitere Liftanlagen in gewissen Gebieten untersagt werden können, daß aber vielleicht in den gleichen Gebieten dann stark frequentierte Straße entstehen, die die Ruhe weit mehr stören und die Luft verpesten als z. B. immissionsfreie Seilbahnen?

Ist die Frage der Belastbarkeit der einzelnen Teilgebiete mit Erholungseinrichtungen geklärt oder wenigstens bedacht worden, wenn es heißt, daß im Bereich der Erschließungszone (Zone A) die Verkehrsanlagen der oben genannten Art (also z. B. Bergbahnen, Luftlandeplätze und öffentliche Straßen) in der

Regel den Erfordernissen der Raumordnung entsprechen?

Welche alternativen Entwicklungsmöglichkeiten werden jenen Gemeinden angeboten, deren Gebiet zu größeren Teilen in der künftigen Ruhezone (Zone C) liegen soll?

Zu einem Teil dieser Fragen hat Staatsminister Max Streibl in Heft 5/71 der DAV-Mitteilungen bereits Stellung genommen, so daß auf eine Wiederholung hier verzichtet werden kann. Auch der DAV selbst hat zusammen mit dem Bund Naturschutz eine Presseverlautbarung (Informationen des DAV Nr. 6/71 vom 13. Juli 1971) veröffentlicht. Ferner hat der Bund Naturschutz in einer weiteren Stellungnahme 7 Hauptforderungen erhoben:

Das vorliegende Konzept soll als Sofortmaßnahme im Vorgriff auf das Landesentwicklungsprogramm für rechtswirksam erklärt werden,

die im Verordnungsentwurf noch enthaltenen Mängel sollen durch eine Ergänzung im Landesentwicklungsprogramm behoben werden,

noch 1971 muß mit der ökologischen Bestandsaufnahme des gesamten bayerischen Alpenraumes begonnen werden,

durch einen Ideenwettbewerb sollen weitere Anregungen im Jahr 1972 eingeholt werden, Bayern soll die Initiative für eine gemeinsame Raumordnung aller sechs Alpenländer ergreifen,

das auf ökologischer Grundlage basierende Landesentwicklungsprogramm soll baldmöglichst den Verordnungsentwurf ablösen,

bis zur Verbindlichkeitserklärung dieses Verordnungsentwurfs sollen alle Baumaßnahmen bereits unter diesen Gesichtspunkten betrachtet bzw. sollen generelle Baustops erlassen werden.

Besonders interessant ist in unserem Zusammenhang die Forderung, daß ein auf ökologischer Grundlage basierendes Landesentwicklungsprogramm den Verordnungsentwurf baldmöglichst ablösen soll. Diese Forderung erscheint mir besonders wichtig, weil für den Verordnungsentwurf in der bisher vorliegenden Form eine ökologische Grundlagenermittlung nicht stattgefunden hat. Es wäre zu überlegen, inwieweit eine ökologische Bestandsaufnahme vor Inkrafttreten der Verordnung durchgeführt werden kann,



Auch ein Umweltproblem: Die Überhandnahme der Hirsche im Bergwald. Foto: J. Grossauer

damit die Ausweisung der einzelnen Zonen noch besser abgesichert und gegenüber einzelnen Interessengruppen besser verteidigt werden kann.

Um zu einer räumlichen Ordnung im Alpengebiet zu kommen – und wer wollte daran zweifeln, daß wir eine solche Ordnung dringend benötigen – kann man nicht nur von dem Gegensatzpaar "Massentourismus – Naturschutz" ausgehen. Vielmehr müssen wir zunächst eine Antwort auf die Frage finden, welche Funktionen der Alpenraum in Zukunst überhaupt erfüllen soll.

Für die einheimische Bevölkerung (lokaler Aspekt) ist diese Frage leicht zu beantworten. Es müssen sämtliche Grundfunktionen des menschlichen Daseins in relativer Nähe zum Wohnsitz befriedigt werden können. Das heißt, es müssen Arbeitsplätze, Wohnungen, Versorgungs-, Bildungs- und Erholungseinrichtungen einschließlich eines leistungsfähigen Verkehrsnetzes erhalten bzw. neu geschaffen werden. Da für eine Vielzahl von Einrichtungen aus Wirtschaftlichkeitsgründen eine gewisse Mindestauslastung erforderlich ist, bedeutet dies, daß nur eine schwerpunktmäßige Förderung in Frage kommt. Die weitere Frage, wo diese Schwerpunkte zu setzen sind, kann nur unter Einbeziehung des regionalen bzw. überregionalen Aspekts sinnvoll beantwortet werden.

Im europäischen Rahmen betrachtet, fällt dem Alpenraum vor allem die Erholungsfunktion als überregionale Funktion zu. Mit steigenden Masseneinkommen und weiter zunehmender Freizeit wird die Nachfrage nach Erholungsmöglichkeiten noch erheblich zunehmen. Insbesondere dem zweiten Jahresurlaub im Winter kommt hierbei steigende Bedeutung zu. Im Wintertourismus hat das Alpengebiet eine gewisse Monopolstellung inne, die in Mitteleuropa von keinem anderen Raum übernommen werden kann. Da mit Ausnahme der Erholungsfunktion (und bis zu einem gewissen Grad auch der Trinkwasserversorgung) alle anderen Grundfunktionen des menschlichen Daseins auch in anderen Gebieten befriedigt werden können, ist es gerechtfertigt, der Erholungsfunktion im alpinen Raum die oberste Priorität einzuräumen.

Daneben hat der Alpenraum als niederschlagsreichstes Gebiet Mitteleuropas auch die Aufgabe, die Trinkwasserversorgung eines immer größer werdenden Einzugsbereiches sicherzustellen. Ebenso wie die Erholungslandschaft ist das Trinkwasserdargebot ein nicht vermehrbares Gut, das es optimal zu nutzen gilt.

Von dieser Basis aus hat der Umweltschutz im Gebirge auszugehen. Wir können uns damit endlich der Beantwortung der zu Beginn gestellten Frage zuwenden, wie der Schutz der alpinen Landschaft für den Menschen am besten erreicht werden kann.

Ausgangspunkt für das künstige Vorgehen bei der Raumordnung und Umweltplanung im bayerischen Alpengebiet ist die Überlegung, daß den Bedürfnissen des Umweltschutzes und der Landschaftspflege am besten Rechnung getragen werden kann, wenn Land, Forst- und Fremdenverkehrswirtschaft weiter florieren. Mancher Leser mag diese Überlegung zunächst anzweifeln. Sie leitet sich jedoch unmittelbar aus dem vorher Gesagten ab.

Land- und Forstwirtschaft sind die Garanten der Kulturlandschaft. Sie können ihre Aufgabe, nämlich die Pflege der Landschaft, in vielen Gebieten nur dann weiter erfüllen, wenn ein Zuerwerb durch den Fremdenverkehr ermöglicht wird. Dieser Zuerwerb setzt eine weitere Verbesserung der fremdenverkehrswirtschaftlichen Infrastruktur voraus (Anlage und Ausbau von Wanderwegen, Sportstätten, Bädern usw.). Keinesfalls ist darunter ein regelmäßiges Netz von Straßen und Seilbahnen zu verstehen. Neben den

Zentren des Massentourismus muß es auch künftig größere zusammenhängende Zonen der Ruhe geben. Voraussetzung für eine wirkliche Erholungsfunktion dieser Ruhezonen ist jedoch, daß ihr Rand gut erreichbar ist, daß man an diesem Rand den fahrbaren Untersatz abstellen kann, daß von diesem Abstellplatz ein Netz von Rundwanderwegen ausgeht, daß auf diesen Rundwanderwegen auch der bergunkundige Wanderer durch ausreichende Markierungen sicher zum Ausgangspunkt zurückfindet und daß dem Wanderer auf diesen Wanderwegen das vielfältige Geschehen in der Natur sichtbar und verständlich gemacht wird. Wie hoch der Bedarf an Rundwanderwegen ist, zeigt z. B. deren rege Inanspruchnahme im Achental im Landkreis Traunstein. Die Initiativen von Oberforstmeister Dr. Meister sollten rasch an anderen Orten Nachahmung finden. Durch die Verbindung von Erholung und Bildung wird beim Erholungsuchenden Verständnis für die Probleme des Umweltschutzes geweckt (z. B. reines Wasser, saubere Luft, Unterlassung von Müllabladen in der freien Landschaft, Verzicht auf das Kraftfahrzeug usw.).

Damit soll angedeutet werden, daß eine "Ruhezone" durchaus "erschlossen" kann, erschlossen für den bergunkundigen Wanderer und Bergsteiger, der auf sicheren Wegen und anhand von naturnahen Anziehungspunkten sich ebenso effektiv erholt wie ein Alpinist etwa bei der Durchsteigung der Watzmann-Ostwand. "Ruhezone" sollte also nicht bedeuten, daß dort keinerlei Aktivitäten zu Zwecken der Erholung in Angriff genommen werden dürfen, sondern daß in diesen Ruhezonen sich alle Gruppen der Gesellschaft in Ruhe erholen können. Dies setzt freilich das Verbot jeglichen Kfz-Verkehrs voraus (evtl. mit Ausnahme der Zufahrt zu Almen und Diensthütten zum ausschließlichen Zweck der Versorgung und möglichst nicht an Sonn- und Feiertagen). Dagegen wäre gegen die Errichtung von Skischleppliften dann nichts einzuwenden, wenn durch deren Betrieb die Aufrechterhaltung der Landund Forstwirtschaft gesichert werden kann. Hierbei wäre dafür Sorge zu tragen, daß die Einnahmen aus diesen Unternehmen tatsächlich der Existenzsicherung der Bergbauern zugute kommen und nicht etwa nur gebietsftemden Kapitalgebern.



"Beschränkung des privaten PKW-Verkehrs..."

Zusammenfassend soll nun noch einmal stichpunktartig festgehalten werden, wie eine künstige Umweltgestaltung im Alpengebiet vorgehen sollte:

1. Erarbeitung eines Raumordnungskonzepts für das Alpengebiet unter Berücksichtigung der standortlichen Gegebenheiten, der natürlichen Hilfsquellen (Pflanzen- und Tierwelt, Bodengüte, Wasserhaushalt, Bodenschätze) sowie der bereits bestehenden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Infrastruktur. Im Vordergrund hat dabei die künftige Hauptfunktion des Alpengebietes zu stehen, nämlich einem immer größer werdenden Personenkreis als Erholungsraum zu dienen.

2. Erhaltung der Land- und insbesondere der Almwirtschaft als Voraussetzung einer Erhaltung der Kulturlandschaft; denn die Kulturlandschaft ist die Voraussetzung einer funktionsfähigen Erholungslandschaft. Maßnahmen in diesem Sinne sind z. B. die Sömmerungsprämien für Almvieh sowie Zuschüsse für die Weiterbewirtschaftung landwirtschaftlicher Grenzertragsböden, vor allem jedoch Förderung des landwirtschaftlichen Zuerwerbs durch den Fremdenverkehr (z. B. durch den Ausbau von Fremdenzimmern nach heutigen Ansprüchen), um einer

totalen Abwanderung aus der Landwirtschaft entgegenzutreten.

3. Bewirtschaftung der Bergwälder unter den Gesichtspunkten von Erholungswäldern (Wiederbegründung artenreicher Mischbestände auch außerhalb wilddichter Zäune, Beendigung der Überhege einer einzigen Wildart auf Kosten zahlreicher anderer Arten, die durch Fichtenmonokulturen ausgestorben sind, Anlage von Waldlehrpfaden, Rundwanderwegen mit Parkplätzen, Wildgattern usw.).

4. Festlegung von Zonen, in denen eine Erschließung für den Kfz-Verkehr ausdrücklich versagt wird. Erschließungsmaßnahmen zur Erhaltung der Land- und Almwirtschaft sollen jedoch auch in diesen Zonen gestattet sein. 5. Die Maßnahmen der Wildbach- und Lawinenverbauung dienen der Sicherung der landschaftlichen Substanz und sind ein Teil des Umweltschutzes. Sie sind möglichst naturnah auszuführen. Die Ursachen eines gestörten Wasserhaushalts liegen zumeist in einer unsachgemäßen Be- und Nichtbewirtschaftung der gesamten Fläche eines Niederschlagsgebietes und können somit am besten durch flächenbezogene Maßnahmen bekämpft werden (Aufforstungen, biologische Verbauungen, Sanierung von Almflächen usw.).



Foto: R. Lindel

 Ausweisung von Wasserschutzgebieten und strenge Kontrolle der Einhaltung der dafür anzuwendenden Vorschriften.

 Anlage vollbiologischer Kläranlagen und Ringkanalisationen um die Seen zur Sanierung der zum Teil bereits weitgehend verschmutzten Gewässer.

8. Verhinderung der Zersiedelung der Landschaft durch Verbot der Errichtung von Zweitwohnsitzen in den ohnehin bereits stark verbauten Tälern. Verbot der Veräußerung oder Vermietung von Almhütten, wenn die Almbewirtschaftung eingestellt wird, weil sonst diese Almhütten nichts anderes als Wochenendhäuser im Außenbereich sind.

9. Vollzug des Art. 141 Abs. 3 der Bayerischen Verfassung, der den freien Zugang zu Bergen, Flüssen und Seen sowie sonstigen landschaftlichen Schönheiten garantiert und die Möglichkeit vorsieht, diesen Zugang gegebenenfalls zu eröffnen.

 Schaffung zentraler Müllbeseitigungsanlagen außerhalb des eigentlichen Alpengebietes.

11. Beschränkung des privaten Pkw-Verkehrs in den Zentren der größeren Fremdenverkehrsgemeinden aus Gründen der Luftreinhaltung und des Lärmschutzes.

12. Garantie der Verwirklichung dieser Vor-

stellungen durch rechtsverbindliche Planungen in den Nahbereichen der zentralen Orte, durch Landschaftsrahmen- und Landschaftspläne, durch Kreisentwicklungs- und Regionalpläne.

13. Übernahme der vorgenannten Punkte in das Landesentwicklungsprogramm. Ersatz des Verordnungsentwurfs "Erholungsraum Alpen" in der vorliegenden Form durch ein auf ökologischer Basis erstelltes Gesamtentwicklungskonzept als Teil des Landesentwicklungsprogramms.

Dieses Gesamtentwicklungskonzept planerisch zu erarbeiten und zu verwirklichen, ist nur durch interdisziplinäre Teamarbeit zu erreichen. Nach der bereits genannten gemeinsamen Resolution des DAV und des Bundes Naturschutz in Bayern sind dabei alle Fachleute zu beteiligen, die sich mit den äußerst komplizierten Zusammenhängen des Systems "Alpenlandschaft" beschäftigen. Der DAV könnte auf den Gebieten des Naturund Umweltschutzes einen wichtigen Beitrag zu dieser Teamarbeit leisten.

Anschrift des Verfassers: Dr. Walter Danz, Diplom-Geograph, 822 Traunstein, Landratsamt

Sicherheitskrels im DAV

Gründung – Arbeitsweise – Arbeitsergebnisse – Probleme – Zukunft

PIT SCHUBERT

Gründung

Seit rund einem Jahrzehnt wird die Sicherheit beim Bergsteigen in immer stärkerem Maße diskutiert, tritt die Sicherheit beim Fels- und Eisklettern immer mehr in den Vordergrund. Statistiken – Lieblingskind Zahlen jonglierender Meinungsoktruenten – allerdings konnten noch nicht beweisen, ob aufgrund dieser Entwicklung die Zahl der Bergunfälle während des letzten Jahrzehnts (prozentual gesehen) abgenommen hat.

Jedenfalls, das Thema Sicherheit beim Bersteigen wird z. Zt. von allen meinungsbildenden Publikanten angepriesen, es erlebt geradezu eine Hochblüte. Eine Art Sicherheitswelle überrollt den Alpinismus. Sicher nicht zum Nachteil der Bergsteiger.

So war die Gründung des Sicherheitskreises im DAV im Herbst 1968 zwar nichts weiter als eine Folgeerscheinung des gesteigerten Sicherheitsempfindens, wie der daraus resultierenden gesteigerten Forderung nach mehr Sicherheit beim Bergsteigen, tatsächlich aber doch rein zufällig.

Helmut Salger war im Sommer 1968 in der Hochferner-Nordwand tödlich verunglückt. Sein Seilgefährte Werner Lindauer konnte den Sturz seines vorauskletternden Kameraden nicht halten, da die Standsicherung (ein Eispickel und ein Eisbeil) herausgerissen wurde. Beide stürzten. Während sich Salger während des Sturzes tödliche Verletzungen zuzog, konnte Lindauer nur durch das entschlossene Eingreifen einer nachfolgenden Tiroler Seilschaft vor dem sicheren Tod bewahrt werden.

Manfred Sturm (München), Sektionskamerad des verunglückten Salger und selbst viel im Eis unterwegs, gab dieser Unfall zu denken. Sturm machte dem DAV den Vorschlag, innerhalb eines größeren Kreises erfahrener, aktiver Bergsteiger einmal über die Gefahren im Eis zu sprechen und Gelegenheit zu geben, Erfahrungen austauschen zu können. Am 28. Oktober 1968 fand man sich im

Münchner AV-Haus zu diesem Gespräch zusammen. Teilnehmer kamen u. a. aus den Räumen Nürnberg, Stuttgart, München und sogar aus Innsbruck.

Viel Interessantes wurde laut. So meinte Wastl Mariner (Innsbruck), daß der sogenannte Rettungsgriff für Eisgeher viel zu wenig publiziert werde, und deshalb heute zu wenig bekannt sei. Andere wiederum beispielsweise vertraten die Meinung, der Eisstichel als Fortbewegungsmittel im steilen Eisgelte als überholt, während noch andere auf dieses Gerät wieder schwörten. Häufig stand Meinung gegen Meinung. Eine Einigung gab es in vielen Punkten nicht, was weder beabsichtigt, noch zu erwarten war. Es sollte lediglich die Möglichkeit des Erfahrungsaustausches gegeben sein.

Auch viele Probleme wurden genannt. So das Nichtwissen um Festigkeitswerte von Pickelschäften beispielsweise und "Wie groß ist eigentlich die Haltekraft eines Pickels im Firn?" oder "Seilnormen sind bekannt, wo aber bleiben die Normen für Steinschlaghelme?" oder "Wie zuverlässig sind eigentlich vom Hersteller gemachte Bruchlastangaben von Karabinern?" Auch folgende Frage wurde in den Raum gestellt: "Birgt der Klettergürtelsitz gar eine Verletzungs-(Stauch)gefahr für die Wirbelsäule oder nicht?" und viele andere mehr.

Immer deutlicher tauchte vor den Diskussionsteilnehmern ein Berg ungelöster Fragen und Probleme auf. So lag es einfach in der Luft, noch zu später Stunde den anwesenden Herren der Geschäftsführung des DAV den Vorschlag zu unterbreiten, einen kleinen Kreis aktiver Bergsteiger zu bilden, die sich mit solchen ungelösten Fragen und Problemen der Sicherheit beim Bergsteigen zu befassen hätten. Das absolut Positive zu dieser späten Stunde war, daß die Herren des DAV den Vorschlag annahmen. Durch Zuruf wurden ohne langes Hin und Her einige Diskussionsteilnehmer (vornchmlich solche aus dem Raum München) kurzerhand zur Arbeit "verdonnert". Der DAV sagte die Übernahme der Unkosten noch schnell vor dem Auseinandergehen zu.

Diese Gründung des ersten Sicherheitskreises im DAV (der Name wurde später gewählt; im folgenden kurz Sicherheitskreis genannt) ging so schnell, buchstäblich innerhalb weniger Minuten über die Bühne, daß sich die zur Mitarbeit Gewonnenen mit Sicherheit nicht darüber im klaren waren, welchen Berg an Arbeit und Verantwortung sie sich da haben auf die Schulter hieven lassen.

Arbeitsweise

Die Tätigkeit im Sicherheitskreis geschieht ehrenamtlich. Etwa ein Dutzend Mitglieder werden von den Teilnehmern des alle zwei Jahre einzuberufenden Sicherheitsgespräches (eines Gespräches ähnlich dem Diskussionsabend während der Gründung) durch Zuruf zur Mitarbeit für zwei Jahre gewonnen. Diese zur Mitarbeit Gewonnenen müssen, da der Sicherheitskreis inzwischen zu einem Ausschuß des DAV bestellt wurde, vom VA (Verwaltungsausschuß) bestätigt werden.

Der Arbeitszeitraum von zwei Jahren wurde im Gegensatz zu allen anderen Ausschüssen des DAV mit Arbeitszeiträumen von beispielsweise fünf Jahren bewußt so kurz gewählt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß immer nur zu Beginn und gegen Ende eines jeden Arbeitszeitraumes intensive Arbeit geleistet wird. Je kürzer also der Arbeitszeitraum, desto mehr an intensiver Arbeit und echten Ergebnissen ist — gesehen über einen längeren Zeitraum — zu erwarten (siehe hierzu auch unter "Probleme").

Die Aufgabenstellung des Sicherheitskreises lautet wie folgt:

Der Sicherheitskreis im DAV hat sich mit technischen Fragen und Problemen jeglicher Art, die beim Bergsteigen auftreten und die Sicherheit beim Bergsteigen in irgendeiner Weise beeinflussen, zu befassen, insbesondere Grundlagenforschung zu betreiben und – wenn möglich – grundlegende neue Erkenntnisse zu erarbeiten.

Zu den Aufgaben des Sicherheitskreises zählen im einzelnen folgende:

Ausrüstungsgeräte sind zu testen.

Die Führerliteratur ist einer kritischen Betrachtung zu unterzichen. Gegebenenfalls sind entsprechende Schritte zur Berichtigung der Führerwerke einzuleiten.

Der Referent im DAV für Hütten- und Wegebau ist zu unterstützen. Gegebenenfalls ist dieser auf festgestellte Mängel bei versicherten Steiganlagen aufmerksam zu machen.

Abseilversicherungen (Abseilhaken) sind auf häufig begangenen Abstiegen im Gebirge anzubringen.

Nach und nach sind häufig begangene Routen mit soliden Standhaken zu versehen.

Kurz, alle Belange, die die Sicherheit beim Bergsteigen in irgendeiner Weise beeinflussen, sind zu untersuchen und gegebenenfalls sind geeignete Schritte zur Erhöhung der Sicherheit einzuleiten.

In diesem Zusammenhang erhält der Sicherheitskreis das Kommentarrecht zu Aufsätzen und Beiträgen über Sicherheitsfragen beim

Schade um die schönen Pickel! Die Erkenntnisse aus den Pickelschaft-Bruchversuchen des Sicherheitskreises aber bestätigten die Vermutung: Holzschäfte aus Esche oder Hickory haben zu niedrige Festigkeit bei zu großem Streubereich! Foto: Archiv Sicherheitskreis



Bergsteigen in den Mitteilungen des DAV zugesprochen. Eine Pflicht jedoch kann hieraus nicht abgeleitet werden.

Innerhalb des Sicherheitskreises werden kleinere Arbeitsgruppen gebildet (etwa zwei bis drei, maximal vier Mann), die eine aufgegriffene Aufgabe zu bearbeiten haben. Gegen Ende eines jeden Arbeitszeitraumes werden alle Arbeitsergebnisse in Form eines Tätigkeitsberichtes veröffentlicht. Diese Tätigkeitsberichte sind kostenlos beim DAV erhältlich. so lang der Vorrat reicht. Es hat sich gezeigt, daß die Nachfrage danach bisher größer war als das Angebot. Ein erfreuliches Zeichen in zweierlei Hinsicht. Einmal: Das Interesse breiter Bergsteigerkreise (auch solcher im Ausland) an Informationen über Sicherheitsfragen ist größer als vermutet. Zum anderen: Die geleistete Arbeit und die vom DAV dazu aufgebrachten erheblichen Mittel waren keineswegs umsonst.

Arbeitsergebnisse

Während des ersten Arbeitszeitraumes 1969/ 70 wurden von den Mitgliedern des Sicherheitskreises nachfolgend aufgeführte Aufgabengebiete bearbeitet:

Sticht-Sicherung

Mit Hilfe eines mehrfach leihweise beschafften Oszillographen konnte die dynamische Sicherungsmethode von Fritz Sticht (Stichtplatte) untersucht werden. Das Ergebnis in wenigen Worten: Die Stichtplatte beginnt bei etwa 250 kp Belastung dynamisch zu wirken. Allerdings nur unter idealen Voraussetzungen (neue, trockene Seile, richtig dimensionierte Karabiner). Ferner konnte nachgewiesen werden, inwieweit ein Umlenkkarabiner bei einer bestimmten Sturzanordnung den Fangstoß reduziert bzw. wieviel Fallenergie ein Umlenkkarabiner schluckt. Es ist mehr als man bisher allgemein vermutet hat.

Faktor "Mensch"

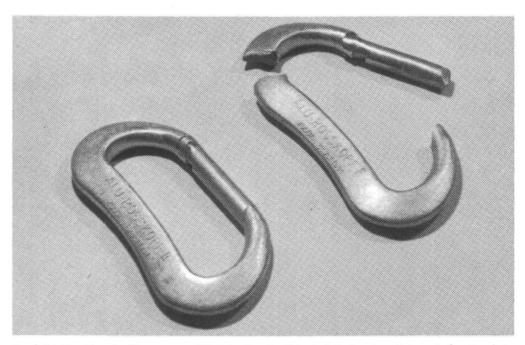
Sicherheistversuche unter praxisnahen Bedingungen wurden bisher mit starren Gewichten aus Eisen oder Blei oder auch mit Sandsackgewichten durchgeführt. Der menschliche Körper aber muß bei einem Sturz in ein Seil anders reagieren als starre oder nahezu unelastische Gewichte. Die Frage, inwieweit der menschliche Körper anders reagiert, ist bis zur Stunde nicht geklärt. Im Rahmen der experimentellen Untersuchungen mit der Stichtplatte ergab sich die Möglichkeit zu prüfen, inwieweit der menschliche Körper gegenüber einem starren Gewicht den Fangstoß in einem Seil reduziert bzw. was der menschliche Körper an Fallenergie schluckt. Das Ergebnis in wenigen Worten: Das Absorptionsvermögen des menschlichen Körpers - Fallenergie zu schlucken - ist bei niedrigen Sturzhöhen und niedrigem Sturzfaktor relativ groß, größer als bisher vermutet wurde. 1966 hat Dieter Hasse mit seinem Sicherungsversuch auf der Schwäbischen Alb die Bergsteiger aus ihrem jahrzehntelangen Dornröschenschlaf schreckt. Alle Fortschritte in der Sicherungstechnik seitdem - zumindest im deutschen Sprachraum - dürften auf den Impuls, den Hasse mit seinem Versuch damals gab, zurückzuführen sein.

Hasses Versuch zeigte ein teils positives, teils negatives Ergebnis. Das Sturzgewicht (Sandsack) konnte von Hasse einwandfrei gehalten werden. Die Verletzungen aber, die Hasse sich dabei zuzog, waren nicht gerade ungefährlich. Es taucht die Frage auf: Sind die erheblichen Verletzungen Hasses auf die Fehlannahme zurückzuführen, der Mensch reagiere bei plötzlicher Verzögerung (Abfangen eines Sturzes) kaum anders als ein Sandsack?

Es konnte anhand der vorerwähnten Versuche nachgewiesen werden, daß der menschliche Körper bei plötzlicher Verzögerung wesentlich elastischer reagiert als ein Eisengewicht bzw. erheblich elastischer als bisher überhaupt angenommen wurde, was zu einer wesentlichen Reduzierung des Fangstoßes führt. Das Ergebnis in wenigen Worten: Bei Sturz- bzw. Sicherungsversuchen ist also 80 kp Eisengewicht oder 80 kp Sandsack nicht gleich 80 kp Mensch.

Knotenfestigkelt von Bandschlingen

Bandschlingen besitzen bei niedrigem Eigengewicht den Vorteil hoher Kantenfestigkeit. Doch Bandschlingen eignen sich nicht für die landläufig bekannten Knoten. Zerreißversuche mit verschiedenartigem Bandmaterial,



Rund 100 Karabiner im Wert von ca. DM 700.— hat der Sicherheitskreis aufgearbeitet mit dem Ergebnis: Einige erreichten nicht die vom Hersteller angegebene Bruchlast. Z.B. Roßkopf-II-Alu-2000, angegebene Bruchlast 2000 kp — gemessene 1670 kp! Foto: Archiv Sicherheitskreis

verschiedenartig geknüpft, wurden durchgeführt. Das Ergebnis in wenigen Worten: Die Knoten Sackstich, Heuknoten (doppelter Sackstich) und Spierenstich ziehen sich unter hoher Belastung auf. Nur der neue, sogenannte Bandschlingenknoten hält.

Haltbarkeit von Pickelschäften

Der Pickelschaft aus Holz ist eine der rückständigsten, dem derzeitigen Stand der Technik am wenigsten entsprechenden, um nicht zu sagen eines der gefährlichsten Glieder der Sicherungskette im Eis. Genügend Unfälle sind bekannt, bei welchen ein Pickelschaftbruch zum Absturz der Seilschaft führte. Pickelschaftbruchversuche wurden innerhalb einer Versuchsreihe mit 34 Pickelschäften durchgeführt. Das Ergebnis in wenigen Worten: Holz in seiner ursprünglichen Form ist unzuverlässig (großer Streubereich der Festigkeitswerte). Nur verleimtes Holz weist einen akzeptablen Streubereich auf.

Haltbarkeit von Karabinern

Seit etwa einem Jahrzehnt findet man auf nahezu allen Karabinern Festigkeitsangaben. Dem Sicherheitskreis war bekannt, daß verschiedene Karabinerhersteller ihre Produkte nach unterschiedlichen, teilweise nicht der Praxis entsprechenden Methoden prüfen. Deshalb wurde eine Versuchsreihe gestartet, bei der die Prüflinge mit Seilschlaufen eines 11-mm-Kernmantelseiles belastet wurden. Das Ergebnis in wenigen Worten: Einige wenige Prüflinge wiesen niedrigere Festigkeitswerte auf als vom Hersteller angegeben, andere lagen wesentlich höher, bis zu 1000 kp und mehr darüber. (Diese Versuchsreihe erfolgte gleichzeitig - jedoch unabhängig davon - mit Erscheinen der von der UIAA festgelegten Prüfmethode für Karabiner. Letztere weicht zwar von der vom Sicherheitskreis praktizierten Methode ab, kommt der Belastung unter praxisnahen Bedingungen jedoch nicht näher.)

Schwierigkeitsbewertung

Die Schwierigkeitsbewertung befindet sich im Umbruch. Man hat erkannt, daß die Freikletterei im Gegensatz zur reinen Hakenkletterei erheblich mehr Erlebnisgehalt bietet, erheblich mehr Können fordert. Die Bestrebungen der UIAA gehen dahin, die Freikletterei in irgendeiner Form aufzuwerten. Dabei sollte die eingeführte Welzenbachskala nicht über den Haufen geworfen werden, sie sollte ergänzt werden. Das Ergebnis in wenigen Worten: Der Schwierigkeitsbewertungsausschuß der UIAA hat ein Bewertungssystem erarbeitet, das vom Exekutivkomitee der UIAA inzwischen verabschiedet und von der UIAA veröffentlicht wurde. An der Erarbeitung dieses Bewertungssystems nahm der Sicherheitskreis als Vertreter des DAV teil.

Neue Abseilhaken

Die Arbeit des Sicherheitskreises konnte sich nicht allein auf Grundlagenforschung, Materialtests und dergleichen mehr beschränken. Seit Bestehen des Sicherheitskreises stand fest, daß auch praktische Arbeit in den Bergen geleistet werden mußte. Als vordringlichste Aufgabe dieser Art wurde der Aufgabenstellung gemäß das Anbringen solider Abseilhaken auf vielbegangenen Abstiegsrouten in den Nördlichen Kalkalpen in Angriff genommen. So wurden während des Berichtszeitraumes 1969/70 im Wilden Kaiser, in den Berchtesgadener Alpen, im Wetterstein und im Karwendel (und mit Referenzhaken im Frankenjura) insgesamt 33 Abseilhaken angebracht, im einzelnen wie folgt:

Abstieg durch den Mateják-Kamin vom Ausstieg der Karlspitze-Ostwand;

Abstieg durch den Südkamin des Großen Mühlsturzhornes;

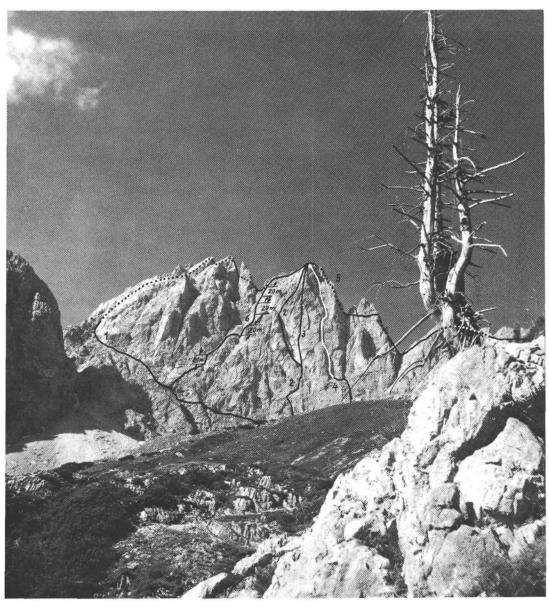
Abstieg durch die Spindler-Schlucht im Karwendel;

Abstieg über den Westgrat vom Westgratturm der Schüsselkarspitze.

Neben den oben angeführten abgeschlossenen Versuchsreihen wurde eine weitere Untersuchung in Angriff genommen. Verschiedene Versuche sollten Erkenntnisse liefern über den Unterschied von Hakenfestigkeitswerten im Fels bei statischer Belastung (Belastung mittels Flaschenzug) und dynamischer Belastung (Belastung mittels fallendem Gewicht). Es stand fest, daß ein solcher Versuch nur mittels Bohrhaken durchzuführen war, von welchen man annehmen kann, daß sie, innerhalb eines annähernd homogenen Felsbereiches gesetzt, annähernd gleiche Vor-







Seite 198 oben: Großes Mühlsturzhorn von Süden; den Abstieg über die Südkamine (1) hat der Sicherheitskreis 1970 mit sechs gebohrten Abseilhaken versehen. Die Zahlen geben die Abseillängen an. 2 = Südverschneidung (Hollerieth/Lobenhoffer) mit direktem Ausstieg (Gebr. Schülein); 3 = Direkte Südkante (Schertle/Werner); 4 = Direkte Südkante (Hinterstoißer/Kurz). Seite 198 unten: Einen neuen Abseilweg, der die gefährliche Nordschlucht meidet, richtete der Sicherheitskreis am Bauernpredigtstuhl ein. 1 = Lucke-/Stroblriß; 2 = Alte Westwand; 3 = Rittlerkante. Seite 199: Einen alten Notabstieg (6) auf teilweise neuer Routenführung hat der Sicherheitskreis auch vom Kopftörlgrat (5) an der Ellmauer Halt wieder hergerichtet und mit zuverlässigen Haken versehen für all die, die dort in Zeitnot oder – häufiger – in ein Unwetter geraten. 1 = Normalweg zur Ellmauer Halt; 2 = Leuchsturm-Dreierführe; 3 = Leuchsturm – Direkte Südwandführe. Fotos: Archiv Sicherheitskreis

aussetzungen bieten würden. Es zeigte sich im Laufe dieser Versuche aber, daß dies nicht der Fall ist. Die Bohrlöcher von Hand sind trotz sauberen Arbeitens zu unterschiedlich. Mal bricht die Felskante aus, mal nicht, mal mehr, mal weniger. Blieb nur die Möglichkeit einer einwandfrei definierbaren Einspannung in Eisen. Da der Versuch Vergleichswerte und keine absoluten Werte liefern sollte, spielte das Medium, worin die Haken steckten, keine primäre Rolle. Aber auch bei den Versuchen mittels Eisenplatte als Felsersatz zeigte sich, daß die ganze Problematik nicht so leicht in den Griff zu bekommen ist. Die praktizierten Sturzhöhen von maximal fünf Metern waren zu gering, um einen Bohrhaken aus einer Eisenplatte herauszureißen, obwohl die Haken nur lose in den Bohrungen steckten. Außerdem dürfte die auch mittels Eisenplatte nicht einwandfrei definierbare Einspannung die Ergebnisse innerhalb niedriger Sturzhöhen erheblich verfälschen. Das Ergebnis in wenigen Worten: Die bisherigen Versuche in dieser Richtung lassen noch keinerlei Schlüsse zu. Sie zeigen lediglich, daß hier noch eine größere Versuchsreihe mit größeren Sturzhöhen und vor allem höheren Sturzfaktoren notwendig ist.

Der ausführliche Tätigkeitsbericht 1969/70 (mit 123 Seiten) ist beim DAV, 8 München 22, Praterinsel 5, erhältlich.

Der zweite Arbeitszeitraum 1971/72 neigt sich dem Ende zu. Teilweise konnte die begonnene Arbeit fortgesetzt, teilweise konnten neue Aufgabengebiete aufgegriffen werden. Bei Drucklegung waren noch nicht alle Arbeiten abgeschlossen, so daß hier nur ein oberflächlicher Überblick vermittelt werden kann, im einzelnen wie folgt:

Ermittlung von Festigkeitswerten von Eispickeln im Firn, Vergleich dieser Werte mit der von der UIAA-Materialkommission entworfenen Prüfmethode.

Pickelschaftbruchversuche mit neuen, seit 1971 auf dem Markt aufgetauchten Pickelschäften aus Kunststoff (GfK) und Metall (Alu).

Karabinerzerreißversuche mit neuen, seit 1971 auf dem Markt aufgetauchten Karabinermodellen.

Vergleich des Fallenergie-(Arbeits-)aufnahmevermögens von derzeit auf dem Markt erhältlichen Steinschlaghelmen. Die Alterung von Bergseilen ist nahezu unerforscht. Versuche werden sich über längere Zeiträume erstrecken. Als erstes gilt es, eine Bestandsaufnahme aller bisher hierüber erschienenen Veröffentlichungen zu machen.

Der Schwierigkeitsbewertungsausschuß der UIAA hat sich zur Aufgabe gemacht, Musterbeschreibungen einiger häufig begangener Routen zu erstellen. Der Sicherheitskreis ist behilflich.

Neue Abseilrouten wurden eröffnet. So vom Bauernpredigtstuhl (Wilder Kaiser), um den meist mit Eis gefüllten, nicht ungefährlichen Abstieg durch die Nordschlucht zu meiden, und vom Gipfel des Leuchsturmes (Wilder Kaiser), um Begehern des relativ langen Kopftörlgrates die Möglichkeit zu geben, bei Wettersturz den Grat schnell verlassen zu können. Beide Abstiegsrouten wurden so markiert, daß sie nur von oben eingeschen werden können, also Uneingeweihte nicht von unten verleiten können. Ferner wurden die Quergangshaken in der Fleischbank-Ostwand und in der -Südostwand durch solide (gebohrte) Abseilhaken ersetzt.

In der Untersberg-Südwand (Barth-Niedermayer-Route und Barth-Kamin) wurden solide (gebohrte) Standhaken angebracht. Jener Unfall, bei welchem fünf Bergsteiger aus dieser Wand stürzten, veranlaßte Franz Rasp (Berchtesgaden) zu diesem Vorschlag, den der Sicherheitskreis dankbar aufgriff.

Referenzversuch zum Unfall Karl Herrmann/Paul Vogler am Bumiller-Pfeiler des Piz Palü im Mai 1972. Zwei 9-mm-Kernmantelseile rissen beim Sturz des vorauskletternden Herrmann.

Der Tätigkeitsbericht 1971/72 wird kostenlos beim DAV (siehe oben) ab etwa April 1973 erhältlich sein.

Trotz der vom DAV großzügig zur Verfügung gestellten Mittel konnten die ausgedehnten Versuchsreihen mit einer Vielzahl von Test- und Versuchsmaterial nur durch die großzügigen Sachspenden der Firmen SALEWA, München, SPORTHAUS SCHUSTER, München, und EDELRID, Isny/Allgäu, durchgeführt werden. Den genannten Firmen sei an dieser Stelle Dank gesagt. Auch der Firma SIEMENS, Berlin und München, ist der Sicherheitskreis zu Dank verbunden, insbesondere den Herren Dipl.-Ing. Werner Buch (Siemens Berlin) und Ing. Grad.

Erwin Vuzem (Siemens München), die es ermöglichten, den Sicherheitskreis durch kostenlose Überlassung eines Oszillographen zu unterstützen

Probleme

Iede ehrenamtliche Tätigkeit birgt Probleme in sich. Ehrenamtlich heißt in der Regel nebenberuflich, und das bedingt: Einsatzbereitschaft und Einsatzvermögen für die ehrenamtliche Tätigkeit muß hinter dem beruflich notwendigen Einsatzvermögen zurückstehen und kann in der Regel nur etwa ein Bruchteil desselben betragen. Kommt hinzu, daß aktive - also meist jüngere - Bergsteiger im Beruf meist noch nicht allzu sattelfest sind. sich beruflich also meist mehr engagieren müssen, was wiederum am wenigen für ehrenamtliche Tätigkeit möglichen Einsatzvermögen zehrt. Kommt nicht zuletzt hinzu, daß ein Großteil der Freizeit - wie kann es bei aktiven Bergsteigern anders sein - mit Vorliebe mit Bergsteigen ausgefüllt wird. Somit reduziert sich das bereits auf ein Minimum zusammengeschrumpste Einsatzvermögen hinsichtlich Mitarbeit im Sicherheitskreis zwangsläufig noch einmal erheblich. So fiel bis jetzt dem Vorsitzenden des Sicherheitskreises - und wo ist es bei ehrenamtlicher Tätigkeit schon viel anders (?) - die Hauptaufgabe der möglichst nie zu erlahmenden Triebfeder zu, um die Mitglieder des Sicherheitskreises immer wieder zu neuer Arbeit anzuspornen, sofern es ihm selbst aus vorgenannten Gründen überhaupt möglich war. Die bisher erzielten Arbeitsergebnisse mögen zuversichtlich stimmen, objektiv betrachtet aber müssen sie quantitativ als sehr bescheidener Anfang gewertet werden. Was auch immer in den ersten vier Jahren im Sicherheitskreis an Arbeit geleistet wurde, es macht sich sehr bescheiden aus vor dem Berg der bisher noch ungelöst gebliebenen Probleme. Die Forderung aller Seiten nach mehr Sicherheit beim Bergsteigen kann nicht überhört werden. Die Aufnahmebereitschaft breiter Bergsteigerkreise für weitere Sicherheitsempfehlungen jeglicher Art ist nicht zu übersehen. Schließlich geht's ums Überleben. Fehlt nur die quantitative Kapazität, mehr, viel mehr Forschungsarbeit leisten zu können, um so schneller zu weit umfassenderen Erkenntnissen auf dem Gebiet der Sicherheit zu kom-

Abgesehen von den durch die UIAA-Normen qualifizierten Bergseilen befand sich die Ausrüstung des Bergsteigers (selbstredend Felsund Eiskletterer inbegriffen) noch zu Beginn des letzten Jahrzehnts – gemessen an den technischen Errungenschaften dieses letzten Jahrzehnts – in einem Zeitraum technischen Mittelalters. Jetzt, zu Beginn der 70er Jahre sind wir nicht viel weiter.

Dies zeigt sich deutlich darin, daß nur zu oft Forschungs- und Entwicklungsvorschläge von außen an den Sicherheitskreis herangetragen werden (wofür der Sicherheitskreis stets dankbar ist), und grundsätzlich darin, daß der oben zitierte Berg noch ungelöster Probleme aufgrund der bisher gewonnenen Erkenntnisse keineswegs kleiner, sondern nur noch größer geworden ist.

Dies sollen einige nachfolgend aufgeführte Hauptprobleme verdeutlichen, von welchen jetzt schon bekannt ist, daß sie sich nicht im Handumdrehen werden lösen lassen, sondern einige Jahre intensiver Forschungstätigkeit in Anspruch nehmen werden, und die vor allen Dingen dringendst der Lösung harren:

Wie groß ist die Seilalterung in Abhängigkeit aller in der Praxis möglichen Einflußfaktoren?

Wie groß ist im Falle eines Sturzes in Abhängigkeit vom Sturzfaktor die Verletzungsgefahr (Stauchgefahr) für die Wirbelsäule dann, ist der Stürzende mittels Klettergürtelsitz eingebunden?

Was kann noch zur Erhöhung der Sicherheit der Standplatzfixierung im Firn beigetragen werden? Versuche des Sicherheitskreises mit Firnankern zeigten durchwegs negative Ergebnisse.

Steinschlaghelme sind in ihrer derzeitigen Konzeption nicht viel mehr als ein Kopfschutz gegen herabfallende Steinchen. Wie kann ein Steinschlaghelm konzipiert werden, der erheblich mehr (als bisher üblich) an Fallenergie aufnehmen kann? Die gleiche Forderung bzw. Entwicklung vollzieht sich derzeit im Fahrzeugbau: die gefragte Knautschzone. Warum werden nicht alle sich ereignenden- in ihren technischen Ursachen bekannten Unfälle später simuliert, um so technische Unvollkommenheiten klar zu lokalisieren und an deren Beseitigung zu arbeiten?

Warum werden auf häufig begangenen Abstiegen nicht mehr solide Abseilhaken angebracht?

Warum werden schließlich in häufig begangenen Routen nicht mehr solide Standhaken angebracht? Es steht außer Zweifel, daß einwandfrei sichere Standhaken der an Erlebnisgehalt nicht zu überbietenden Freikletterei nur positive Impulse verleihen können. Wer seinen sichernden Seilzweiten an zweifelhaften Standhaken weiß, wird freiwillig nie das "Letzte im Fels" wagen.

Allein mit den hier aufgeführten Fragen und Problemen wäre der Sicherheitskreis über Jahre hinaus ausgelastet, ganz abgesehen von der wohl nie zu vollendenden Aufgabe, häufig begangene Routen mit soliden Standhaken zu versehen.

Es zeichnet sich also zur Stunde bereits deutlich ab, daß der Sicherheitskreis in seiner derzeitigen Form jetzt schon und erst recht während der nächsten Jahre den Arbeiten und Aufgaben seiner Aufgabenstellung nach quantitativ nicht gewachsen ist und zukünftig schon gar nicht gewachsen sein wird. Der Berg ungelöster Forschungs- und Entwicklungsarbeit ist zur Zeit kaum überschaubar geworden. Allein der sich die nächsten Jahrzehnte immer mehr ausbreitende Himalayaismus wird ungezählte Sicherheitsprobleme aufwerfen.

Zukunft

Forschungs- und Entwicklungsaufträge verschlingen Unsummen an Geld. Bestes Beispiel: alle zukunftsweisenden Technologien wie die Entwicklung künstlicher Herzen, die Entwicklung neuer Antrichtssysteme für Straße und Schiene und die alles übertrumpfende Entwicklung in der Luft- und Raumfahrt. So kostet beispielsweise eine Forschungs- bzw. Entwicklungsstunde des größten deutschen Luft- und Raumfahrtkonzerns zwischen 80,— und 300,— DM. Die Benutzung irrsinnig teurer Geräte und Apparaturen, sowie das know-how setzen die Kostenmaßstäbe.

Der Sicherheitskreis befaßt sich weniger mit zukunftsträchtigen Problemen als vielmehr mit Aufgaben, die schon Generationen früher hätten gelöst werden müssen. Notwendige Geräte hierzu sind nicht billiger geworden.

Die für eine intensive Forschungs- und Entwicklungsarbeit notwendigen Mittel aber kann der DAV nicht freimachen, da andere Aufgaben die bescheidenen Mittel bereits binden und diese notwendigen Mittel auch in keinem Verhältnis zum Gesamthaushalt stehen würden. Fragt sich, wer außer dem DAV noch Interesse daran haben könnte, Unfälle im Gebirge – und das Bergsteigen ist nun mal recht gefahrenträchtig – von grundauf zu verringern – besser noch – auf ein absolutes Minimum zu reduzieren.

Es müssen die Versicherungsträger und cs muß vor allem unser Staat sein, dem es nicht gleich sein kann, wenn er auf der einen Seite nichts gegen die Breitenentwicklung im Bergsport einzuwenden hat, gleichzeitig aber andererseits nichts zur Verhinderung von Bergunfällen tut.

Letztlich sei darauf hingewiesen, daß das Bergsteigen eine hochaktuelle Möglichkeit darstellt, dem heutzutage beinahe dem sportlichen Nichtstun verfallenen Menschen zu natürlicher Bewegung zu verhelfen.

Wäre dies nicht bitter notwendig, sogenannte Trimm-Dich-Pfade und Trimm-Dich-Spiele wären überflüssig.

Bergsteigen in all seinen Formen, jedoch ohne die derzeit noch viel zu hohe Unfallquote dürfte grundsätzlich zu einer der allervernünftigsten Möglichkeiten, die Volksgesundheit zu erhalten, zu zählen sein.

Dies zu erkennen und die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, sollte eine der zukünftigen Aufgaben der Bundes- und Staatsministerien sein, die sich mit Gesundheit zu befassen haben.

Anschrift des Verfassers: Pit Schubert, 8025 Unterhaching, Vollmarstraße 20.

In dankbarer Erinnerung gedenken wir unseres Mitgliedes Dr. Ing. Bernd Melzer, der im Sommer 1970 beim Versuch, den damals noch unbezwungenen 7453 m hohen Malubiting im Karakorum zu bestelgen, von einer Elslawine in ungefähr 6000 m Höhe verschüttet wurde.

Der lange Weg nach Pian Trevisan

Eine Begehung der Marmolata-Südwand

GERHARD LEUKROTH

Unsere Tour bestand diesmal vor allem aus Überraschungen. Während wir im Regen den steilen Pfad vom Stausee unterhalb des Marmolata-Gletschers hinabstolpern, immer in Angst, auf einer nassen Latschenwurzel auszurutschen und in einem Kuhfladen zu landen, erinnere ich mich an die Vergangenheit, die vor wenigen Stunden noch lebendige Gegenwart war.

Die erste Überraschung erlebten wir schon im Aufstieg zum Biwak. Denn kurz vor dem Ombrettapaß erwischt uns ein Gewitter. Die Abenddämmerung verwandelt sich plötzlich in Finsternis. Sturm peitscht dicke Regentropfen auf unsere schnell übergestreiften Anoraks. Im zuckenden, rötlichen Leuchtfeuer der Blitze ragen die schwarzen Felszacken der Paßhöhe über uns wie glühende Kohlen auf. Danach ist die Dunkelheit bis zum nächsten Blitz rabenschwarz. Die Donnerschläge lassen den Boden unter unseren Füßen erzittern, Hagelkörner prasseln auf den Steinschlaghelm, den ich noch über die Anorakkapuze gestülpt habe. "Hölle und Verdammnis!", schimpfe ich vor mich hin: "Das ist der abschreckendste Empfang im

Reich der Marmolata, den man sich denken kann! Hoffentlich finden wir in diesem Inferno die Biwakschachtel, sonst sehe ich schwarz..., aber wo ist eigentlich Curt, der Oldtimer, mit dem ich morgen die klassische Route der Marmolada-Südwand begehen will?" Kurz vor der Paßhöhe im Windschatten eines Felsblockes, bleibe ich stehen und spähe zurück: während der kurzen Helligkeit der Blitze sehe ich einige Serpentinen unter mir eine vermummte Gestalt, die sich Schritt um Schritt gegen den Wind nach oben kämpft.

Diesen Anfang hatten wir uns anders vorgestellt: Im warmen Licht der Nachmittagssonne wollten wir gemütlich zum Contrinhaus bummeln, in der Abendkühle den steilen Weg zur Biwakschachtel hinaufgehen, vielleicht noch ein kleines Feuer mit Holzresten aus den Unterständen entfachen, den Weg durch die Wand betrachten, im Abendlicht fotografieren und sich dann behaglich auf den Betten der Unterkunft ausstrecken. Stattdessen aber kriechen wir jetzt auf der Paßhöhe am Grat auf allen Vieren entlang, damit uns der Sturm nicht umwirft. Als Curt endlich die Tür der Biwakschachtel aufreißt, fallen uns laut schimpfend einige in Decken gehüllte Gestalten entgegen.

"Sind hier noch zwei Plätze zum Campieren?" frage ich in das Gewühl aus Armen, Beinen und Köpfen hinein. Gelächter tönt zurück und dann die Frage: "Für Burschen



Blick vom Ombrettapaß auf Pelmo (links) und Civetta (rechts).

Foto: J. Winkler

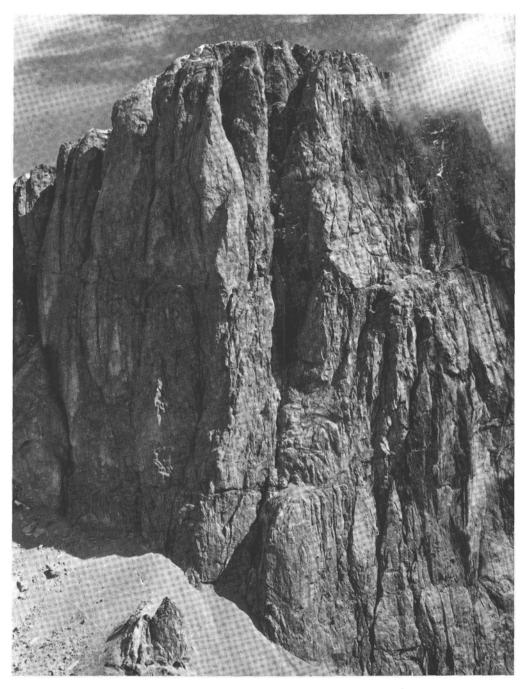
oder Mädchen?" Für zwei Mädchen würden die Kerle in ihren Betten sofort zusammenrücken, aber für uns bleibt nur noch ein Stück Fußboden unter dem Klapptisch übrig.

Wir sind am anderen Morgen wie gerädert. Noch vor Sonnenaufgang machen wir in der Morgenkälte Freiübungen vor der Biwakschachtel, um die eingeschlafenen Glieder zu wecken. Im Osten zeichnen sich die Umrisse von Monte Pelmo und Civetta dunkel vor einem blaßgelben Himmel ab, der immer heller wird und warme Farben über die ferne Landschaft ausbreitet, während die Einstiegsrisse der Marmolata-Südwand vor uns noch in ein bläulich-kaltes Licht getaucht sind. Vier Zweimannseilschaften bereiten sich für diesen Weg vor. Die anderen Insassen der Biwakschachtel rekeln sich noch in den Betten. "Jochbummler, die den Kletterern nur den Platz wegnehmen", schimpst Curt, "die können doch mit ihren Mädchen auch im Contrinhaus alpin beischlafen!"

Auf der ersten Terrasse in der warmen Morgensonne haben wir die schlechte Nacht vergessen, aber dafür beschäftigt uns jetzt eine andere böse Überraschung: Als ich Curt in der letzten Seillänge der schwierigen Einstiegsrisse nachhole, tönt plötzlich ein lauter Schmerzensschrei und der Ruf: "Straffhalten!" zu mir herauf. Plötzlich hängt der Oldtimer schwer in den Seilen, so daß es mir in der Kreuzsicherung schmerzhaft den Brustkorb zusammenzieht. "Mit dem alten Knaben machst du vielleicht was mit", fluche ich leise vor mich hin und frage laut nach unten: "Was ist los?" "Mein Arm, mein Arm!", tönt es klagend zurück, "ich habe mir den Arm ausgekugelt!" "Versuch' die Flosse schnell wieder einzukugeln!", rufe ich aufgeregt nach unten, "sonst müssen wir abseilen!" Zurück? Noch jetzt im Regen während des eintönigen Abstieges nach Pian Trevisan befällt mich bei diesem Gedanken Unbehagen, Gestern bei herrlichstem Wetter in der Wand erschien er mir einfach undurchführbar. Die schwersten Stellen des Weges liegen hinter uns, die Genußkletterei beginnt und da soll plötzlich alles zu Ende sein? Wie oft habe ich mir diesen Tag vorgestellt, in der Stadt in meinem Büro hinter dem Schreibtisch sitzend, wenn vor dem Fenster graue Wolken vorüberzogen und Regentropfen gegen die Scheibe trommelten. Marmolata-Süd war dann

das Zauberwort, das die grauen eintönigen Tage, die im Alltag nicht ausbleiben, verwandelte und mich davor bewahrte, gleichgültig und träge zu werden. Der Gedanke an diese Felsmauer aus rötlich-gelbem Dolomit war lange Zeit für mich das Bollwerk gegen die verlockende Flut des bequemen Lebens, in der wir alle gern mitschwimmen und unversehens ersaufen. Wonn du dir aber diese Wand zum Ziel setzt, mußt du frei bleiben vom Konsum- und Meinungszwang der formierten Gesellschaft. Du mußt nicht nur die Sauf-, Freß- und Luxuswelle der kritiklosen, schweigenden Mehrheit meiden, sondern dich vor allem auch einer Denkweise enthalten, die in den Versicherungspalästen unserer Zeit ihren sichtbaren Ausdruck findet. Denn zum Klettern brauchst du außer einem trainierten Körper ohne Übergewichtsspeck auch einen Geist, dem die Unsicherheit menschlicher Existenz trotz aller scheinbaren Sicherheiten der Zivilisation bewußt bleibt und der trotzdem ia sagt zum Abenteuer einer Bergtour mit ungewissem Ausgang. Und auf ein solches Erlebnis sollten wir jetzt verzichten müssen? "Curt", rufe ich nochmals nach unten, "was machst du? Geht's weiter?" Statt einer Antwort dringt zunächst nur ein dumpfes Stöhnen aus dem Kamin zu mir herauf und endlich nach banger Wartezeit: "Ich glaub', jetzt ist er wieder drin!" Tatsächlich hat sich Curt seinen ausgekugelten Oberarm selbst wieder eingerenkt. Als er endlich bei mir auf der Terrasse ankommt, ist sein sonst braunes, faltiges Gesicht grau und zerknittert: "Das war vielleicht eine Pferdekur", sagt er mit tonloser Stimme, "ich habe die Schulter an den Fels gestemmt, den Arm einige Male hinund hergedrückt und als der Schmerz am stärksten war, ist er plötzlich wieder eingesprungen. Aber jetzt kann ich die Hand nur noch bis in Schulterhöhe heben, hochlangen ist unmöglich!" "Was machen wir jetzt, Curt", frage ich mit kaum merklicher Unruhe in der Stimme, "seilen wir ab?" Er schaut mich kurz von der Seite an, bemerkt sofort, welche Enttäuschung für mich ein Rückzug wäre und knurrt unwillig: "Ach Quatsch, wir gehen weiter! Wenn du an schwierigen Stellen das Seil ordentlich straff hältst, wird's gehen."

Die Sonne brennt jetzt unerbittlich heiß auf unsere Köpfe unter den Steinschlaghelmen,



Die Marmolata-Südwand, der Schauplatz unserer Geschichte; die beschriebene Bettega-Tomassonführe benutzt die Rißreihe rechts der 1. Terrasse (besonnter Schuttabsatz unter Schlucht in Gipfelfallinie), leitet sodann schräg rechts aufwärts zur 2. Terrasse (breites Band am Ende des zweiten Wanddrittels), von hier durch eine Schluchtreihe zur Westgratscharte, die gerade noch von der abziehenden Wolke verdeckt wird.

Aus W. Pause: "Im schweren Fels", BLV-Verlag München; Foto J. Ghedina

die wir nicht absetzen dürfen, weil die Seilschaften über uns ab und zu Steine lostreten, die bedrohlich nahe an uns vorbeipfeifen. Ich steige in den kleingriffigen, grauen Platten aufwärts, die zu der Schluchtkehle unterhalb der zweiten Terrasse führen. Die Sicherungshaken an der schwierigen Einstiegsstelle sind nicht vertrauenswürdig. Deshalb wähle ich mit größter Vorsicht Griffe und Tritte aus und vergesse dabei zeitweise völlig meine Umwelt. Nur wenn ich den Blick nach oben wende zu dem großen an der Wand angelehnten gelben Turm, oder hinüberschaue zum Südpfeiler, wo sich eine italienische Seilschaft langsam, aber stetig höher bewegt, tauche ich aus der Bewußtseinsverengung des Kletterns auf, überrascht und fasziniert von den außergewöhnlichen Größenverhältnissen dieser Wand: Der gelbe Turm, den wir rechts umgehen müssen, hat beinahe die Höhe des Delagoturmes im Rosengarten! In der Seillänge von der Schluchtkehle hinauf zur zweiten Terrasse gibt es zahllose Möglichkeiten, sich zwischen Platten, Rinnen und Kaminen zu verlaufen! Als ich einigen stark verrosteten Haken folge, hänge ich plötzlich in schwierigem Gelände, aus dem ich nur mit Mühe wieder herauskomme. Hier muß jeder die Suppe selbst auslöffeln, die er sich einbrockt: eine einzige Fehlentscheidung bei der Wahl des Weges, der Belastung eines Trittes oder der Benutzung eines wackligen Hakens, kann unter Umständen katastrophale Folgen haben. Später, auf einem Standplatz, während des Abstieges nach Pian Trevisan vielleicht, oder auch erst zuhause in der Erinnerung fällt mir ein: Eigentlich wird in allen Bereichen unseres Lebens dasselbe von uns verlangt, wie auf einer Bergtour: das Bestehen in der Ungewißheit durch verantwortliches, zielgerichtetes Handeln. Wir vergessen das nur im Alltag, weil hier, in den unübersichtlich gewordenen Verhältnissen einer komplizierten Umwelt, die Tat des Einzelnen scheinbar immer bedeutungsloser wird,

Unter mir sehe ich jetzt das Gesicht des Gefährten zwischen dem graugelben Dolomitgestein auftauchen. Er lacht schon wieder, obgleich er noch einige Male im Seil gehangen hat. Aber ich ziehe gern, wenn nur dafür sein Arm im Gelenk bleibt und wir heute noch unser Ziel erreichen. Als wir gegen Nachmittag auf der zweiten Terrasse sind, haben sich am Himmel dunkle Wolken zusammengebraut, die in bedrohlicher Nähe an den Gipfeln der Palagruppe, am Monte Agner und über der Civetta hängen. Deshalb ist unsere Rast an dem kleinen Wasserfall nur kurz. Auf dem Weiterweg zum Ostgrat hinauf steigen wir im Nebel, die ersten Hagelkörner prasseln auf den Fels, trommeln auf den Steinschlaghelm und knistern in den Falten des Anoraks. Wir müssen möglichst schnell raus aus diesem unwirtlichen Steinbruch!

Als wir endlich im Schneetreiben neben dem Metallkreuz des Gipfels stehen, erklärt Curt: "Über den Westgrat bringen mich heute mit meinem lädierten Arm keine zehn Pferde mehr runter! Ich schlage vor, wir schlafen hier oben in der Gipfelhütte und steigen morgen früh, wenn sich das Gewitter verzogen hat, in der Morgensonne gemütlich ins Tal zurück." Die nächste Überraschung bleibt nicht aus: Am anderen Morgen liegt vor der Hütte 20 cm Neuschnee. Dichter Nebel und Schneetreiben erschweren die Orientierung. Wir stapfen halb blind am Westgrat entlang und suchen den Anfang der mit Drahtseilen und Eisenklammern versicherten Felsen des Abstiegs. Ein aussichtsloser Versuch! Denn der Schnee liegt an diesem Tag - wie wir später erfahren - bis hinunter zum Ombretta-Paß. Wir gehen schließlich auf unseren eigenen, schon halb verwehten Spuren wieder zur Hütte zurück. Hier ist kurz vorher eine Seilschaft über den Normalweg eingetroffen, die wegen des schlechten Wetters sofort wieder umgekehrt ist. Wir folgen den kaum noch sichtbaren Spuren über den Grat durch die Felsen hinunter zum Gletscher.

Nach der langen Wanderung im Regen tauchen endlich die glänzenden Dächer der Häuser von Pian Trevisan vor unseren Augen auf. Wir sitzen vor der lang herbeigesehnten Kneipe mit einem Bier in der Hand und warten auf den Bus, der nicht kommt, weil das Personal streikt, damit's uns nicht zu wohl geht.

Anschrift des Verfassers: Dr. Gerhard Leukroth, 6786 Lemberg, Sangstraße 13.

Fuji

EBERHARD ROSENKE

Gáooo-gáooo-gáoo. Eine wohlklingende Stimme. Eine Katze? Nein, ein Rabe. Ein japanischer Rabe. Ich liege in einem japanischen Wald im Zelt, am Ufer des Ashi-Sees. Ich friere. Ich will auf den Fuji-Berg klettern. Es ist fünf Uhr. Achzend winde ich mich aus dem Schlafsack und öffne das Zelt. Ein Kondenswasserregen geht auf meinen Rücken nieder. Der Rabe fliegt weg. Sein Schweigen verliert sich in einem melodischen Klingen, das den Wald erfüllt. Viele unscheinbare kleine Vögel bringen es hervor, indem sie langgezogene, sanste Flötentöne hören lassen, die in einem Triller abbrechen. Ich höre ganz deutlich die Melodie des Liedes "Zwischen Berg und tiefem tiefem Tal" und wundere mich sogar, hier dieses Lied zu hören. Das Hemd, welches ich vorgestern gewaschen habe, ist noch ganz naß. Dann muß es eben am Körper trocknen,

Es dauert eine halbe Stunde, bis ich die Routinearbeit des Wanderers, das Rucksackpakken, erledigt habe und losmarschieren kann. Der Weg führt durch dichtes Unterholz. Hohes Schilfgras, Lianen und Spinnenweben hemmen meinen Lauf. Dann folge ich einer Asphaltstraße, die sich zu einem Kraterrand hinauf windet. Der See und seine Umgebung befinden sich im Innern eines Kraters.

Auf einer leeren Straße, früher die wichtigste Poststraße zwischen Tokio und Kioto, läuft es sich gut.

Einatmen: Zwischen Berg und — ausatmen: tiefem tiefem Tal — einatmen: saßen einst zwei — ausatmen: Hasen. Ekelhaft, dieses Lied. Ich will lieber daran denken, was ich oben auf dem Kraterrand tun kann, wenn dort kein Weg von der Straße abzweigt. Ach was, es muß einfach ein Weg abzweigen. Noch räkeln sich die Autofahrer in den Betten. Hinter dem gegenüberliegenden Kraterrand durchdringt die Sonne den Nebel und brennt mir ins Genick. Ich ziehe die kurzen Hosen an. Oben auf dem Paß zweigt wirklich ein schmaler Trampelpfad ab. Er führt in eine verschwimmende Ebene. Ich folge ihm durch dichtes Buschwerk und metertief eingeschnit-

tene, ausgetrocknete Bachbetten bis zu einem breiten Weg, der mit grobem Schotter bedeckt ist. Hin und wieder sehe ich weiß- und rotblühende Büsche. Große Schmetterlinge flattern wie Kolibris vor den Blüten. Ich singe, bis ich heiser bin. Das Gehen auf Schotter ist anstrengend in leichten Basketballschuhen. Plötzlich stockt mein Schritt: ein geschmeidiger schwarzer Körper bewegt sich über den Weg. Ein schwarzer Panther! durchfährt es mich, denn ich habe irgendwo etwas über Leoparden in Japan gelesen, und lange nach meinem Klappmesser. Doch das Raubtier verwandelt sich in einen wedelnden Hund. Inzwischen befinde ich mich in der Zedern-

forstregion. Das Bachbett, dem der Weg folgt, füllt sich unterhalb eines Kraftwerks mit Wasser und umgibt sich mit einer üppigen Vegetation. Dann hört der Wald auf. Eine Häuseransammlung wird sichtbar. Alle Häuser sind umgeben von überfluteten kleinen Feldern, die durch schmale Wälle und Wege voneinander getrennt sind. Das Dorf liegt in einem Kultursumpf. Im Wasser stehen gekrümmte Menschen mit großen Strohschirmen auf den Köpfen, Hals und Stirn durch ein weißes Tuch geschützt. Sie pflanzen kleine Reisgräser. Die Halme überdecken die Fläche des Feldes wie ein Raster. Wie das Bewässerungssystem arbeitet, kann ich nicht ergründen. Sicher kann es nur funktionieren, wenn alle Bauern zusammenarbeiten. Ein Bauer pflügt auf einem trockengelegten Feld mit einem Motoroflug.

Um 10 Uhr bin ich in einem kleinen Ort namens Gotemba, der etwa 700 m über dem Meeresspiegel liegt. Nach meiner japanischen Wanderkarte beträgt die kürzeste Entfernung von hier bis zum Gipfel des Fuji nicht mehr als 20 km. Aber ich sehe den Berg nicht. Auch Wolken, die ihn verdecken könnten, sehe ich nicht. Da dies zweifellos der Ort Gotemba ist und da ich die Umrisse der Fuji-Nachbarn deutlich erkenne, müssen magische Kräfte im Spiel sein. Der Fuji verbirgt sich. Ich überprüfe meine Vorräte: im Magen habe ich 1/2 Liter Milch und einige pfannkuchenähnliche Teigwaren. Im Brotbeutel finde ich außer weiteren Pfannkuchen: Schokolade, Würfelzucker, Tee, Salz, Bananen, drei pampelmusenähnliche Früchte, eine Blechdose mit flüssiger Margarine, zerkrümeltes Vollkornbrot, drei Scheiben weiße eßbare Pappe. Im

Rucksack steckt ein großes Stück Salami und eine Feldflasche voller Wasser. Dazu kommt noch ein Körbchen voller Erdbeeren, das ich in die Hand nehme.

Ich entscheide mich für die zweite der westwärts führenden Straßen. Der Autoverkehr ist lebhaft. Bürgersteige gibt es nicht. Schon bald bemerke ich voller Argwohn, daß sich die Straße unmerklich nach links krümmt. obwohl sie versucht, diese Tatsache durch gelegentliche Rechtsdrehungen zu vertuschen. Es ist sehr heiß und schwül. Der schwüle Dunst entsteigt den vielen Wasserflächen. An der Straße entstehen einzelne Neubauten: Holzgerüste, die außen mit Wellblech oder Brettern verkleidet werden. Ein Bauer erntet Weizen. Der Weizen ist in Reihen gewachsen, wie bei uns die Mohrrüben. Der Bauer schneidet die Halme mit einem Messer ab. Manchmal traben matte Sportler an mir vorbei. Nach einer Stunde habe ich Gotemba immer noch nicht hinter mir und befürchte einen Sonnenstich. Deshalb setze ich mich in den Schatten eines verwahrlosten Tempels. ziehe die Schuhe aus und verzehre die Hälfte der Erdbeeren

Nach einer zweiten Stunde Marsch befinde ich mich in einer öden und staubigen Gegend, in der ständig Lastautos hin- und herfahren, die mit Erde beladen sind. Bagger heben mit Getöse Gräben aus. Es geht bergauf. Ein großes Wassersammelbecken deutet darauf hin, daß hier Reisland erschlossen wird. Ich sehe die erste japanische Kuh. Sie hat braunes Haar.

Längst habe ich die Straße verlassen und halte mich auf einem ausgefahrenen Weg, der aber auch nicht die gewünschte Richtung einhält. Kurz entschlossen biege ich neben einem Schild voller Schriftzeichen in ein zerwühltes Gelände ab, das aussieht wie ein Panzerübungsgelände.

Der Weg verliert sich allmählich in einer öden Heide. Ich mache häufig Pausen, betrachte meine Umgebung angestrengt durchs Fernglas und strecke alle Viere von mir.

Der Fuji ist immer noch nicht zu sehen. Aber es geht aufwärts. Die Karte verzeichnet eine Autostraße in 2000 m Höhe. Wenn dieser Berg der Fuji-Berg ist und ich dort bin, wo ich vermute, dann muß ich die Straße kreuzen. Ich höre kein Motorengeräusch. Es ist ganz still, nur ein kühler Wind zischelt durch

das trockene Gras. Mir fällt auf, daß das Lied von mir gewichen ist – und schon ist es wieder da: Zwischen Berg und – tiefem tiefem Tal – . . .

Der schmale Pfad endet in einem Weg, der genau quer zu meinem Kurs läuft, deshalb gehe ich einfach querfeldein. Solange ich bergauf gehe, sage ich mir, gehe ich richtig. Mickriges Dornengestrüpp zerkratzt mir die nackten Waden, und eine Art Huflattich bedeckt den Boden so dicht, daß ich nicht sehen kann. wohin ich trete. Ein paarmal muß ich durch tief eingefressene Sturzbachtäler klettern. Dann besteht die Vegetation zur Abwechslung aus harten Riesenhalmen, Granattrichtern, verkohltem Holz und Bombensplittern. Hinter jedem Hügel erhoffe ich die Autostraße. Endlich entdecke ich in der Ferne eine Hochspannungsleitung. Dort muß die Straße sein. Ich laufe und laufe - wie eine Maschine. Die Heide geht über in Gebüsch, das Gebüsch in Kiefernschonungen, die Schonungen in Wald mit undurchdringlichem Unterholz, das aus Brombeerranken und Schilf besteht. Zum Glück führt durch den Wald ein Weg. Immer steiler wird der Anstieg. Um 17 Uhr ist es soweit: ich stehe auf der Autostraße. Jetzt bin ich ziemlich sicher, daß ich mich auf dem Leib des Fuji-Berges befinde.

Du wirst mich nicht los, sage ich zum Fujisan und schlage erschöpft, aber zufrieden das Zelt auf. Ohne Appetit würge ich etwas Nahrung hinunter und lege mich hin, als es dämmert. Keine wohlige Müdigkeit stellt sich ein. Hände und Füße sind eiskalt, und die Arme sind vom Rucksacktragen wie abgeschnürt. Es ist schon ein sonderbares Vergnügen, dem ich da fröne. Aber ein Vergnügen muß es sein, denn ich habe keine Sehnsucht nach einem weichen Bett, nach Torte mit Bier oder nach häuslicher Geborgenheit.

Angenommen, ich wäre hier aus irgendeinem Grunde, zum Beispiel, weil Laufen gesund ist oder weil ich einen Rekord aufstellen will, oder weil ich eine Strecke zurücklegen muß. Dann wäre meine Tätigkeit eine Quälerei. Aber ich treibe mich hier nur herum, weil es mir Spaß macht.

Daß Wandern Spaß macht, wird nur derjenige einsehen können, für den Spaß und Anstrengung kein Gegensatz ist.

Wandern macht Spaß, weil es von Zeit zu Zeit befriedigend ist, ein Tier zu sein. Die



Der Fujiama.

Foto: Japanische Fremdenverkehrszentrale

abstrakten Verstandeskräfte treten zurück, Gedankenfetzen, Assoziationsketten, Bilder steigen auf. Der Satz: cogito ergo sum hat keinen Sinn mehr, weil es keinen Gegensatz gibt zwischen Denken und Sein. Wichtig ist Essen, Trinken, Ruhen, Schlafen und das Wetter, bisweilen Lesegier. Wandern ist alles andere als langweilig, sobald die Gedankenmaschine zum Stillstand gekommen ist. Oder Wandern ist der Gipfel der Langeweile. Da der Wanderer Selbstunterhalter ist, hängt das von ihm selbst ab.

Wanderer werfen sich nicht an den Busen der Natur, aber sie überlassen sich der Schönheit oder Häßlichkeit ihrer Umgebung. Sie schleppen keine Musikinstrumente mit sich herum, aber sie singen aus vollem Halse, wenn sie Lust dazu haben.

Im Gegensatz zum Gammler und seiner Verwandtschaft ist der Wanderer kein gesell-

schaftliches Wesen, bestenfalls ist er zahlendes Mitglied der Gesellschaft. Der Gammler spielt das Opfer der Gesellschaft, hat also eine gesellschaftliche Funktion. Der Gammler will ein wahrhafter Mensch unter lauter wahrhaften Menschen sein, was sicher kein Kunststück ist. Der Wanderer will überhaupt kein Mensch sein. Der Gammler stellt sich zur Schau, der Wanderer macht sich unsichtbar. Der Gammler will die Zivilisation abschaffen, die ihn trägt. Der Wanderer lernt die Zivilisation schätzen, aus der er kommt, und kehrt meistens gerne in sie zurück. Mit dem Wanderer meine ich natürlich mich. Der Gegensatz zur komfortablen Seßhaftigkeit ist nicht irgend ein Gegenalltag, sondern das ruhelose primitive Wandern.

Und solange es noch Land gibt, das nicht in Stücke geschnitten ist, solange die Gewässer noch keine Kloaken, die Lüfte noch keine Giftgase und Berge, Wiesen und Wälder noch keine Müllhaufen sind, solange wird es auch Wandertiere geben.

Krumm vor Kälte krieche ich nach draußen. Lieber Laufen als Schlafen und Frieren. Ein rotgoldener Schimmer glänzt auf den Blättern. Die Himmelssphären schallen wider vom Gesang der Vögel. Ich blicke gähnend in die Runde - und plötzlich ist die qualvolle Nacht vergessen. Vor mir, zwischen den Bäumen, zeigt sich schwarz der Berg, ein Anblick von großer Schönheit. Eine ganze Weile stehe ich im Schlafanzug da und starre ihn schlotternd an. Daß er ein Kami ist, darüber kann es keinen Zweifel geben. Doch diese Einsicht kann nicht verhindern, daß ich an einen großen schwarzen Furunkel erinnert werde. Die Welt ist schön: Sonne, Wind, Vögel, Blüten. Sogar ein rot markierter Wanderweg ist da. Ich vergesse, daß der Berg mir mißgünstig gesonnen ist.

Bald fällt der Weg zurück, und ich folge einem anderen, der durch einen Lärchenwald steil nach oben führt. Er ist ab und zu durch einen Farbklecks gekennzeichnet. Es dauert nicht lange, und der Weg verliert seine Ansehnlichkeit. Erst geht er in ein Bachbett über, dann ist er nur noch eine Rinne zwischen zwei erstarrten Lavaströmen. Die Farbkleckse haben sich verflüchtigt. Das Laufen in dem schwarzen Grus wird immer schwerer, weil der Anstieg immer steiler wird. Beim Abtasten des Gipfels mit dem Fernglas entdecke ich ein paar Hütten und etwas, das wie ein Omnibus aussieht. Vielleicht habe ich die Autostraße doch noch nicht erreicht. Wenn dort oben ein Omnibus ist, dann sind die Hütten bestimmt Verkaufsbuden.

Die Sonne brennt jetzt heiß vom leicht verschleierten Himmel. Das Fruchtsleisch der japanischen Pampelmuse löscht ausgezeichnet den Durst. Um jedes Segment spannt sich eine papierne Haut, die ich vor dem Essen abziehe. Bei jeder Rast gönne ich mir ein Segment.

Ziemlich abrupt bleibt der Bewuchs unter mir zurück. Immer höher steige ich in der Rinne, nach der Methode: drei Schritte hochsteigen, einen hinunterrutschen. Die Lavakrümel sehen aus wie ausgebrannter Koks. Sie sind von Luftblasen durchsetzt und daher so leicht, daß sie unter jedem Tritt zur Seite weichen. Ich komme nur noch vorwärts, indem ich in Serpentinen laufe oder mit auswärts gestell-

ten Füßen. Endlich habe ich das Ende der Rinne erreicht und stehe auf der Flanke einer schwarzen Riesenhalde, Links über mir ruht ein roter Nebengipfel. Ich wende mich nach rechts, Richtung Nordost. Bei jedem Schritt wirbelt Staub auf, bei jedem Tritt sinkt der Fuß bis über die Knöchel ein, wobei kleine scharfkantige Steine in die Strümpfe dringen. Um halb neun ist meine Energie erschöpft. Das Laufen strengt mich so an, daß ich stöhnen muß. Ich kann nicht mehr, weder rauf noch runter. Der schwarze Kegel über mir grinst höhnisch. Schwarz und tot ist auch die nähere Umgebung. Weiter unten wird es grün, noch weiter unten klebt der zähe graue Dunst, den ein paar violette Spitzen zerteilen. Dann fällt von weit voraus etwas in mein Auge, das mir neue Kraft gibt: ein Haus. Denn wo ein Haus ist, da ist auch ein Weg, schließe ich. Um neun Uhr habe ich das Haus erreicht und schüttle die Lava aus meinen Schuhen. Fenster und Türen des Hauses sind verriegelt und verrammelt. Anscheinend handelt es sich um eine Pilgerherberge. Aber die Zeit der Pilger ist noch nicht gekommen. Der Weg ist nicht mehr als eine schwach angedeutete Spur, hin und wieder durch Pfähle markiert, die eine Bezirksgrenze anzeigen. Die seelische Schwäche ist vergangen. Lang-

Die seelische Schwäche ist vergangen. Langsam, mit 10 bis 20 cm kleinen Schrittchen und trotzdem keuchend, steige ich weiter. Hoch oben sehe ich wieder die bunten Hütten und den Omnibus. Die Pausen folgen in immer kürzeren Abständen aufeinander: erst alle 20 Minuten, gegen Mittag alle fünf Minuten. Das Ausruhen ist ein unbeschreiblicher Genuß, ebenso das Zerkauen der Pampelmusenstücke.

Alle fünf Minuten zwei unbeschreibliche Genüsse auskosten zu können, und stets mit der gleichen Intensität — diese Möglichkeit müßte jeden Genießer und jeden Glücksfanatiker entzücken. Aber sie tut es nicht, weil es nicht der Genuß ohne Anstrengung ist.

So taumele ich von Genuß zu Genuß, bis ich um 14 Uhr eine Hütte mit einem aufgebrochenen Fensterladen erreiche.

Die einladende schwarze Fensterhöhle bannt mich, sie entzieht mir einfach den Willen zum Weiterlaufen. Inzwischen weiß ich auch, daß der Omnibus über mir gar kein Omnibus ist, sondern nur ein verriegeltes grünes Holzhaus. Der Wind wird immer stärker. Im Schatten der Hütte liegt Schnee. Um die Hütte verstreut liegen verrostete Konservendosen, Scherben und Plastikerzeugnisse, Ich krieche durch das Fenster ins Innere der Hütte, die von großen übereinandergeschichteten Steinbrocken am Wegfliegen gehindert wird. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich ein kleines Faß. Leider enthält es kein köstliches Bier, sondern eine penetrante Flüssigkeit, vielleicht Worcestersoße, die sich über meine Hand ergießt und mich noch tagelang durch ihren Gestank belästigt. In morschen Regalen stapeln sich Töpfe, Pfannen, Gläser und anderer Kram. Auf den fauligen Dielen türmt sich ein Gewirr von Brettern und Stangen. Zwei große Schneehaufen verbreiten eine Kälte wie im Leichenschauhaus. Aber sie liefern mir Wasser für einen heißen süßen Tec. Der Tee kann mir garnicht süß genug sein. Das ist ein Zeichen dafür, daß ich von meiner Substanz zehre. Um 18 Uhr liege ich lang.

Saftige Früchte, knuspriges Fleisch und prikkelnde Getränke umgaukeln mich. Dann kommt wieder die große Kälte. Zweimal gelingt es mir, meine Erwartungen an den Zustand "Normaltemperatur" zu reduzieren und wieder einzuschlafen, das erste Mal für drei Stunden, das zweite Mal für eine weitere Stunde. Dann geht der Schlaf über in ein gekrümmtes Dösen. Es war ein Fehler, die Schlafsackhülle zu Hause zu lassen. Draußen tobt der Sturm und schleudert ganze Regenwolken auf das Dach. Eine solche Nacht im Zelt wäre wahrscheinlich ein Kampf ums Leben gewesen.

Der heiße Tee morgens um halb vier ist wieder ein unbeschreiblicher Genuß. Ich lausche auf das Getöse draußen: sicher halb so schlimm, wie es sich anhört.

Um fünf Uhr krieche ich hinaus, um sechs Uhr krieche ich wieder hinein: naß bis auf die Haut, klamm, von einem epileptischen Zittern befallen. Ich bin froh, daß ich die Hütte wiedergefunden habe, ohne Weg und Steg und im Nebel. Noch eine Stunde draußen hätte ich vielleicht nicht überlebt.

Mit dem letzten halbwegs trockenen Streichholz entzünde ich ein Holzfeuer in einer tragbaren Feuerstelle. Ein fremdartig geformtes Beil hilft mir beim Zerkleinern der Bretter. In einer Bratpfanne röste ich das letzte Vollkornbrot und ein paar Scheiben von der ewi-

gen Salami. Wie gut, daß ich die Margarine noch nicht weggegossen habe. Rund um das Feuer hänge ich die nassen Sachen auf, ich selbst ziehe den Schlafanzug an und umwickle mich mit dem feuchten Schlafsack.

Meine Situation ist die: wenn der Fuji das Unwetter bis morgen früh im Gang halten kann, oder wenn er Feuer speien sollte, was er 1707 zum letzten Mal tat, dann steige ich ab, sonst auf.

So sitze ich da und hüte das Feuer und bin vollkommen glücklich. Acht Stunden später ist ein Paar Strümpfe und das Unterhemd versengt, eine Unterhose verbrannt und am Armel der Windjacke ist eine mürbe Stelle. Aber der Regen ist versiegt. Ich kann aufsteigen.

Hinter einem kleinen verrammelten Schrein finde ich einen Weg, der im Zickzack unter Schneefeldern dahinkriecht. Es ist kühl. Der Wind schubst mich hin und her. Kaltes Wasser umspült meine Zehen. Auf den letzten hundert Höhenmetern ist ein Drahtseil gespannt, an dem ich mich festhalten kann. Hier oben ist das Gestein schwer, scharf und rot gefärbt. Ich bleibe häufig stehen, um zu verpusten und um in einer phantastischen, jede Form sprengenden Farbenpracht zu schwelgen. Es gibt wohl nur wenige Berge auf der Welt, die so hoch ihre Umgebung überragen und den Blick so unbehindet schweifen lassen wie der Fuji.

Doch die Anziehungskraft des Gipfels macht sich immer stärker bemerkbar, und gute zwei Stunden nach meinem Aufbruch stehe ich am Rande des riesigen Kraters, dessen Durchmesser 200 bis 300 m betragen dürfte. Auf seinem Rand stehen, dicht gedrängt wie eine Schafherde, steinerne Pilgerunterkünfte und mehrere kleine Schreine. Den höchsten Punkt (3780 m) ziert ein Observatorium. Ich begegne keinem Wissenschaftler, keinem Pilger und keinem unglücklich Liebenden. Es soll einen alten Brauch geben, der darin besteht, daß sich unglücklich Liebende in den Krater stürzen. Das ist ein weiser Brauch. Entweder bringt der Unglückliche nicht die Kraft zum Aufstieg auf. Dann muß er zugeben, daß sein Unglück garnicht so groß sein kann, wie er meint. Oder er schafft den Aufstieg. Dann schwitzt er unterwegs sein Unglück aus. Für die Pilger ist es noch zu früh. Sie kommen erst ab Juli, aber dann zu Tausenden.

Gäbe es eine Drahtseilbahn auf den Fuji, dann wäre der Rundblick aus 3700 m Höhe eine kleine Attraktion zwischen Sonntagsbraten und Abendschau, so wie die Einnahme einer kleinen Prise Rauschgift oder die Besichtigung eines Tempels. Angenommen, es unterhalten sich Leute, die hochgeschwebt sind, mit Leuten, die hochgestiegen sind, über den Berg. Dann sprechen sie nicht über dasselbe.

Für die Hochgehievten ist der Berg ein Farbfilm mit vielen geografischen, geologischen, biologischen und ästhetischen Informationen. Die Farben sind nicht besser als im Fernsehen, eher schlechter. Die Wirkung ist im besten Falle ein ästhetisches oder analysierendes Interesse.

Leute, die hochlaufen, müssen sich dagegen mit einem lebendigen Wesen auseinandersetzen. Die Wirkung ist ein persönlicher Kontakt, der freundlicher, feindlicher oder sonstiger Art sein kann. Leuten, die mit einer Landschaft Preundschaft geschlossen haben, ist es nicht egal, was mit der Landschaft passiert. Sie werden sich vielleicht sogar dagegen wehren, daß die Landschaft vergiftet, amputiert oder liquidiert werden soll.

Objektiv betrachtet sprechen die Hochgeschwebten und die Hochgelaufenen natürlich doch vom gleichen Gegenstand. Aber da "objektiv betrachten" nur ein anderer Ausdruck ist für "töten und sezieren", ist objektive Betrachtungsweise nicht immer dem Gegenstand angemessen.

Es ist sehr kalt hier oben, hier ist viel Schnee und viel Wind. Deshalb rodle ich schon bald, auf meinem Rucksack sitzend, ein großes Schneefeld am Nordhang des Fuji hinunter. Halb rutschend, halb springend durchquere ich die Kokswüste, wobei ich aufpassen muß, daß sich mein Schwerpunkt senkrecht über meinen Füßen befindet, damit ich nicht nach hinten umfalle. Es dauert nicht lange, da beginnen Bauch- und Beinmuskeln zu zittern. Die Anstrengung ist anders als beim Aufstieg, aber nicht geringer.

Auf dieser Seite des Berges gibt es in geringen Abständen voneinander viele Pilgerhütten, und den Weg zwischen ihnen kann man gar nicht verfehlen: er ist durch Unrat gekennzeichnet. Ich mache mir einen eigenen Weg, weil ich nicht das Gefühl haben will, auf einer Müllkippe abzusteigen. Dem Berg ist der Müll anscheinend egal.

Endlich tauche ich in die Wolkenregion ein, die von melancholischen Zedern mit langen Flechtenbärten bewohnt wird. Einige Schneezungen reichen bis hierher. Noch ein paar Schritte, dann lichtet sich das Grau und eine Straße wird sichtbar. Es ist die 2000-m-Höhenstraße. Bis hier fahren die Autobusse. Unterhalb der Straße beginnt ein großer Wald aus Zedern, Lärchen, Kiefern und blühenden Büschen. Statt der melodischen Flötentöne vernehme ich das Krächzen zahlreicher Krähen und das Rauschen tief eingeschnittener Bäche. Ich komme an einer Pilgerhütte vorbei, die von einer mächtigen Zeder erschlagen wurde. Der Himmel rötet sich abendlich, es wird Zeit, sich nach einem Schlafplatz umzusehen.

Auf einer kleinen Lichtung neben einem Schrein lasse ich mich nieder. Der Fuji ist rosa verfärbt und sieht aus, als könne er kein Wässerchen trüben. Es fällt mir schwer zu glauben, daß ich vor ein paar Stunden da oben gestanden haben soll.

Meine Hoffnung auf eine angenehme Nacht ist wieder einmal vergebens. Die Kälte ist wie ein eiserner Spieß, der durch den Körper gebohrt ist.

Als die wärmende Sonne aufgeht, bin ich auf den Beinen. Kurz vor dem Ort Fujiyoshida finde ich einen Bach, in dem ich mir die stinkende Soße fast und den übrigen Dreck ganz abwaschen kann. Dann verzehre ich heißhungrig, an den Stamm einer dicken Zeder gelehnt, ein umfangreiches Frühstück und trinke Milch und eine Flüssigkeit namens Grape, die aussieht wie Benzin und die so schmeckt, daß man immer mehr davon trinken möchte. Jetzt ist es sehr heiß in der Sonne. Der Gedanke an die kalte Nacht kühlt leider nicht ab. Ich mache mich auf die Suche nach dem Bahnhof.

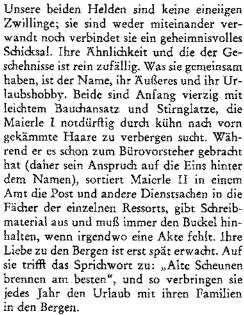
Über Reisfeldern, Lagerhallen, Fabriken und Baseballplätzen erhebt sich in makelloser Schönheit und Klarheit der Fuji. Von hier stammen die Postkarten und Bilderbuchbilder, denn hier zuckt es jedem Fotografen im Auslösefinger.

Anschrift des Verfassers: Eberhard Rosenke, D-7750 Konstanz, Gustav-Schwab-Str. 20

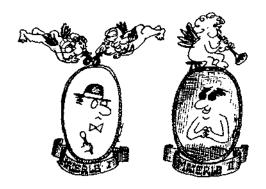
Die englischen Zwillinge

ERNST KIERES





Während Maierle II Übernachtung mit Frühstück in Biberwier genommen hat (gegessen wurde im "Goldenen Lamm", samstags und sonntags im Sporthotel "Grivola"), hat Maierle I den großen Sprung in die Westalpen gewagt und Quartier in Zermatt bezogen. Jeden Tag waren sie unterwegs. So hatte Maierle römisch Eins den Gornergrat zu Fuß erstiegen und sich erkühnt, den Übergang zum Stockhorn im Alleingang zu wagen. Numero zwo hatte mehrere hochgelegene Almen besucht und einen Non-Stop-Marsch rund um den Plansee durchgeführt, was ihm Blasen und den Unwillen seiner Frau einbrachte. Die Zeit war also reif für eine alpine Tat. So hatte Maierle II sich entschlossen, den Thaneller zu besteigen, dessen schöne Berggestalt er bei allen Wanderungen vor Augen hatte. Zu



diesem Zwecke versicherte er sich der Hilfe des jungen Bergführers Anderl Aurainer. Zur selben Zeit lernte Maierle I in vorgerückter Stunde den Andermatter Georg kennen. Sei es, daß der Alkohol gewirkt hatte und er sich ein bißchen zu stark fühlte, oder der Andermatter es verstand, ihm die Besteigung des Matterhorns schmackhaft zu machen, jedenfalls verabredeten sie sich für Montagabend im Hotel "Bellevue" neben der Hörnli-Hütte, um am Dienstag das Horn zu besteigen.

Im Verlauf der nächsten Tage reute ihn diese weinselige Verabredung, und ein plötzlicher Schlechtwettereinbruch wäre ihm garnicht so ungelegen gekommen. Aber das Schicksal tat ihm diesen Gefallen nicht, und so strahlte die Sonne jeden Tag von einem herrlichen, blauen Himmel herab. Der immer näher rückende Termin stürzte ihn in depressive Stimmungen, die zwischen Hochgefühl und Ängstlichkeit, verbunden mit Arger über sich selbst, der leichtsinnig sich auf ein solches Unternehmen einließ, schwankten. In der letzten Nacht, die er im Tal schlief, plagten ihn wirre Träume, und als er gegen Morgen aufwachte, war sein erster Gedanke das Wetter, der ihn zum Fenster eilen ließ, sich wie ein Ertrinkender an die Hoffnung einer Wetterverschlechterung klammernd - aber die Sonne schien, es gab kein Zurück.

Den Morgen verbrachte er damit, seinen Rucksack immer wieder umzupacken. Endlich war es soweit. Er nahm Abschied von seiner Frau, als gelte es, ins Feld zu ziehen; wehrte, auf Haltung bedacht, ihre Ermahnungen ab und begab sich zur Seilbahn, die ihn zum Schwarzsee hinaufbrachte. Der Weg zur Hütte war stark begangen. Als Matterhornbesteiger fühlte sich Maierle I bemüßigt, dies

auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Er zwang sich zu einem schwergewichtigen Alplerschritt, nahm die Sonnenbrille ab und kniff die Augen zusammen. So seinem Gesicht die markige Männlichkeit einer bekannten Wodkareklame gebend musterte er die ihm entgegenkommenden kritisch auf ihre Bergtauglichkeit.

In Biberwier dagegen benutzte Maierle II den Tag, um sich körperlich auf das bevorstehende Abenteuer vorzubereiten und ging, obwohl Wochentag, zum Mittag- und zum Abendessen ins "Grivola". Den Tag verbrachte er kräfteschonend im Liegestuhl, jedem, der ihm über den Weg lief, von seinem Vorhaben, den Thaneller über die Nordwand zu ersteigen, erzählend. Die Benutzung des "Riezler-Steiges" unterschlug er. Er fand, daß dessen Erwähnung dem Wort Nordwand Abbruch täte. Wenn er so Nordwand sagte, sprach er bedeutungsvoll und kostete das Wort aus als stünde Eiger davor. Gegen Abend ging er zum Aurainer, um nochmals alles durchzusprechen. Der jedoch komplimentierte ihn schnell wieder hinaus und empfahl ihm, früh schlafen zu gehen. Gekränkt, weil niemand seine Nordwandtour gebührend beachtete, trat er den Heimweg an.

Inzwischen war unser Matterhornbesteiger vor dem Hotel "Bellevue" angekommen. Sein Alplerschritt war etwas zitterig geworden, und der markige Gesichtsausdruck im Schweiß zerflossen. Schweratmend ließ er sich an einem Tisch nieder. In sich zusammengesunken genoß er die erste Büchse Bier. Mit geradezu animalischem Wohlbehagen spürte er dem Bier nach, wie es in ihm hinunterrann, den Magen ausfüllte und sich der würzige Hopfengeschmack im Munde entfaltete. Langsam erwachten seine Lebensgeister wieder und ließen ihn das bunte Treiben umher wahrnehmen. Bei der zweiten Büchse kam er zu der Feststellung, daß sich dieser schweißtreibende Aufstieg schon wegen der Aussicht gelohnt hatte und begab sich, nach weiterer Stärkung, auf die Suche nach Führer und Nachtlager. Da Ersterer noch nicht da, vom zweiten nur noch fünfzig Zentimeter vorhanden, war er schnell eingerichtet, und so bummelte er in Richtung Aufstieg, suchte sich ein windgeschütztes Plätzchen und betrachtete den sich vor ihm aufsteilenden Grat. Je mehr er sich in dessen Anblick vertiefte, desto endloser erschien er ihm. Nach und nach trafen die vom Berg zurückkehrenden Seilschaften ein. Maierle, begierig, etwas über die Tour zu erfahren, sprach Verschiedene an und war über das, was er zu hören bekam, zutiefst erschrocken. Von übermenschlichen Anstrengungen, Steinschlag, Eis, schwindelerregenden Passagen und dergleichen wurde ihm erzählt; ein Berg nur für wahre Alpinisten. Als er schon bereit war, aufzugeben, kam der Andermatter, begrüßte ihn und vollzog mit einigen Worten seine moralische Wiederaufrüstung.

Die Nacht und die Matratze teilte er mit einem schnarchenden Kleiderschrank, und so war er froh, als um halb drei ein großes Rumoren anfing. Im Dunklen entstand auf den Matratzen und zwischen den Rucksäcken ein wildes Gewühle. Taschenlampen leuchteten auf und bewegten sich hektisch, blitzschnell verschwindende Muster zeichnend, wie überdimensionale Glühwürmchen hin und her. Mühsam versuchte er, sich in dem engen Gang zwischen den Lagern anzuziehen. Ein schwieriges Kunststück in diesem Durcheinander von Armen und Beinen, Kleidungsstücken und Ausrüstungsgegenständen. Zuerst stak er mit dem linken Fuß im Armel des Pullovers, den sich der Kleiderschrank überstreifte. Dann war er gezwungen, einen fremden Strumpf überzuziehen, da sein eigener nicht mehr aufzufinden war. Der Versuch, seine Sachen zusammenzusuchen, scheiterte kläglich. Wäre der Andermatter nicht plötzlich aufgetaucht, wie es diesem überhaupt gelungen war, ihn zu finden, war Maierle ein Rätsel, hätte er wohl ohne einen Teil seiner Habe davonziehen müssen. Von diesem Augenblick an lief alles wie am Schnürchen. Unten fand der Andermatter einen Platz, besorgte das Frühstück, kurz, Maierle war froh, ihn zu haben. Dann wurde es Ernst. Vor der Tür herrschte großes Gedränge. Die Bergzüge ringsum schienen in der Dunkelheit wie eine amorphe Masse ineinanderzufließen. Etwas Drohendes ging von ihnen aus, was jedoch durch den prächtigen Sternenhimmel, der sich wie ein Gewölbe glitzernd über sie spannte, gemildert wurde. Der scheidende Mond verbreitete ein mildes Licht, in dem sich die Seilschaften zusammenfanden. Der Andermatter schlang ihm ein Seil um den Leib, und so geführt stolperte er hinter seinem Führer ins

Dunkle hinein. Bald wuchtete die Einstiegwand finster vor ihnen auf. Maierle tastete sich mit Händen und Füßen aufwärts und versuchte krampfhaft, auf den leicht vereisten Felsen Halt zu finden. Doch da war schon der beruhigende Zug des Seiles und des Andermatters Stimme, die ihm Tritte und Griffe ansagte, für Maierle unerklärlich, der wie ein Blinder umhertappte. Das Einstiegswändchen war bald überwunden. Ein großes Trümmerfeld wurde erstiegen, dessen Hintergrund der Steilaufschwung des ersten Gratteiles bildete, in dem die Lichtpünktchen der Stirnlampen eine zittrige Prozession bildeten. Wieder ging es in die Felsen. Wie ein Maikäfer krabbelte Maierle hinter seinem Führer her. Die Stimme des Andermatters war immer bei ihm, dirigierte ihn und vermittelte ihm ein Gefühl der Sicherheit, dem er sich willig hingab. Obwohl seine Schienbeine öfters Bekanntschaft mit dem Fels machten, begann ihm die leichte Kletterei zu gefallen. Hin und wieder warf er einen schnellen Blick nach rechts und links, sah die dunklen Silhouetten der Bergzüge, tief unten die Lichter des Ortes mit ihren durch den Verlauf der Straßen bedingten wirren Mustern und das geisterhafte Leuchten des Furgg-Gletschers. Langsam wurde es heller. Die Konturen der einzelnen Felspartien schälten sich aus dem Dunklen heraus. Das Massiv des Monte Rosa und das graue Weiß der weiten Schneefelder nahm allmählich Form an.

Biberwier, 5.20 Uhr.

Des andern Maierles großer Tag begann. Die morgendliche Wäsche ließ er als zünstiger Bergsteiger ausfallen und beschränkte sich lediglich aufs Zähneputzen. Ungeduldig nahm er sein Frühstück ein und begab sich zum Aurainer, der ihn schon erwartete. Der Zug nach Reutte brachte sie zur Station Thaneller-Kar, und im Scheine der ersten Sonnenstrahlen stapsten sie über die bereiften Wiesen aufwärts. Bald gelangten sie in das Karles-Tal, wo der Jochplatz sich vor die Sonne schob und sie die Kühle des frühen Morgens umfing. Nach der Abzweigung zur Rauch-Alm verengte sich das Tal. Kuhfladen lagen auf dem Pfad, durch den leichten Frost der Nacht oberflächlich gefroren. Vorsichtig ging Maierle ihnen aus dem Weg. An einer Engstelle ließ es sich nicht vermeiden, draufzutreten. Möglich, daß der Fladen nicht allzu

dick war oder schon älter, jedenfalls zerbrach er unter seinem Tritt und zerbröckelte. So zur Unvorsichtigkeit verleitet, wich er dem nächsten nicht mehr aus. Wie ein Kind, das gerne im Matsch herumpantscht oder neugierig die Dicke einer Eisschicht ausprobiert, setzte er kühn den Fuß auf ein besonders kräftiges Exemplar, dessen trügerische Frostdecke mit einem dumpfen Geräusch - das auf den Inhalt schließen ließ - zerbrach und seinen Schuh mit sattem Schmatzen umschloß. Maierle fluchte, verwünschte die Almwirtschaft, die Senner, die gefälligst besser auf ihre Rindviecher aufpassen sollten und schritt vorsichtig zu einem großen Grasbüschel, um an diesem seinen Schuh notdürftig zu säubern. Der Anderl war stehen geblieben, grinste wie ein Honigkuchenpferd und tröstete ihn mit dem Hinweis, daß Kuhfladen ja nicht so stinken würden wie andere Exkremente. Er wäre am letzten Samstag, als er um halber Zwölfe aus dem "Lamm" gekommen sei, in ein Riesentrumm von einem Hund getreten. Am anderen Morgen habe die Nanni gräßlich geschimpst und zwei Tage lüsten müssen.

Langsam weitete sich das Kar, und sie stiegen über Geröll in weitem Bogen aufwärts zum Fuße der Wand, die sich wuchtig in ihrem lichtlosen Grau vor ihnen aufbaute. Maierle, der den Berg von dieser Seite noch nicht gesehen hatte, konnte sich nicht vorstellen, wie hier ein Durchkommen möglich sein solite. Ihm wurde mulmig zu Mute und er haderte mit sich. Unwillkürlich dachte er daran, daß - wäre er unten geblieben - er jetzt wohl aufstehen und sich geruhsam waschen und ankleiden würde, um dann auf der besonnten Terrasse zu frühstücken; dachte an einen anschließenden Bummel durchs Dorf, kurz an die andere Möglichkeit, seinen Urlaub zu verbringen. Während er derartigen Gedanken nachhing, waren sie am Einstieg angelangt; dort nahm ihn der Anderl ans Seil und verhinderte somit jeden Fluchtgedanken.

Zermatt, 8.00 Uhr

Maierle I und der Andermatter waren gut vorangekommen. Sie mußten den Grat verlassen und in die etwas mehr geneigte Ostwand ausweichen. Auf dem feinen Geröll, das hier und da die Felsen bedeckte, glitt Maierle mehrmals aus, und er war froh, als sie wieder in steileren, aber festen Fels kamen, der

ihnen außerdem mehr Schutz vor dem Steinschlag bot. Jedesmal, wenn dieser sich durch das Geschrei anderer Seilschaften und durch sein Geprassel ankündigte, erging sich der Andermatter in gräßlichen Flüchen, die Maierle nur zum Teil verstand. Während er versuchte, sich so klein wie möglich zu machen, hatte er Gelegenheit, die Ausdruckskraft des Schwyzerdütsch zu bewundern. Bald hatten sie die Solvay-Hütte erreicht. Leider war diese feste und gut eingerichtete kleine Schutzhütte in eine Müllkippe verwandelt worden. Da um die Hütte herum jeder Tourist sein großes Geschäft verrichtet zu haben schien, zogen sie es vor, weiter oben zu pausieren. Nach kurzer Rast ging es in einer steilen Verschneidung aufwärts, und Maierle machte seine erste Bekanntschaft mit einem Felshaken. Als er ihn berührte, war dies für ihn fast wie ein alpiner Ritterschlag. Bald erreichten sie wieder den Grat, der endlos erschien und sich immer neu vor ihnen aufbäumte.

Biberwier, 8.00 Uhr

Maierle II legte zum ersten Male Hand an den Fels. Das Gestein war kalt und von einer feinkörnigen Staubschicht bedeckt. Rechts von ihnen strebte die Wand mit steilen und manchmal überhängenden Pfeilern und Bäuchen gen Himmel. Ihm fielen alpine Berichte ein, in denen die Begehung solcher Wandteile beschrieben wurde. Bei dem Gedanken, selbst in einer solchen Tour zu sein, krampfte sich sein Magen zusammen, und er bewunderte den Mut derjenigen, die solche Schwierigkeiten meisterten. Dieserart geschockt, ergriff er dankbar die Drahtseile. Langsam weitete sich der Blick. Das weite Rund des Beckens, in dem Reutte liegt, wurde sichtbar und die vom Säuling ostwärts ziehende Kette, hinter der sich die Ebene ins Unendliche verlor. Der Kletterpfad, der stetig nach links hoch führte, brachte sie langsam in die Ostflanke und bescherte ihnen einen herrlichen Tiefblick auf Biberwier und den Plansee. Maierle war fasziniert, und so war es weiter nicht verwunderlich, daß er übers Schauen einige Male ins Stolpern geriet. Mittlerweile waren sie ziemlich hoch gekommen und er glaubte schon, dem Gipfel nahe zu sein, aber immer wenn sich der Fels zurücklegte und ihm so die Nähe des Gipfels suggerierte, bauten sich neue Felspartien vor ihnen auf.

Zermatt, 10.00 Uhr

Der Andermatter und sein Tourist waren an der Schulter angelangt, welche sich Maierle I viel länger, breiter und nicht so scharfkantig verfirnt vorgestellt hatte. Um das erste fixe Seil am Ende der Schulter drängten sich die Seilschaften. Die seichte, rampenartige Verschneidung, durch die es hochführte, war vereist, und da sich keiner traute, ohne Hilfe des Sciles hochzusteigen, ging es nur langsam voran. Auch am zweiten fixen Seil, welches die Überwindung eines kleinen Wändchens erleichtern sollte, turnte alles stockend und mit viel Geschrei nach oben. Der Andermatter zog sich mit einigen geschickten Griffen links des Seiles hoch und hievte Maierle wie ein Stück Schwergut nach. Als sie die Verankerung des letzten Seiles erreicht hatten, konnten sie den ganzen, sich hier hangartig verbreiternden Grat einsehen. Erleichtert atmete Maierle auf, glaubte er doch wie sein Namensvetter am Thaneller, dem Gipfel schon nahe zu sein. Bald jedoch folgte auch bei ihm die Enttäuschung, denn endlos kam ihm diese Teilstrecke vor.

Langsam wurde die Luft knapp. Seine Glieder schienen mit Blei gefüllt zu sein und ließen ihn mit offenem Mund hinter seinem Führer herkeuchen. Am liebsten wäre er umgekehrt. Wie immer kurz vor dem Ziel fielen auch hier die letzten Meter am schwersten. Rechter Hand legte sich die Nordwand stark zurück und bot sich dar als das Bild eines wenn auch steilen - mit Geröll bedeckten Hanges; ganz ihres schrecklichen Nimbus entkleidet. Dann endlich war es so weit. Der Grat wurde wieder schmäler, verfirnte und leitete sie im sansten Bogen nach rechts zum Gipfel, der sich eindrucksvoll mit seiner eiszapfenbewehrten Gipfelwächte präsentierte. Ein Ausblick wie nur vom Horn möglich belohnte ihre Mühe. Wolken waren aufgekommen und schwammen tief unter ihnen in den Tälern wie kleine Schaumkronen auf einem klaren, den Grund noch erkennbar lassenden Wasserlauf. Die Talböden schienen in eine blaugrüne Emulsion getaucht zu sein, und nur bei genauerem Hinsehen waren Einzelheiten erkennbar. Außer dem Himmel war kein winkeliger Bezugspunkt vorhanden, und so hatten manche Ausblicke etwas Pittores-



Das Matterhorn vom Aufstieg zum Zinalrothorn aus; in Draufsicht die Nordwand, rechts Zmutt-, links Hörnligrat.

Foto: P. Fischer

kes an sich, wie zum Beispiel auf die nachkommenden Seilschaften, denen man auf den ersten Blick nicht ansah, daß sie hochkletterten, eher schienen sie wie Ameisen auf einer geneigten Fläche umherzukrabbeln.

Während Maierle appetitlos an seinem Proviant herumwürgte, zeigte ihm der Andermatter die umliegenden Gipfel. Maierle war nervös. Innerlich vibrierte er wie unter einer starken Spannung stehend. Alles war so irrsinnig hoch, abschüssig und steil, und so war

er froh, als der Andermatter zum Abstieg rüstete.

Biberwier, 10.00 Uhr

Die Seilschaft Aurainer-Maierle II war fast auf dem Gipfel. Es war warm geworden und sie hielten kurz an, um sich der Pullover zu entledigen. Maierle nutzte die Gelegenheit, um sich schnell zu stärken und nach den Bergdohlen Ausschau zu halten, deren Flügelschlag er manchmal vernahm. In diesem Moment schrie der Aurainer! Wieder hörte er den sausenden Flügelschlag, als der Anderl ihn zu sich niederriß. Ein dunkler Schatten huschte vorbei, und die vermeintliche Dohle entpuppte sich als übler Steinschlag. Um eine Erfahrung reicher, schielte er in der Folgezeit mit einem Auge stets nach oben, jederzeit bereit, in Deckung zu gehen. Unwillkürlich erinnerte er sich der Ausbilder seiner Militärzeit, die sie oft mit den Kommandos: "Panzer von links" oder "Tiefflieger von rechts" in die Büsche und Straßengräben scheuchten. Ihm fiel ein Bericht ein, in dem der Verfasser beschrieb, wie sie sich die Reservesocken in die Trenkerhüte stopften, um so etwas Schutz vor dem Steinschlag zu haben.

Bald hatten sie das steinschlaggefährdete Stück überwunden; ein breiter, mauerartiger Aufschwung noch, und sie betraten eine kleine, topfebene Plattform, von der sie nach links zum eigentlichen Gipfel querten. Unter dem Gipfelkreuz angekommen, reichte ihm der Anderl die Hand, wünschte Bergheil und sprach einige anerkennende Worte. Er machte das so nett, daß Maierle sich wie das Anderls Berggefährte vorkam und fast vergaß, daß er der Geführte war.

Da der Thaneller ganz für sich alleine steht, war der Ausblick großartig. Maierle konnte fast alle Touren der vergangenen Tage ausmachen. Er erkannte den Daniel und den Grat zum Heberjoch, den Abstieg und seinen kleinen Verhauer. Imposant wirkte das wie eine riesige Mauer sich erhebende Zugspitzmassiv und die gegenüberliegende Sonnenspitze, getrennt durch die Ehrwalder-Alm. über die der Blick weit ins Gaistal bis hin zur Hohen Munde reichte. Das alte Bergsturzgebiet des Fernpasses mit seinen Seen war verdeckt durch die Gartnerwand, deren brüchige Nordwand düster und drohend wirkte. Maierle erinnerte sich etwas unangenehm berührt an seinen Versuch, den langgestreckten Gipfel zu überschreiten; als er hinter dem Hauptgipfel leicht absteigend in schauderhaft brüchiges Gestein kam und bei dem Versuch, wieder auf den Grat hochzuklettern, einige Male ganze Felsplatten in den Händen hielt. Der Anderl hatte das Seil aufgenommen und reichte Maierle das Gipfelbuch, Stolz setzte er seinen Namen schwungvoll unter die letzte Eintragung. Anschließend machten sie sich über ihren Proviant her, und als der Anderl sah, mit welchem Appetit sein Begleiter über die Vorräte herfiel, überließ er ihm gutmütig auch seinen Teil.

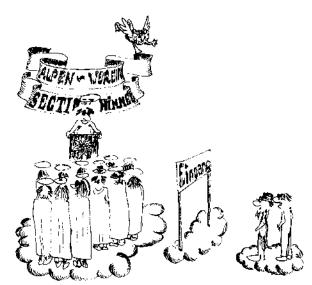
Der landschaftlich schöne Abstieg war ein Genuß, der leider durch ein kleines Mißgeschick etwas gestört wurde. Eine von Maierles Profilsohlen hatte sich gelöst, und da er sie nicht abreißen konnte, zwang ihn dieser Umstand zu einer Art Stechschritt. So riß er das rechte Bein jedesmal hoch, was zur Folge hatte, daß die Sohle hochgeschleudert wurde, von unten gegen den Schuh klatschte und ihn in die Lage versetzte, den Fuß aufzusetzen, ohne die Sohle zu knicken. Um den Schaden schnellstens zu beheben und weil es noch früh am Tag war, schlug der Aurainer vor, den Rückweg über die Enzian-Hütte zu nehmen. Ein Vorschlag, der Maierles uneingeschränkte Zustimmung fand. Hatte er doch schon von dieser Hütte und den sagenhaften Portionen gehört, welche dort als Bergsteigeressen angeboten wurden. Also verließen sie auf halbem Weg den normalen Abstieg und querten nach links in das kleine Tal unterhalb der Wildbund-Scharte hinüber. Als sie in die Hütte eintraten, zog ihnen ein verführerischer Duft entgegen, der Maierles Magen tatendurstig aufknurren ließ. Solcher Art animiert, bereitete er sich auf die zweite große Tat des Tages vor. Schnell war bestellt, und als die flinke und freundliche Bedienung auftrug, glänzten auch des Anderls Augen ob des appetitlichen Anblicks, In weiser Voraussicht öffnete Maierle noch den obersten Knopf seines Hosenbundes und entfesselte dann eine denkwürdige Materialschlacht. In seiner Hochform steigerte er sich in eine wahre Fresekstase, so daß der Hüttenwirt, neugierig und geschmeichelt über den Appetit des Gastes, den Kopf durch die Durchreiche steckte. Bald aber wurde seine und des Aurainers Miene besorgter, und so kam es wie es kommen mußte: Maierle überfraß sich. Seine Augen wurden stumpfer, seine vorher so kraftvollen Kaubewegungen immer langsamer und schlaffer, dann, zum Schluß, gab er noch einen kleinen Rülpser von sich, die Augen fielen ihm zu und er verschied.*)

*) Anmerkung des Verfassers: Aufgrund dieses Vorfalles wurde der Hüttenwirt, Pankrazius Gschedelbauer, angehalten, sein Bergsteigeressen preislich, qualitativ und quantitativ dem auf anderen Hütten üblichen anzugleichen.

Zermatt, 13.00 Uhr

Die schweizerische Seilschaft war im Abstieg begriffen. Als sie die fixen Seile erreichten, hatte sich der Himmel völlig bezogen, und ein kalter, böiger Wind war aufgekommen. Trotzdem befanden sich noch viele Seilschaften im Aufstieg. Nervös stiegen sie an den Seilen hoch, sich oft gegenseitig behindernd. Der Andermatter dirigierte seinen Gast rigoros hindurch, und wenn dieser zauderte, griff er zur bewährten Mehlsackmethode. So kamen sie flott abwärts. Zwar gefiel Maierle dieses Gehetze nicht, aber in Anbetracht des sich verschlechternden Wetters bemühte er sich nach bestem Können, zumal er froh war über jeden Meter, den sie tiefer kamen. Und es waren viele Meter. Die Zeit verstrich und Maierle, dem jeder Tritt und Griff angesagt wurde, kletterte und stieg stumpfsinnig abwärts, vom Andermatter wie ein Automat gelenkt. Unterhalb der Solvay-Hütte begann es zu graupeln. Aufgeschreckt beobachtete Maierle, wie sich eine nasse, dünne Schicht auf den Felsen bildere. Geschichten fielen ihm ein, in denen Bergsteiger im Abstieg von schlechtem Wetter überrascht wurden und in dramatische Situationen gerieten. Allmählich gingen die Graupelschauer in Regen über, der langsam durch die Kleidung drang und sie durchnäßte. Hier und da waren wieder Spuren auf den nicht mehr so glitschigen Felsen zu erkennen. Immer tiefer kommend erschienen ihm die Felsformationen wieder bekannt. und als er von oberhalb des ersten, wie ein schmales Dreieck wirkenden Steilaufschwungs die Hütte sah, wurde es ihm leichter ums Herz. Aber dieses letzte Stück wollte überwunden sein; es war steil, und öfters glitt er auf den nassen Felsen aus. Endlich war der Fuß der Wand erreicht. Die Rinne, nochmals Felsen, durch das Trümmerfeld und hinab über das durch den Regen schmierig gewordene Einstiegswändchen. Ein Sprung in den tiefen Sulzschnee und sie waren unten.

Maierle ließ sich erschöpft auf einen Stein fallen. Des Andermatters Eile jedoch hielt an. Schnell seilte er ihn aus, redete etwas von brav gemacht, kleine Pause nötig und letztes Stück ja allein gehen; gab ihm die Hand, einen Klaps auf die Schulter und verschwand im Nieselregen. Maierle fühlte sich ausgehöhlt und deprimiert. Das Wetter, des Andermatters sang- und klangloses Verschwinden, die



Zeichnung: A. G. Pauli

Art, wie er ihn den Berg hinunter gehetzt hatte, all dies vermieste ihm das Erlebnis seiner Matterhornbesteigung. Zu müde, um noch zum Schwarzsee abzusteigen, blieb er auf der Matterhorn-Hütte, die aus den Nähten zu platzen schien. Dasselbe Spiel wie am frühen Morgen begann. Eingeklemmt zwischen Rucksäcken und neu eingetroffenen Bergsteigern, die eine laute, tatendurstige Vitalität ausströmten, verbrachte er den Abend. Früh suchte er das Lager auf, das noch stärker belegt war als in der vergangenen Nacht. Die Enge war erdrückend. Die warme, stikkige Luft, die Ausdünstungen der verschwitzten Körper und der aufgehängten Socken ließen im Verein mit der nahen Dachschräge über seinem Gesicht regelrechte Platzangst in ihm hochsteigen. Er fühlte sich wie ein Graubrot in einer viel zu engen, zugeschobenen Schublade und glaubte keine Luft mehr zu bekommen. Er versuchte sich zu beruhigen mit dem Gedanken, noch nie etwas von erstickten Bergsteigern gehört zu haben und bedauerte, nicht doch noch abgestiegen zu sein; aber es war zu spät. Langsam schwanden ihm die Sinne und er entschlief, für sich den traurigen Ruhm beanspruchend, der Erste zu sein, der in einem Matratzenlager erstunken war.")

*) Anmerkung des Verfassers: Aufgrund dieses Vorfalles wurden alle Fenster ausreichend vergrößert; auch dürfen seitdem keine Strümpfe mehr im Matratzenlager aufgehängt werden. Maierle I und II sind nicht mehr – und diese Geschichte wäre eigentlich zu Ende; aber es wäre kein schönes Ende. Da jedoch der Schluß immer das Beste sein sollte, so wie man sich den leckersten Bissen einer Mahlzeit bis zuletzt aufbewahrt, geht unsere Erzählung noch ein klein wenig weiter.

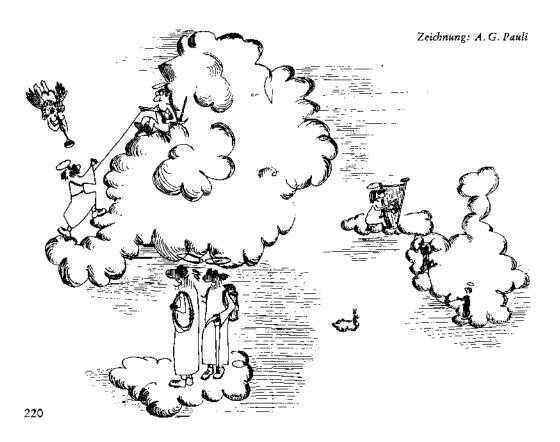
Unsere beiden Helden sind in den Himmel gekommen. Nicht in den normalen, so mit Wolkenschieben und so weiter — nein — sie hat man in einen besonderen Himmel geschickt (in den übrigens alle braven Bergsteiger kommen) — nämlich in den Bergsteiger-himmel. Mitten in den Wolkenbergen liegt er, und hier finden sie sich alle ein, die Jochbummler und die Sestogradisten. Jeder findet seine Erfüllung, seinen Berg, seine Traumroute. Der Bergwanderer auf dem mittäglichen Gipfel einer majestätisch dahinsegelnden Cumulus, der Kletterer in den stattlichen Wolkentürmen und die Extremen in den düsteren Wänden wildzerrissener Gewitterwolken.

Natürlich besteht das Leben dort oben nicht nur aus Klettern und Bergsteigen. Es gibt auch viel Arbeit. So muß zum Beispiel der Weg zum Himmel immer wieder geräumt werden. Denn der Aufstieg dorthin ist mühsam, und oft verhindert der himmlische Steinschlag ein Durchkommen. So sind unsere Bergsteigerbrigaden vollauf damit beschäftigt, den Weg frei zu machen und ihn denen zu erleichtern, die noch kommen werden. Denen, deren Wollen und Können oftmals nur aus Träumen und Sehnen besteht.

Ihr aller Lohn ist dann ihr Ziel, die weißen Berge dort oben, jenseits, im anderen Alpenland. So hebt nach getaner Arbeit ein großes Klettern an. Im besten Wolkenfels werden Höhen erstürmt und Routen bezwungen.

Unsere beiden Freunde haben sich gefunden und sind dabei. Sie bilden eine Seilschaft, und wie man hört, nicht die schlechteste in unserer Himmlischen Sektion.

Anschrift des Verfassers: Ernst Kieres, 4 Düsseldorf, Rethelstraße 174



Wissenschaftliches AV-Heft "Hochkönig - Hagengebirge"

Die Schriftleitung des Jahrbuchs 1972 erreichten zum Kartenblatt "Hochkönig-Hagengebirge" qualifizierte wissenschaftliche Arbeiten in einer Fülle, die allein die Hälfte des gesamten Buchumfangs beansprucht hätten. Dies schien uns nach eingehenden Überlegungen mit allen Beteiligten die Maßnahme zu rechtfertigen, parallel zum Jahrbuch, das sich in seiner Aussage ja an alle Mitglieder richten soll, eine Sondernummer aus der Reihe der Wissenschaftlichen AV-Hefte erscheinen zu lassen, die in der Art einer Gebietsmonographie all die genannten Beiträge enthalten wird

Rüdiger Finsterwalder: Zur Aufnahme der Alpenvereinskarte "Hochkönig -- Hagengebirge"

Leonhard Brandstätter: Die Alpenvereinskarten der Hochköniggruppe und die Tradition

Franz Dotter: Zur Namenerhebung für die AV-Karten "Steinernes Meer" und

"Hochkönig-Hagengebirge"

Josef Goldberger mit Beiträgen von Kurt Jaksch und Rudolf Wüstrich:

Die Übergossene Alm - Der Hochköniggletscher

Klaus Haserodt: Karstformen im Hagengebirge

Werner Heißel: Geologie

Friederike Zaisberger: Die Hagenbauern